von Köln mit militärischer Gewalt aus seiner Diöcese abgeführt; unter dem jetzigen werden zwei kirchliche Staatsdiener vom Papst zu Kardinälen erhoben, um die romantische Epoche wahrzunehmen zur Förderung der Sache Roms im Lande der Borussen. Breslau zählt unter 105,000 Einwohnern nur 30,000 katholische Christen; seit den Zeiten der Reformation wachte der Magistrat der Stadt mit unausgesetzter Eifersucht auf seine protestantischen Rechte, und seit zehn Jahren arbeitet hier heimlich und offen mit neuen Kräften eine Propaganda, entkalket der römische Glaube in Kirchenfesten eine Schaustellung und Pracht, die an Wirkung auf den sinnlichen Menschen der innern Arbeitsamkeit ultramontaner Geister zum Gewinn hülfsbedürftiger Seelen nichts nachgibt. Je drückender die Noth, desto heilsbedürftiger die Menschen; je dunkler die Erde, desto leuchtender der vorgespiegelte Himmel. Fand die Demokratie im Proletariat Breslau's einen durchackerten Boden, so findet sich jetzt nach deren Niederschlag von neuem der alte Glaube ein, um die unklar aufgegangene Saat in seine weiten Scheuern einzuheimsen. Ein hungerndes und zerlumptes Volk bad der Vorspiegelungen der Demokratie müde ist, wird allezeit reif zum römischen Proselytismus sein. Man sage nicht, Schaugepränge hätten ihre Wirksamkeit auf die Geschlechter der Menschen verloren. Vor wenig Wochen war ganz Breslau sammt der berittenen Bürgerschaft auf den Füßen, um feierlich den Legaten des Papstes einzuholen, der dem Fürstbischof Diepenbrock den Kardinalshut zu überbringen hatte.

In den weiten Hallen des Domes bewegte sich auch heute eine glaubens-, und weit mehr noch schaulustige Menge stürmisch durch einander, um den „Fierschten" zu sehen, der den feierlichen Zug reichgekleideter Chorknaben und Diener der Kirche, junger und ehrwürdig greifer Prälaten links und rechts segenspendend beschloß und dem Hochamt beiwohnte. — Der Protestantismus hat von weltlichen Satelliten nichts als den Verstand in seinem Dienste; im Dienste des Katholicismus sind die Künste mit all ihrem Zauber. Und wo Jener vor den Consequenzen seiner Logik bestürzt und furchtsam stille steht, hat Dieser in der Noth arger Zeiten, in der Zeit des Treubruchs aller Parteien, die am Heile irre geworden, und in der Hülfsbedürftigkeit der Creatur seine Bundestruppen. Kommt dann die Romantik phantasiebefangener hoher Köpfe dazu, so steht sich die bedrängte menschliche Vernunft noch immer wieder am Abend ihres Lebens und möchte schlafen gehen, in dem Wahn, es werde für die Menschheit kein Morgen mehr folgen. Und doch muß sie wach bleiben und arbeiten, bevor die Nacht kommt, da niemand wirken kann.

Der Kardinal Fürstbischof Diepenbrock ist eine hohe imposante Gestalt, voll jener milden Würde die sich nicht im abgezogenen Einsiedlerleben, sondern aus dem Getümmel einer leidenschaftlich bewegten Welt als die Errungenschaft eines fest und sicher gewordenen Geistes erwerben läßt. Ich weiß nicht, ist sein Familienname bürgerlicher Art, oder erhob ihn König Max Joseph von Baiern zum Baron; man sagt sogar, seine Herkunft reiche heimlich in eine so hohe Sphäre hinauf daß ihn drei regierende Fürstinnen Halbbruder nennen können. Hr. v. Diepenbrock machte in den Jahren 1813 und 15 als Rittmeister den Feldzug gegen Frankreich mit; eine unglückliche Neigung, die gescheiterte Hoffnung seines Herzens trieb ihn aus der Welt zum kirchlichen Leben. Er ward Sailers Secretär, dann in Regensburg Prälat, bis er in Preußen, von der Gunst des Königs getragen, zur höchsten Stufe kirchlicher Macht aufstieg. — Friedrich Wilhelm der Vierte kann in Staat und Kirche nur Romantiker brauchen; daß Radowitz, der Romantiker in Politik und Diplomatie, jetzt beseitigt wurde, konnte nur die Folge augenblicklicher Bedrängniß und Verlegenheit sein. Diepenbrock gehört zu den Aestheitkern unter den Priestern der römischen Kirche; seine Theologie mag schwächer sein als seine Kenntniß der poetischen Bedürfnisse des Menschen. Hierin liegt eine Hauptstärke in der Wirksamkeit einer vielleicht ungesuchten und verschwiegenen, aber still verbündeten Propaganda. Hr. v. Diepenbrock hat sich als Prälat viel mit spanischer Poesie beschäftigt. Er übertrug Conscience's Novelien in's Deutsche. Seine Reden, seine Lieder tragen das Gepräge einer edlen, milden, liebevollen, aber weltmüden Seele, die sich den Geheimnissen eines dunklen Jenseits hingibt, nachdem der Verstand an der Gestaltung des Diesseits bankerott geworden. Dies Jenseits kann auch eine gewisse Wirklichkeit sein, ein „Jenseits der Berge"; das Diesseits ist dann das in Trümmern liegende Vaterland. — Mit dieser priesterlichen Aestheik ist die Majestät von Preußen persönlich so sehr befreundet daß die Briefe aus Sanssouci nach Breslau nicht anders beginnen als: Mein lieber Diepenbrock. —

An der Structur der Breslauer Kirchen ist der eigenthümliche Kapellenbau bezeichnenswerth. Nachträglich und ganz unorganisch sind hier und da, wie Auswüchse die nicht zum Styl des Hauses gehören, Kuppelkapellen angebaut und eingefügt, an der Sandkirche zu beiden Langseiten an den Ecken nach Nord und Süd; der Dom hat selbst nach der Ostseite eine durchbrochene Erweiterung von drei, im Innern prachtvoll ausgestatteten Kapellen im Rundbogenstyl. Schiff und Seitenhallen sind innerlich germanisch fertig geworden; äußerlich nahm der Backsteinbau in unterbrochenen Fortsetzungen theils Basilikenform, theils allerlei andere Zuthat an, die der gothischen Structur widerstrebt. Bruchstücke blieben die Kirchen nach oben zu auch hier; dafür entschädigte sich dann ein Spätzeitalter in Kapellenanhängseln die hier und da aus dem aufgegebenen Bau des Ganzen wie eine Geschwulst herausstreten. — Auch wer kein Freund ist von symbolischer Signatur, kann diese Kapellenbauten mit ihren Kuppeln als den letzten Ausdruck des katholischen Kirchenlebens im Jesuitismus erkennen. Das innere Schiff der Kirche schien fertig, aber der Bau nach außen war in's Stocken gerathen. Der Jesuitismus führte die Fragment gebliebenen Thürme nicht weiter in die Höhe gen Himmel, er baute vielmehr in den Kreuz- und Quergängen für den Privatgottesdienst frommer, aber reicher Seelen Seitenaltäre mit überladener wälscher, neurömischer Pracht und Üppigkeit. Er hat die Fortführung und Vollendung des ursprünglich germanisch einfachen Baues gänzlich unmöglich gemacht.

Das ehemalige Jesuitencollegium mit der prachtvollen Aula Leopoldina, seit der Preußenzeit Universitätsgebäude, ist das einzige fertig gewordene Werk der Jesuitenepoche. Ist es nicht wunderbar daß es derselbe Pater Wolf stiftete, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts am Hofe Kaiser Leopolds zur Anerkennung der Königskrone des Hauses Hohenzollern so wirksam wurde? War Friedrich der Zweite vielleicht dem Pater eingedenk, als er den Jesuitenorden nach dessen päpstlicher Aufhebung im Jahre 1773 vorläufig

noch in ſeiner Verfaſſung beließ? Friedrich machte Miene, den Orden zu ſchützen, den Kaiſer Joſeph als eine Ausgeburt des böſen Princips von der Erde vertilgt ſehen wollte. Seine Diplomatie aefiel ſich wenigſtens darin, ſein Spiel mit der frommen Geſellſchaft zu treiben, um ſeinen Gegnern zu zeigen daß ſeine Souveränität keinen Kaiſer, kein Deutſchland und keine Gemeinſamkeit mit Öſtreich anerkenne, ſelbſt nicht in Sachen des allgemein menſchlichen Fortſchritts und der Humanität. Er erklärte ſehr witzig, der Papſt könne ihn als einen Ketzer ſeines gegebenen Wortes für den status quo nicht entbinden. Als Voltaire ihn darob verſpottete und ihm ſchrieb, er wolle wahrſcheinlich jetzt General der Jeſuiten ſein, nachdem er lange genug General im Felde geweſen, antwortete Friedrich halb ſchlau, halb ernſt und ehrlich: nur für die Jugenderziehung in Schleſien wolle er die Jeſuiten noch beibehalten; der Papſt habe ihnen ja hinlänglich den Schwanz abgehauen, mithin könnten ſie nicht mehr wie Simſons Füchſe dazu dienen, die Ernten der Philiſter anzuzünden! Indeſſen wandelte er den Orden doch ſchon drei Jahre nachher in eine ſtändige Geſellſchaft um, die unter dem Namen „Prieſter des königl. Schulſeminars“ den Jugendunterricht in Breslau leiten ſollte. Erſt 1800 ward dieſe Körperſchaft aufgelöſt, indem jeder Profeſſor der Hochſchule, wie jeder Lehrer eines katholiſchen Gymnaſiums zum unabhängigen Staatsdiener erklärt ward. — Seitdem iſt ein halbes Jahrhundert verſtrichen. Iſt der Jeſuitenorden, der ſchon ſo oft todtgeſagte, ſeitdem wirklich geſtorben? Er ſtirbt oft einen ſehr langen und langſamen Tod, hat aber ein noch viel längeres und zäheres Leben!

Über den wiſſenſchaftlichen Geiſt der akademiſchen Jugend Breslau's hört' ich Klage führen. Von 650 Studenten bilden 200 katholiſche Theologen faſt ein für ſich abgeſchloſſenes Seminar, ein Land Goſen, in das keine weltliche Stimme aus anderer Facultät hineindringt. Die katholiſche Theologie hält ſich über ihren ſeparaten Philoſophen, ihre beſondere Schulweisheit, ihre ſpecifiſch approbirte Logik und ihre inſelhaft abgegrenzten Hülfswiſſenſchaften. Dieſer römiſchen Theologie ad majorem Dei gloriam iſt die Philoſophie nur eine Magd, die Hiſtorie nur ein Handlanger, die Vernunft eine Ketzerin, das Leben der Menſchen nur ein gemeines Mittel zu höheren Schulzwecken, der Staat nur ein nothwendiges Übel. Es ſteht, wie jetzt die Dinge gehen, zu befürchten daß die katholiſche Theologie in Breslau auch ihren eigenen vaterländiſch deutſchen Geſchichtsprofeſſor erhält. Die Geſchichte wird dann eben zu „höhern Zwecken“ beſonders zugeſchnitten und die katholiſche Jugend in Preußen hat dann wieder ein ganz anderes Vaterland als die evangeliſche. — So ſteht es jetzt mit der Herrſchaft Preußens in Schleſien. König Friedrich iſt für Preußen ſchon ſo lange todt, daß er faſt eine Mythe geworden zu ſein ſcheint. „Aus Dankbarkeit“ ſchrieben die Schleſier auf die Bildſäule des Königs. Klang das wie ein freudiger Zurnf, oder wie ein letzter Seufzer?

F. G. K.

Zur Bücherſchau.

Neue dramatiſche Dichtungen von A. Oehlenſchläger. Zwei Theile. Brockhaus, 1850.

Z. Dieſe beiden Bände enthalten drei Trauerſpiele: „Das Land gefunden und verſchwunden“, „Amleth“, „Dina“, und das Luſtſpiel „Garrick in Frankreich.“ — Ein wehmüthiges Gefühl ergriff uns bei Durchleſung dieſer nachgelaſſenen Werke Oehlenſchlägers, ein Gefühl, dem Eindruck ähnlich, den verwelkte Blumen auf das Gemüth machen. Eine verwelkte Dichtergröße liegt in dieſen zwei Bänden abgebildet. Es iſt ein Grabſtein, deſſen Inſchriften aber den Geiſt des Entſchlafenen nicht abſpiegeln, wiewohl ſie von ihm ſelbſt herrühren. — Das erſte dieſer ſchwachen Producte behandelt die erſte Entdeckung Amerika's durch einen isländiſchen Helden: Björn Asbrandſon, der aus Gram über den Verluſt ſeiner Geliebten in die weite See geht, und Amerika (lange vor Columbus) entdeckt, dort aber verſchollen bleibt, wodurch „das Land gefunden und verſchwunden“ iſt. Als dialogiſirte Novelle mag das Stück gelten, eine Tragödie iſt es in keiner Beziehung. — Was aber ſoll man zu „Amleth“ ſagen? Einen Hamlet nach Saxo Grammatikus zu ſchreiben, nachdem Shakeſpeare's Hamlet ſeit beinah zwei Jahrhunderten mit der dramatiſchen Literatur gleichſam verwachſen iſt, ſcheint uns kein glücklicher Einfall. Nicht als ob wir glaubten, es ſei abſolut unmöglich, dieſen Stoff auf andre Weiſe mit Erfolg zu bearbeiten, ſondern weil ſelbſt die gelungenſte Behandlung deſſelben immer nur als eine Ilias post Homerum betrachtet werden und mit dem eingewurzelten Vorurtheil zu kämpfen haben würde. Und wenn nun vollends ein Hamlet auftaucht wie dieſer Oehlenſchlägeriſche — wie ſoll er einem einſtimmigen europäiſchen Verdammungsurtheil entgehn? Es iſt kaum zu glauben, auf welche Abwege Oehlenſchläger gerathen iſt. Hier ein kurzer Abriß.

Fengo, König in Jütland, hat ſeinen Bruder Hardwendil mit Hülfe einer alten böſen Hexe vergiftet, ſich auf ſeinen Thron geſetzt, und ſeine Wittwe Geruthe geehelicht, welche jedoch an Allem unſchuldig iſt. Dies geſchah in Abweſenheit Amleth's, der ſeit zwei Jahren Jütland verlaſſen hatte, um auf Abenteuer auszugehen. Er kommt zurück, erleidet Schiffbruch an der Küſte, rettet ſich durch Schwimmen, wird in einer Fiſcherhütte aufgenommen, und erfährt hier durch ſeinen Freund Humble, einen Richter (Skald) was vorgegangen, und daß Fengo wahrſcheinlich der Mörder iſt. Amleth beſchließt ſogleich, ſich wahnſinnig zu ſtellen, um unter dieſer Maske in des Königs Augen zu leſen, ob er den Mord begangen. Mit dieſem Vorſatz verläßt er die Fiſcherhütte. Die Königshalle zeigt uns das königliche Paar im vertraulichen Geſpräch, einem Geſpräch, das ſtellenweiſe an die Parodie ſtreift, z. B.

Geruthe.

Hartwendils Tod kam ſchnell, ſoch ſüßer Tod
Trifft oft den Stärkſten ſelbſt, durch Kramof gewürgt —
Nicht unnatürlich und nicht unwahrſcheinlich.

Fengo.

Wie konnte denn ſein Tod Dich ängſtigen?

Geruthe.

Auch that er das nicht gleich — er ſchmerzte nur.
Doch immer ſenften ſoll ſelbſt nicht ein Weib.
Man weint nicht das verſchwundne Glück zurück.
Und ſo — getröſtet — reicht' ich Dir die Hand. —
Du ſahſt ihm gleich? —

Fengo.

Und das war wohlgethan.

Digitized by Google

Und welchen Spuk hat Oehlenschläger dem Geist in Shakespeare's Hamlet substituirt! Geruthe erzählt ihrem Gemahl:

Es steht im Saal, bei meinem Schlafgemach,
In der Vertiefung, ausgekleidt mit Hanf,
Ein Mann, Hardwendil ähnlich, Helm und Schild
Und Harnisch decken diese Truggestalt.
So stand sie lange ruhig da — doch höre:
In den drei letzten Nächten — deutlich sah ich's —
Schritt durch den Saal, im bleichen Licht des Mondes,
Die Larve, nahte sich dem Schlafgemach —
Und zeigte mir mit ausgestreckter Hand —
Die Thür stand offen —

Fengo.

Nun, was zeigte sie?

Die rothe Wunde?

Geruthe.

Fengo, keine Wunde.
Ein kleiner Silberbecher war es nur ꝛc.
(Auf Vergiftung hinweisend.)

Also ein ausgestopfter Geist des Ermordeten! Hardwendils Helm und Harnisch, mit Hanf ausgestopft, wandelt in der Nacht! Aber das ist noch nicht alles. Wißt, des Königs Vertrauter und Helfershelfer (Oehlenschlägers Polonius) kriecht, um die Königin und Amleth zu belauschen, in diesen Harnisch und Helm, und stellt sich statt des Strohmanns in die Ecke des Gemachs. Doch Amleth hat die List durch Humble erfahren. Als er eintritt, wirft er einen verstohlenen Blick auf die Harnischlarve, und sagt leise:

Da steht er! Humble hatte recht. Ha, Fuchs!
Bald zappelst Du in Deiner eignen Schlinge ꝛc.

Als darauf von Hardwendils Ermordung die Rede ist, und Geruthe äußert, daß der unumstößliche Beweis noch mangele, ruft Amleth:

Hier hab' ich den Beweis! Sieh diesen Kelch!
(er zeigt ihr den Becher.)
Dafür bekam der Mörder von der Hexe
Das Gift, womit den Bruder er getödtet.
(Die Gestalt in der Vertiefung macht eine unwillkürliche Bewegung.)

Geruthe (erstaunt).

Ihr Götter! — Amleth! sahst Du dieses Wunder?
Die todte Larve hat die Hand bewegt —
Sie senkte tief.

Amleth (ruhig).

Ich hört' es ebenfalls. —
Doch oft betrügen uns die Sinne, Mutter.
Ein Strohmann in des Todten Waffenkleid
Seufzt nicht — — ꝛc. — fürchte nicht die Puppe.
Um gleich Dir zu beweisen, daß sie leblos,
Durchbohr' ich mit dem Dolch das todte Stroh.
(Er durchbohrt Wirk, der mit Geschrei zur Erde stürzt.)

Amleth (laut lachend).

Ei, da sind Mäus' im Stroh! Sie pfeifen. Hörst Du? ꝛc.

Kann die Verirrung weiter gehn? — Amleth wird nun gefangen und zu Hadding, Unterkönig in Wendyssel, geschickt, der die geheime Weisung erhält, den Bringen tödten und, als ob er eines natürlichen Todes gestorben wäre, im prächtigen Sarg feierlich wieder nach Hofe zurückbringen zu lassen. Aber es kommt anders. Hadding hat sich mit seinem Oberpriester Thorald überworfen. Dieser schlägt ihn öffentlich ohne Umstände mit einem Hammer todt, und Amleth ist frei. Nun spielt er aber die Komödie fort, legt sich in den Sarg und läßt sich im feierlichen Leichenbegängniß zurückbringen zu seinem Oheim. Das Übrige erräth man. Er springt auf sein Stichwort aus dem Sarg, fordert den König zum Zweikampf und erschlägt ihn. Ende gut, alles gut.

(Eine plötzliche Helle entsteht draußen vor der Halle, und verschwindet eben so schnell.)

Amleth (entzückt).

Das ist Hardwendils, meines Vaters, Geist,
Der sich hinauf nach Walhall schwingt! ꝛc.
(Trompetenstoß. Der Vorhang fällt.)

Dies sind die Hauptmomente des Stücks — und wir glauben, sie sind mehr als genügend, um die Abschwächung eines poetischen Geistes darzuthun, der früher so schöne Blüthen getragen.

Das Trauerspiel „Dina“ ist noch das erträglichste unter diesem Nachlaß, wiewohl es eine strenge Zergliederung eben so wenig aushalten wurde. Das Hauptmotiv, eine Denunciation, verletzt das Gefühl zu sehr. Dina, als Angeberin, erscheint in einem unschönen Lichte, von welcher Seite man auch die Sache betrachten möge. Überdies ist jeder Kriminalproceß unpoetisch und zurückstoßend; man wendet sich mit Unbehagen davon ab. Doch zählt das Stück einige ergreifende Scenen, und ist in Ausführung der Charaktere und in der Sprache der früheren Muse Oehlenschlägers nicht unwürdig.

Das Lustspiel „Garrick in Frankreich“ verspricht etwas in den ersten Scenen, hält aber nicht Wort. Statt, wie jedes Drama, concentrisch zu wirken, versplittert es sich nach mehreren Seiten hin, und verliert immer mehr an Interesse. Einige Situationen sind gut angelegt, aber der innere Zusammenhang fehlt. Das Ganze ist was die Franzosen mal cousa nennen. Oehlenschläger hat lange nicht allen Vortheil aus dem sujet gezogen, den es ihm geboten. Aber dazu gehört auch kein nordischer Tragöde, sondern ein Scribe oder Dumas. Am Abend seines Lebens hätte sich Oehlenschläger nicht auf ein Feld wagen sollen, auf welchem er selbst in seiner Blüthenzeit nicht heimisch war.

Die Braut von Louisiana, Roman von August Schrader. 3 Bde. Leipzig, Kollmann.

— h — Der Roman liest sich anziehend; er zählt einige hervorragende und ergreifende Scenen. Abenteuerliches findet sich wohl auch; es möchte z. B. im wirklichen Leben kaum angehn, was Blackstone und Rak vollführen. Zwei Mädchen wider ihren Willen, auch wenn sie keinen Widerstand leisten, zu Pferde mit sich fortzuschleppen, möchte selbst einem riesenstarken Manne kaum gelingen. Wie soll man ohne Beistand eine Ohnmächtige „wie einen Federball“ auf den Hals des Pferdes werfen, selbst wenn man Simsons Kräfte besäße? Und wie soll man sodann sich in den Sattel schwingen, ohne daß die Entführte wieder herunterfällt? Das geht so leicht nicht als man es erzählen kann; man versuch' es nur einmal! — Wie beim Drama, so ist es auch beim Roman wünschenswerth daß er vollkommen schließe, das heißt, daß man über das Schicksal aller Personen die interessirt haben, im Reinen sei. Es ist nicht gut, wenn man fragen hört: Was wird aus Diesem? Wie geht es mit Jenem aus? Der vorliegende Roman befriedigt in Betreff der Hauptpersonen. Aber es sind noch andere Personen da, die interessirt haben. Unwillkürlich fragt man: Was wird aus Eva? Wird sie noch Henry's Frau? — Man wünscht auch daß der Schurke Morris, der Advokat, bestraft würde. Solche Wünsche sind keine Splitterrichtereien. Sie beweisen eben daß der Verfasser unsere Theilnahme zu fesseln wußte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 30. November.

Inhalt: Zigeunerleben an der Theiß. Von Fr. Uhl (Schluß). — Der Berliner Musenalmanach. — Östreich und Preußen; Bürger's Enkelinnen in Leipzig; Maria Stuart; G. Schwab; Neue Opern ꝛc. — Anzeigen.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrganges ist 8 Thlr.

№ 96.

Zigeunerleben an der Theiß.

Von **Friedrich Uhl.**

(Schluß.)

Sie waren eben an ihrem Waschorte angelangt. Pali war in kleiner Entfernung weiter unten an dem seinen geblieben. Michalati stürzte, nachdem er die Mulde niedergesetzt und seine Beinbekleidung aufgestreckt hatte, in den Bach zu seinem Brette. Die Zigeuner bedienen sich nämlich einfacher Mittel zum Goldsammeln. Es wird beim Beginne des Regens ein langes Brett, das mit eingeschnittenen Rinnen versehen ist, so der Länge nach dem Lauf des Baches entgegengestellt, daß es mit der Oberfläche des Wassers einen stumpfen Winkel bildet. Das gehobene Ende des Brettes stützt ein zweifüßiger Holzschemel. Über dieses Brett strömt nun das Wasser hinweg und hinterläßt in den schmahlen Rinnen den Sand und feineren Kieß, den es nach dem Regen beträchtlich mit sich führt. Die erste Sammlung ist die ausgiebigste, weil die Fluth des Wassers selbst den durch lange Zeit gesammelten Sand wäscht. Dieses Brett hob nun Michalati mit Angst ab, — aber seine Furcht war grundlos, ja, er hatte sogar eine reiche Lese gemacht, denn er sah jetzt schon hie und da den Goldstaub funkeln. Also das war es nicht, was Pali vorgehabt hatte! Michalati dachte bereits daß sein Argwohn unbegründet gewesen wäre, als er seine Mulde nahm und an's Goldwaschen gehen wollte.

Was war es denn, — hielt ihn Marina auf, — was Dir so große Angst bereitet hatte?

Pali lachte so höhnisch, daß ich dachte, er habe mir den Inhalt des Brettes entwendet oder ausgeleert, indem er den Wächter vielleicht bestach oder hinterging. Da wäre mein Unglück entschieden gewesen. Nun, diese Gefahr ist vorüber, aber etwas hatte er doch vor und ich muß behutsam sein!

Sieh! sagte Marina, er schielt fortwährend auf uns und geht nicht an seine Arbeit.

Laß ihn! sprach Michalati, durch seinen Blick wird er uns nicht schaden. Sehen wir selbst hier aufmerksam herum, die Gefahr muß uns näher liegen. —

Während er dieses sprach, hatte er die Mulde betrachtet. Ein leises Ah! entschlüpfte seinem Munde und er hauchte Marina zu: — Sei ruhig und sprich nichts; ich habe es bereits. — Obwohl sich die Mulden alle gleichen, so bemerkte er doch daß die, die er in der Hand hielt, als er sie vorsichtig betrachtete, eine fremde war. Dies ließ ihn sie besser untersuchen, und er sah am Boden kleine Thonflecken. Ein Druck mit dem Finger stieß solch ein Thonstückchen durch, und er sah ein kleines Loch in der Mulde. Lächelnd erkannte er nun Pali's Plan. In diese Mulden wird nämlich der Sand von dem Brette gegeben. An dem untern Ende derselben befindet sich eine Öffnung. Auf diesen Sand wird fortwährend so lange Wasser gegossen, bis alle Steinchen und Sandkörner mit dem Wasser abfließen, und nur der feinste Sand und die wenigen Goldbestandtheile, die sich allenfalls in demselben befinden, zurückbleiben. Dieses Gold wird endlich auf eine kleine Lehmkugel aufgepickt. Pali's Plan war also daß der Sand und das Wasser die mit Lehm verpickten Löcher öffnen und die sinkenden Goldbestandtheile in's Wasser fallen sollten.

Während Michalati die Mulde betrachtete, war auch Pali an's Werk geschritten. Schnell, in einem Augenblicke als der unterhalb Beschäftigte eben sein Brett wegheben wollte, legte der Obere seine Mulde weg und nahm die Marina's, die heute mitgegangen war, um ihm bei der Arbeit zu helfen. Pali hingegen hatte bemerkt daß die Stütze seines Brettes in Gefahr war zu brechen. Was sollte er thun? Eine neue machen gehen? Dies war nothwendig, sollte er heute seine Arbeit vornehmen, und doch wäre er so gerne da gewesen, wenn Michalati in klägliches Geföhn und Jammern ausgebrochen wäre. Doch bis zu

Digitized by Google

der Entdeckung des Nebenbuhlers, welch Unglück ihn getroffen, hoffte er zurück zu ſein. Er brach deshalb raſch auf und ſchritt über den Bach in das Gebüſch, das am jenſeitigen Ufer ſich hinzog. Doch er ging tiefer in daſſelbe als es ihm förderlich war. Schnell ſchlich Michalati hinter dem Gebüſche zu Pali's Standort und in einigen Augenblicken lag die beſchädigte Mulde an dem Platze des Weggegangenen und des Erſteren Eigenthum war wieder ganz und unbeſchädigt in ſeinen Händen. Er ſchlich zurück, der Sand wurde von dem Brette in ſeine und Marina's Mulden vertheilt und Beide, im Waſſer ſtehend, goſſen mit der Hand das Waſſer auf die Mulde. Nach kurzer Zeit kam auch Pali und ging an's Werk. Er brachte die neue Stütze in Ordnung, hob das Brett ab, und füllte mit deſſen Inhalt ſchnell ſeine Mulde. Tückiſch ſah er nach dem Verhaßten. Er war eben im Abſchwemmen begriffen, als ein Schrei Michalati's ihn jubelnd aufſpringen und zu ſeinem Nebenbuhler hineilen machte.

Was iſt Dir geſchehen, armer Michalati? rief er frohlockend.

Freue Dich mit mir! ſprach Dieſer und zeigte ein ziemlich beträchtliches Goldkorn, das er gefunden hatte.

So! ſtotterte Pali, und ſchlich ärgerlich fort. — Die eigentliche Ernte entgeht ihm doch! murmelte er vor ſich hin. Er ging wieder an's Werk. Er ſchwenkte und begoß ſeinen Sand ſehr eifrig. Das Paar hatte eine reiche Leſe gemacht und zwei Thonſtückchen glänzten bereits bedeckt mit dünnen Plättchen und mit Goldſand. Da ertönte ein Schmerzensſchrei und Jammern aus Pali's Munde. Das Paar lief hin und Michalati fragte: Was iſt Dir geſchehen, armer Pali? — Dieſer gab jedoch keine Antwort, ſondern ſtarrte ſeine durchlöcherte Mulde an. Das Gold war durch die Löcher in das Waſſer gefallen. Schnell warf er die Mulde weg und lief fort in den Wald. — Nichts gelingt mir! murrte er, doch daran iſt sicherlich der Alte Schuld, dem der Teufel hilft meine Pläne zu vereiteln. Was nützt da menſchliche Klugheit? Nicht ohne Grund kamer uns heute entgegen. — Pali irrte im Walde herum. Er dachte, Zauberei hätte die Mulden wieder verwechſelt. Das Paar arbeitete noch einige Stunden, und gewann eine beträchtliche Menge Goldes. Dem Pali aber war heute Alles mißlungen, und als er Abends nach ſeiner Hütte ging, folgte ihm Spott und Hohn nach.

Will in der Hand man gebot Gold begrüßen,
Muß man die Finger gar bedächtig ſchließen! —

rief ihm die böſeliche Zigeunerjugend als Nachtgruß nach.

Der Tag an welchem Pali's Scharfſinn zum zweiten Male zu Schanden wurde, war der letzte der Woche. Die Nacht war an dem Unglückſeligen langſam dahingeſchlichen, ohne ihm Ruhe zu bringen. Der Sonntagsmorgen kam heran, der Morgen des Tages, deſſen längere Hälfte er mit ſeinem Nebenbuhler in enger Berührung, fortwährend an deſſen Seite gebannt, durchleben mußte. Sollte er denſelben noch einmal angreifen? Ja. Er war dazu entſchloſſen. Die Nacht hatte ſeinen Plan gereift, und die Widerſprüche ſeines Edelmuthes, die ihn ſeinem Feinde verzeihen hießen, wurden leicht beſeitigt durch das Gedächtniß an die Schmach die ihm das zufällige Mißlingen ſeines früheren Vorhabens gebracht hatte. Zuerſt hatte er Michalati an ſeinem Leibe, ſeiner Geſundheit durch die Bohnen, und an ſeinem äußeren Glücke durch Vereitlung der Goldleſe angreifen wollen. Da dies mißlungen war, wollte er jetzt ſeine Seele, ſeine Ehre, ſeine Ruhmbegierde angreifen. Am Nachmittage nämlich mußte er als Theilnehmer des Quartetts in das Städtchen gehen, um im Wirthshauſe zum Tanze aufzuſpielen. Das Quartett beſtand, wie gewöhnlich die einfacheren Zigeunermuſiken in Ungarn, aus der erſten und zweiten Violine, der Baßgeige und dem Hackbrette oder Cymbal. Es iſt bemerkenswerth daß die Magyaren nicht ſelbſt die Muſik ausüben. Nimmt man an daß der Rhythmus und die Weiſe der nationalen Muſik wirklich aus dem Volke hervorgegangen, wie man es mit Recht kann, da die raſche Abwechslung des Melancholiſchen und des wild Tobenden ſo ſehr dem Charakter des Magyaren entſpricht, ſo kann man behaupten daß die Zigeuner immer die Träger und Ausüber nationaler Muſik geweſen ſind. Dadurch könnte man weiter leicht zu der Hypotheſe gebracht werden daß die Zigeuner zugleich mit den Ungarn eingewandert, vielleicht eine niedere Kaſte derſelben, bereits damals, auf jenen kriegeriſchen Zügen Attila's mit den hinreißenden Klängen die ſäbelſchwingenden Arme der Magyaren zum Kampfe geleitet haben. Wollte man aber dieſe nur leicht hingeworfene Äußerung nicht gelten laſſen, ſo kann man dieſe Erſcheinung vielleicht dadurch erklären daß die ungariſchen Nationalgeſänge, da die Magyaren ſelbſt keine Inſtrumentalmuſik beſaßen, durch die derſelben kundigen Zigeuner, welche wahrſcheinlich im Beſitze der einfachſten Inſtrumente waren, aufgefaßt und nachgeſpielt wurden. Auf dieſe Art blieb die alleinige Ausübung dieſer Kenntniß bei dem Zigeunerſtamme, da der Magyar, alles zu thun gewohnt, was ſeine Eltern thaten, nicht Luſt hat Neuerungen vorzunehmen; vorzüglich nicht da, wo er ſo viel Urſache hatte, mit dem Beſtehenden zufrieden zu ſein — wie bei der Zigeunermuſik. Und in der That kein Volksſtamm der Welt hat ſo viel ausgeſprochenes Talent zur Inſtrumentalmuſik, die Böhmen nicht ausgenommen, als die Zigeuner. Man wird zwar nicht die gründliche Harmonie der neueren und älteren deutſchen Partituren bei den Tonſtücken der braunen Söhne Ungarns finden — trotzdem hört man aber ſehr ſelten Mißtöne, auch nicht ſolche, die die neuere Harmonielehre bei neuen Figuren erlaubt. Ihre Harmonie iſt ſehr einfach, dafür aber die Melodie voll tief erſchütternder Motive. Die Zigeuner kennen keine Noten, ſpielen aber die ſchwierigſten Ouvertüren, Note für Note,

dem Gehörten nach. Sie ſchreiben ihre herrlichen Compoſitionen nicht nieder. Fortwährend entſtehen neue, und niemand kennt ihre Schöpfer; aber bald erklingen ſie im ganzen Lande als Gemeingut eines Jeden, der die Fidel ſtreichen kann oder eine Kehle hat, ſie bald ſchön, bald rauh und falſch wieder zu ſingen. Es däucht uns beinahe als tönte der erſte Ton von der erſten Csarda — dem Wirthshaus — bis zur zweiten und ſo weiter ſich verbreitend durch's ganze Land. Ein beſſerer Leiter für dieſe Melodien, ein dankbarerer Verbreiter als der Ungar, wird auch nicht ſobald gefunden; denn mit der Lerche fängt er an zu ſingen, und mit dem letzten Nachpfeifen des Vogels, der ſeinen Kopf unter den Flügel gebergen einſchläft und erſchreckt in die Höhe fährt, hört er auf. Volkslied und Tanzweiſe ſind nämlich hier, wie auch einſt in der deutſchen Poeſie, einheitlich. Sonderbarer Weiſe ſingen die Zigeuner ſelbſt gar nicht. Dafür ſingt aber ihre Violine. Iſt das ein Klagen, ein Ausdruck, eine Kraft des Tones! Der langgezogene Strich biegt den Bogen zum Zerbrechen, und der Ton ſchwillt in der Bruſt der Violine, daß ſie erzittert. Die Mähre von Orpheus kann da wahr werden. Es gibt Menſchen, über die Shakeſpeare ſeinen Fluch donnert, weil ſie keine Muſik haben in ſich ſelbſt. Dieſe ſteinernen Herzen aber bewegt gewiß Zigeunermuſik, wenn es keine andere im Stande iſt. — Nur einen Menſchen hat es gegeben, der, obſchon er kein Zigeuner war, ihre Art und Weiſe des Striches nachdichtete — Lenau! — Aber nicht bei uns im Theater, nicht im Concert muß man die Zigeuner hören, nur in Ungarn, in ſtiller Nacht, am mondhellen Waldſaum, oder in der ſtauberfüllten, glutherhitzten Wirthshausſtube; dort klagend, hier ſtürmend und jubelnd. Ja, die Nacht durchzittern hören muß man dieſe ſcharfen weithinzieh enden Töne der Violine, welchen, wenn ſie verklungen, das Beben der Drahtſaiten des Cymbals als ſchwaches Echo nachhallt, oder am Tanzboden muß man die hüpfenden Bogenſtriche der Freude die frohe Menge in raſende Luſt jagen ſehen, die der aufſpringende Cymbalklang wirbeln macht.

Und ſo ein Geiger war der ſchöne, braune Michalati. Die ganze tanzluſtige Geſellſchaft des Städtchens bewunderte ihn. Und heute war ſie vollzählicher denn je verſammelt, da der Kirchtag alle Hände feiern ließ. Paarweiſe gingen junge Burſche und Mädchen in dem Tanzzimmer einher, und wiegten ſich bereits in dem Vorgefühle der Glückſeligkeit, in die ſie Tanz und Taumel verſetzen ſollte. Die älteren Leute ſaßen an den Wandtiſchen und die Kinder ſtanden theils lugend an der geöffneten Thüre, theils hoben ſie ſich auf die Fußſpitzen und ſchauten mit geſpannten Hälſen durch die Fenſter herein. Das Quartett hatte in der Zimmerecke hinter einem Tiſche Platz genommen. Die Inſtrumente waren geſtimmt und lagen auf dem Tiſche. Michalati war heiter und nahm von den Burſchen das Geld in Empfang, mit welchem ſie ſich Tanzſtücke erkauften. Nicht ſo Pali. Es iſt fürwahr kein angenehmes Loos, wohlklingende Accorde ertönen zu machen, wenn man ſelbſt ſo verſtimmt iſt, und überdies noch in Geſellſchaft ſeines Todfeindes die Töne harmoniſch in einander klingen laſſen muß! Doch dies war es nicht allein, was ihn nicht froh werden ließ. Er fieberte vor Ungeduld; es galt ja den letzten Wurf der Rache. Die Muſik wurde ſtürmiſch begehrt. Da in dem letzten Moment, — Michalati ſprach noch mit einem Burſchen einige Worte, — überſtrich Pali das Kolophonium mit einer Subſtanz. Der erſte Geiger ergriff ſeinen Bogen, ſtrich ihn an dem Harze auf und ab, klopfte mit demſelben und ſetzte die Geige unter's Kinn. Eine tiefe Stille entſtand; Michalati ſetzte ſeinen Bogen an, und ein ſchneidender Mißton zerriß die Ohren aller Anweſenden. Ein furchtbares Geziſche und Gelächter folgte darauf und Alles drängte ſich um den Tiſch, hinter welchem Michalati erblaßt daſtand. Pali aber lachte verſchmitzt triumphirend in ſich hinein. Doch nur einen Moment lang war Michalati betäubt. Schnell ſah er ſeine Violine, ſeinen Bogen an. Die Haare waren fett, und ein Blick auf Pali lehrte ihn den Thäter kennen.

Gib mir Deine Violine, damit ich weiter ſpielen kann! ſprach raſch Michalati zu Pali.

Dieſer ſtarrte ihn ſchweigend an. Er hatte nicht daran gedacht daß der erſte Geiger ſeine Violine von ihm fordern könnte, ſondern berechnet daß er, von dem Schlage betäubt, ſich vernichtet mit dem zerſtörten Rufe eines guten Violinſpielers zurückziehen würde. Dann wäre natürlich Pali der geprieſene Nachfolger geworden. Doch die Forderung änderte die Lage. Bisher hatte er Michalati blos durch ſeine Liſt und Schlauheit, durch ſeinen Verſtand angegriffen. Was ſollte er nun thun? Alles ſtand auf dem Spiele. Er durfte nicht nachgeben, aber er mußte ſeine Art zu operiren aufgeben, offen hervortreten und kämpfen. Seine Angſt und der drängende Nebenbuhler ließen ihm auch keinen andern Weg. Er faßte daher Muth und ſchrie: Ich ſoll Dir meine Geige geben? Warum haſt Du ſo ſchlecht geſpielt, daß Du bald das Trommelfell der Herren zerriſſen hätteſt? Ich Dir meine Geige geben? Ich will ſelbſt ſpielen, ziehe Du Dich zurück, und tritt beſchämt ab, ich werde ſchon die Lücke ausfüllen!

Was, Du Pali? ſchrie die Menge, gib augenblicklich Michalati Deine Violine!

Laßt ihn gewähren, ich bitte Euch! ſprach Michalati lächelnd, und bat die Menge, die nichts von dem Tauſche hören wollte, ſo lange, bis dieſe endlich darein willigte.

Aber niemand ſtellte ſich zum Tanze an. Alles ſtand erwartend um den Muſikticſch. Michalati trat einige Schritte zurück. Pali nahm die Geige, trat vor und fing an zu ſpielen. Anfangs ging es ſo ziemlich, wenn auch nicht gut. Er kam in Eifer, aber da er es zu gut machen wollte, griff

Digitized by Google

er falſch und gerieth endlich in ein ſolches Labyrinth von Tönen, daß er keinen Ausweg mehr finden konnte. Verjagt vom Gebrüle und Gelächter der Maſſe ſtürzte Pali fort. Krampfhaft hielt er ſeine Violine und wollte ſie mit ſich nehmen. Aber man entriß ſie ihm mit Gewalt und gab ſie Michalati im Triumph in die Hand. Dieſer entzückte mit ihr die ganze Nacht hindurch die Geſellſchaft.

Dieſe Begebenheit hatte Pali's ganzes Weſen geändert. Durch den letzten Vorfall, durch das offene, wenn auch mißglückte Auftreten, war in dem Zigeuner ein Bewußtſein ſeiner Kraft triumphirend eingezogen. Er hatte ſeine Stärke gemeſſen, er hatte offen gehandelt und auf dieſer Bahn glaubte er nun weiterſchreiten zu müſſen. Doch wollte er nicht mehr Michalati's Pfad kreuzen. Er ſprach: Mit dieſer Puppe ſoll ich mich auch ferner meſſen? mit dieſer Thongeſtalt ohne Leben? Was iſt er denn? Nichts. Schon damals, als mein tiefgedachter Plan mit der Kuſe ſcheiterte, kam ich der Sache auf die Spur. Jetzt habe ich aber volle Gewißheit. Der alte Zigeuner iſt die Seele des Ganzen. Er, des Böſen Verbündeter, hat die Hand im Spiele und hilft dem ſchwachen Witze ſeines künftigen Schwiegerſohnes. Was ſoll ich ferner mit Dieſem? Ich muß meine Kraft völlig entfalten, ich muß ſie gegen Den wenden, der hier eigentlich waltet. Gegen den alten Zigeuner will ich auftreten; ich will ſeinem gottloſen Treiben auf die Spur kommen, ihn vernichten. Vernichten? Ja, doch ohne eine Frucht meines Sieges zu erreichen? Nein, ich will ihn vernichten, — und mich — — doch ſtille, nicht einmal mit der Luft ſoll ſich mein Geheimniß ausgeſprochen vermengen. An's Werk! —

Und Pali bekam bald Gelegenheit, ſein Vorhaben auszuführen. Den ganzen Montag hindurch hatte es geregnet. Beim Beginne der Nacht war es heiter geworden. Die Wolken theilten ſich, der Mond leuchtete und ſein Schein fiel auf das durchnäßte Gefilde. Pali ſchlich um des Alten Hütte herum. Ein matter Lichtſtreif war durch eine Ritze ſichtbar. Dann konnte man Worte vernehmen. Pali horchte aufmerkſam und ſein Antlitz frohlockte, obwohl ihn Angſt befiel. Seine Züge, beſonders ſein Auge, war aber unbeweglicher als ſonſt, ſie offenbarten eine innere Zerrüttung.

Der Alte murmelte: Laß mich heute glücklich ſein, laß mich das lebensgefährliche Vorhaben, wie ſo oft ſchon, glücklich ausführen! Gib meinem Unternehmen den Segen! Wage ich doch mein Leben nur des Glückes meiner Tochter wegen.

Er ſchlieſt bereits den Ruf an den Teufel. Nur vorſichtig! — hauchte Pali.

Das matte Licht erloſch; Pali legte ſich auf den Boden. Der alte Mann, eine Laterne in der Hand, trat aus der Hütte und blickte vorſichtig überall herum; dann ſchritt er weiter. Doch blieb ſeine dunkle Geſtalt wahrnehmbar, da das Mondlicht auf dieſelbe fiel. Pali folgte ihm in einiger Entfernung, bloßen Fußes, im Schatten des Waldes. Sie gingen dem Laufe des Baches entgegen. Nach und nach hob ſich das Land, das Bachbett ſank immer tiefer herab. Zwei Bergkehnen ſtiegen empor und ihr Fuß wurde pfadlos. Beide Männer wanden ſich lautlos durch Felsgerölle, Dickicht und Baumſtände. Dumpfes Dröhnen wurde jetzt hörbar. Das Dickicht war ſo dunkel geworden, daß Pali des alten Mannes Spur verloren hatte. Er ging eilend weiter, das Gezische und der Schall wurden mächtiger. — Ah, der Waſſerfall! ſprach Pali. Jetzt vermochte er nicht weiter zu gehen. — Sollte hier der Ort ſein? meinte er. Da die Felſenplatten, verworrenes Geſträuche und Baumwerk weiter vorzugehen durchaus nicht geſtatteten, ſo beſchloß Pali, an der Berglehne zum Bache herabzuſchreiten. An jungen Bäumchen und Wurzeln ſich anhaltend glitt er hinab.

Der alte Mann war unterdeſſen, ſich am Boden fortſchiebend, weiter gekrochen. Er erfaßte mit der einen Hand einen mächtigen Baum, ſchlang mit der andern einen Strick um denſelben und knüpfte das andere Ende um die Mitte ſeines Leibes. So war er an dem Baume befeſtigt. Jetzt zündete er eine kleine Wachskerze an und ſteckte ſie in eine Laterne, die das Luftloch unten, anſtatt wie gewöhnlich oben hatte. Die Kerze ſteckte in einem in dem Mittelraum angebrachten Behälter. Schwache Zweige trennten nur noch den alten Mann von dem freien Raum. Er ſank jetzt auf die Knie und betete ſtill. Pali war indeſſen am Fuße der Berglehne angelangt. Er theilte die Äſte und ſtand auf großen Felsplatten, durch welche ſich der Bach Bahn brach. Da lag der Waſſerfall vor ihm und ſichte und tobte. Die bisher auseinanderlaufenden Felſen ſtießen zuſammen und über ſie ſtürzte der Bach, ſich dreimal brechend, herunter. Seine Gewäſſer füllten unten das Becken, das die rund ſich aneinanderſchließenden glatten Felſenmaſſen bildeten; dunkel und unergründlich tief lag das leiſe auf- und niederwogende Waſſer in dem Becken, das es füllte; nur langſam floß es über die hohen hemmenden Felsmaſſen ab. Die Gipfel der hintern Wand, über welche der Waſſerfall ſtürzte, wie auch die beiden Höhen rechts und links vom Bachbette waren mit Bäumen beſetzt. Die Felswand ſelbſt an beiden Seiten des Sturzes bedeckte, pyramidal die Fläche herablaufend, feuchtes, ſammtartiges Moos und üppiger Epheu. Das bebende Waſſerbecken und die ſtarren Felswände ruhten in tiefem Dunkel. Nur die Gipfel der Bäume auf den Felſen beſchien das Mondlicht und auf der obern Hälfte des Waſſerfalles erzitterten ſchwache Lichtfunken. Eben als Pali dieſe Erſcheinung anſtarrte, theilten ſich die Zweige oben an der rechten Seite des beginnenden Waſſerſturzes. Der alte Mann ſtand am Rande des Abgrundes. Der Strick fiel herab, ſo daß er loſe niederhing, während er, am Baume ſtraff angezogen, in eine Spalte des Felſens lief. Der alte Zigeuner legte ſich auf den Boden, faßte den Strick, der an ſeinem Leibe und dem Baume befeſtigt war, unterhalb der Felsſpalte, nahm den Laternenreif in den Mund und das Seil mit beiden Händen faſſend ſtürzte er ſich hinab und verſchwand unter dem zweiten Sturze des Waſſerfalls. Pali ſchrie auf — im nächſten Augenblicke ſah er nichts mehr als einen Lichtfunken hinter dem Strahle des Waſſers. Dort alſo war das Gold, dorthin führte der Teufel den alten Zigeuner. — Auch ich will hin, auch ich will hin! rief er, und ſtürzte fort.

Wo ſich der Waſſerfall am Felſen zum zweiten Male bricht, höhlt ſich dieſer aus. In dieſer Höhlung, über welche der Strahl ſchießt und welche einem Manne ſichern Raum gewährt, ſinkt nun, wenn der Bach nicht allzuſehr angeſchwellt reißt, Goldſand. Wie der Zigeuner dieſe Höhlung entdeckte, ob durch Überlieferung, ob durch eigenen Scharfſinn, ward nicht bekannt. Letzteres iſt nicht unwahrſcheinlich, denn dafür ſpricht die ſcharfſinnige Art, wie er hingelangte. Doch in welcher Gefahr ſchwebte er! Er durfte nur nicht im Momente in den ſchmahlen Raum,

Digitized by Google

den der Waſſerſtrahl zwiſchen ſich und dem Felſen ließ, gelangen und auf dem Felſen feſten Fuß faſſen, und er war verloren; denn der Waſſerfall riß ihn ſonſt mit und zerſchellte ihn an der Felswand.

Der alte Zigeuner hatte den Schrei gehört. Er ſtreckte ſeinen Kopf bis zu der Fuge. Eben war Pali oben beim Waſſerfalle hervorgetaucht. Das Mondlicht umfloß ihn. — Da hinunter alſo muß ich! rief er. — Der alte Zigeuner erſah ihn. — Pali! ſchrie er entſetzt. — Der Ruf klang zwar leiſe, doch noch hörbar hinauf.

— Ich komme, Teufel! ſchrie Dieſer und ſprang herab; der Waſſerfall erfaßte, der Abgrund verſchlang ihn. — Der alte Zigeuner ſchwang ſich behend, an dem Stricke fort kletternd, empor. Er faßte Fuß und lauſchte; er hörte Nichts. Alles war ſtill. Er ſchlich nach Hauſe, aber ſeine Kraft war gebrochen. Er ging nie wieder zum Waſſerfalle. — Den Leichnam Pali's aber fand man am folgenden Tage auf den Felsplatten vom Waſſer ausgeworfen.

Der Berliner Muſenalmanach.

— Io triumpho! ſchallt's in der märkiſchen Steppe, Io triumphe! das Mark der Marken hat geſiegt, Kleindeutſchland iſt zu Stande gekommen, nicht in der Politik, nicht in der Hiſtorie des Vaterlandes, ſondern ſchwarz und weiß auf dem Papier und in Goldſchnitt gebunden. Nicht die preußiſchen Waffen: die Muſen in der Mark haben den Triumph davongetragen, nicht mit der Landwehr: mit der lydiſchen Flöte hat Preußen und ſein romantiſch Regiment geſiegt. Öſtreich iſt hinausgedrängt, nicht aus den deutſchen Gauen, ſondern aus dem Gebiet eines deutſchen Muſenalmanachs. Kein Grillparzer, kein Lenau, Grün, Beck, Meißner und wie ſie alle beißen die Frühlings- und Freiheitsſänger aus Öſtreichs Gefilden: ein Kleindeutſchland iſt fertig geworden im Muſenhain Berlins. Eine Kaiſerkrone von Frankfurt war einem romantiſchen Könige zu ſchlecht, weil ſie aus den Händen des Volkes kam; und wenn Öſtreich das verkennt, ſo ſoll es, denn die Rache wartet! dafür ausgeſchloſſen ſein vom Boden deutſcher Lyrik. In der That, während Öſtreich mit ſtarken barbariſchen Heeresſäulen über Deutſchland hereinbricht, hat Profeſſor Gruppe in Berlin, gedruckt bei G. Reimer, einen kleindeutſchen und großpreußiſchen Muſenalmanach auf die Beine gebracht. Io triumphe! J. O. — ich wollte ſagen F. O. Gruppe! — Doch Scherz bei Seite; wir wollen die Muſengruppe die uns Gruppe zuſammengeſtellt, ſonder Groll und mit allgemein deutſcher Liebe beleuchten.

Zwei werthen Reliquien aus alter Zeit ſei das erſte Wort gewidmet. Von Goethe aus Karlsbad vom J. 1785 eine Freundſchaftsgabe, ein Geburtsſang für Moritz Grafen Brühl in der freundſchaftsvollen Huld wie ſie der Dichter Aug' in Auge gern und reichlich zu ſpenden liebte; und von der rheiniſchen Gründerode, welche Bettina in Proſa gefeiert und befungen, ein ſchöner banger Seufzerhauch, für deſſen Achtheit der Herausgeber des Almanachs in der Note bürgt. — Der alte Arndt eröffnet den Reigen mit einem paſſenden Einleitungsgedicht: „Aller Welt Gemeinlehre," er ſagt darin ſehr wahr und treffend daß was die Buben auf der Gaſſe, die Spatzen auf den Dächern ſchreien, oft Allerweltsweisheit geworden ſei, nachdem es in ſtiller Einſiedelei zuvor der Gedanke eines großen Einzelnen geweſen. Hätte Preußen doch auf ſolche Weisheit auf den Gaſſen gehorcht und ſie verſtanden! Der Alte ſingt:

Wiſſe, alle Wälder wimmeln,
Alle Schenken von Homeren,
Die von allerhöchſten Himmeln
Tönen allerhöchſte Lehren:
Was der ärmſte Bettler ſtellt,
Was durchs Feld der Hirt tralleiet,
Hat mit Geiſtern einſt geſtellt,
Herzen einſt mit Muth gefeiet.

Er warnt dann einen Jüngling vor den Weibern und ihren Sirenentönen. „Kurzes Wort und ſcharfe Klinge!" ſolle der Jugend Wahlſpruch ſein; ſpäter erſt: „Stiller Schatz im ſtillen Neſte!"

Manch patriotiſcher Ton klingt, bald deutſch, bald auch blos preußiſch aus dem Almanach an unſer Ohr und Herz. Die Berliner führen auch in dieſen Stimmen vorweg das große Wort. Maßmann, Hans Ferdinand, gedenkt der ſchlecht aufgegangenen Saat auf dem Leipziger Schlachtfelde, und beſingt die „deutſche Oſtern" von 1849, mit lautem, ſtrafendem, aber verhallendem Mahnruf an die Herzen der deutſchen Fürſten. Uns dünkt, deren Köpfe ſollte Apollo's Köcher treffen, nachdem ſein Leierton vergeblich ihr Herz erzielt! — Ein Berliner Schmidt, Guſtav Adolf, ſingt in „deutſchen Lenien" vom Winkelried und vom Winkelneid der Deutſchen. Vom Vaterlande ſagt er:

Wollt ihr's zerriſſen und ſchwach, ſo zieht zu Rathe die Fremden.
Wollt ihr's einig und ſtark, rathet euch, ordnet euch ſelbſt!

Firmenich, ein Rheinpreuße, der aber zu den Berlinern zählt, beſingt den zweiten Friedrich als heroiſchen Schlagvrein. Wie verhallt dieſer Klang in's Leere! — Guſtav Pfizer, ein kleindeutſcher Schwabe, bringt außer Frankfurter Reichstagsſonetten vom J. 1849 ein kraftvoll Blücherlied; er ſagt vom alten Kazbachjäger:

Daß ob dem Marken, dem Geſchreie,
Der Thaten Morgen ward verträumt:
Drob brannte dir das Herz im Leibe,
Der Preußens Sendung ſah verſäumt.

Dieſe Sendung iſt verſäumt; ſo damals wie heute, und ein Muſenalmanach kann nur ein Blatt mehr zum Trauerkranze auf das Grab gewiſſer ſpecifiſcher Wünſche legen. — Außer dem Schwaben Pfizer finden wir auch badiſche Sänger im Reigen. Karl Schimper, aus Mannheim, macht über Deutſchland im J. 1850 ein lautes lärmendes Geſchrei von wenig Inhalt; auch ſein „Trinklied", derb in der Weiſe und im Ausdruck, hat zu wenig Inhalt bei gutem Schall und Fall der Verſe.

Soviel über die politiſchen Poeſien im Almanach. Herz und Sinn derſelben iſt eng, auch wo der Ausdruck gut und ehrlich ſein mag. Keine Ahnung bei irgend einem dieſer Sänger: daß es im Vaterlande nicht eher heil wird als bis — wie die Hirten in den Bergen ſagen — die deutſchen Alpen ſich erſt wieder in der Nordſee ſpiegeln!

Digitized by Google

Von uns wohlbekannten Dichtern treffen wir manchen wackern Namen in schon liebgewonnenen Weisen. Emanuel Geibel bringt Lieder in der schönen weichen Mußt seiner etwas allzu breiten Sprache. Er hält in elegischem Schwunge „den Dichtern“ ihren hohen Beruf vor und ruft dem Jahre 1850 in seinem „Friedensschluß“ einen edlen, aber etwas marklosen Trost zu. H. Kletke, R. Reinick bringen kleine Skolien, Franz Kugler gibt Marien- und Gondolierlieder, eine ganze Reihe musikalisch schön nachgefühlter italienischer und altfranzösischer Weisen. In Paul Heyse (ebenfalls Berliner) begegnen wir einem neuen, entschiedenen und hoffnungerweckenden Talente. Seltsam daß das Beste der Berliner Productionen südlichwälschen Tönen nachgesungen ist. Ward ja doch Berlins größtes Dichtertalent, Ludwig Tieck, mit seinen katholischen Sympathien der Hort und Reigenführer einer in der Luft des Südens gehegten und gereiften Literaturepoche. In den Zaubern des Mittelalters, in den Reizen Wälschlands hat sich diese Muse berauscht, die wir die deutsch romantische nennen. Auch Paul Heyse singt „Marienlieder“, deren Sirenenton ein wichtern protestantisch Herz mit um so süßerer Gewalt beschleicht. Die Muse in der Mark weiß kaum wie sehr sich ihre Phantasie in die Fluthen süddeutscher Gefühle taucht, wenn sie mit Heyse die Mutter Gottes besingt:

Du Stern der See,
Du Port der Wennen,
Von der im Weh
Die Wunden Heil gewonnen,
Eh' ich vergeh',
Blick' aus der Höh',
Du Königin der Sonnen.

Auch erotische Skolien nach dem Spanischen singt Heyse; „auf der Reise“ gibt er landschaftliche Stimmungen die besonders dem Rheinlande entlehnt sind, und mit dem ganzen Reiz süßlich weicher Romanzendichtung bringt er ein längeres erzählendes Gedicht: „Margarita Spoletina.“ Paul Heyse gehört zu den besten unter den neuen Erscheinungen die uns der Musenalmanach bringt. — Auch von den Metaphysikern, den blassen blutleeren Philosophen Berlins, treten Mehrere in die Schaar der Almanachsdichter. Titus Ulrich läßt sich von dem abstracten Psalterton seines „Hohenliedes“ zu einfach und menschlich warmen Weisen herab, bringt aber nicht concreten Inhalt genug; seine Gedanken waren allzu weltweit, seine Gefühle dagegen sind etwas zu knapp und karg. — Karl Werder, ein declamirender Katheder-Jüngling, überrascht uns mit wirklich schöner poetischer Musik. Der Schooß seiner Musenkinder ist freilich auch in der Lyrik die Resterion, während sich seine Dramatik im „Kolumbus“ sogar auf hölzerne Stelzen setzte um mehr als individuell menschlich, um weltgeschichtlich einherzuschreiten. Speculative Naturphilosophie kann sehr wohl der Boden sein, auf den der Dichter sein Haus baut; nur muß er zum wirklichen Bauen architektonisch plastische Schöpferkraft genug haben, soll sein Werk nicht in den Sand versinken. Werder's Gedicht: „Am Meer“ ist zu oratorisch, sein tiefgefühltes: „Nothwendigkeit“ noch immer allzu doctrend. — Moriz Veit, ebenfalls aus der Gedankenkammer der Philosophenschule, hat mehr Blut und Beweglichkeit. Seine Betheiligung an der Gestaltung des Vaterlandes hat seinen politischen Charakter festgestellt, in seinen Liedern hat er sich, fern von aller blassen Resterionsweise, sogar den Volkston mit Glück angeeignet; er singt in: „Elle und Schwert“ eine komische Ballade vom alten Feldmarschall Derfflinger. —

Der Berliner Porten ist im Almanach kaum ein Ende. Wenn freilich Friedrich Bodenstedt der auf dem Divan seines Mirza Schaffy seine orientalischen Sommernächte weiter ausdichtet, sich zu Berlin zählt, so kann die Spreestadt mit gleich gutem Recht auch die Fatamorgana des Morgenlandes in ihr Gebiet ziehen. Örtlich und geistig berlinisch ist ein Ernst Curtius mit seinen Gelegenheitsversen und seiner hinfälligen Sehnsucht nach fernen besseren Zeiten. Ein Berliner Müller (Adolf) macht Distichen die nicht immer stichhaltig sind. Wilhelm v. Merkel, Wilhelm Lübke gehören mit Luise v. K. ebenfalls zu dem Berliner Dilettantismus, und Dilettanten finden wir in Masse, während wir Süddeutschlands glorreiche Dichterstimmen im Almanach, der sich einen deutschen, nicht blos kleindeutschen nennt, entschieden vermissen. Da ist ein Lüneburger Hölty, dem sein Name zu gute kommt, ein K. W. Schulz aus Wiesbaden, dem noch vergönnt wird zu singen: „der junge Lenz weckt junge Lieder“, eine Auguste Jacobi aus Essen, eine Luise Pr. von G. mit mäßigen Stammbuchreimen. An „Wanderlust“ ist bei den Berlinern auch kein Mangel, wie bei Fr. Eggers, während ein anderer Sohn der Spree K. v. Salviati lieber noch sich selbst besingt und in Versen überlegt „wie er sich zur Zeit zu stellen habe.“

Von Rheinlands Söhnen und Töchtern begegnen wir Namen von altem und neuem gutem Klange. Strodtmann, Schaumburg, Bauernfels u. A. geben, gleichviel wes Landes Kinder sie selber sind, rheinische Landschaftsbilder in lyrischen Stimmungen. C. O. Sternau zählt hier in Versen zum Vater Rhein. Alexander Kaufmann, in Bonn, bringt sein ergreifendes „Auswanderlied“, das auch im Nebenlande seine Scene hat. Karl Simrock bringt in einer guten Anzahl von Gedichten alten Legendenton, Gertrude von Hohenhausen, geb. Hartung, schöne weiche Abendstimmungen, Düsseldorfer Landschaften gleichsam in lyrischer Musik. Otto Roquette, ein neuer Name, stimmt schöne Weisen an, hat aber wenig Inhalt. Oscar v. Redwitz, angeblich in Bonn, während wir diesen angeblich „neuen Stern“ deutscher Lyrik in Franken suchten, singt frommselige Minneslieder die an seine religiösen Amaranthengwirlanden erinnern. — Wo sich Einer, gleichviel wes engeren Vaterlandes Kind er ist, mit seiner ganzen Person als deutscher Mensch ergibt, da sind wir trotz landsmannschaftlicher Hin- und Abneigungen gewiß nicht gewillt ihn an seine Scholle festzunageln. Da ist August Kopisch, ein Schlesier von Hause aus, jetzt zu den Berlinern zählend; dieser Sänger ist in Summa ein ganzer deutscher Kerl mit seinem „Als Noah aus dem Kasten stieg.“ Und dies glorreiche Noahlied dichtet Kopisch zum Ergötzen Aller die deutsch trinken und deutsch fühlen, noch immer fort. Der Musenalmanach bringt unter anderen von ihm ein „historisches Weinlied“, das auch mit seinem Gedankengehalt und als Ergebniß eines Glaubensbekenntnisses seine gute Schlagkraft bewährt, während zugleich seine komische Ballade vom „Thiermaier Hosenfeld“ aus Croffen die unerschöpfte Gesundheit seiner humoristischen Ader bekundet.

Humor anbelangend: so gibt der Almanach auf diesem Gebiet sein Bestes. Gruppe selbst und ein uns neuer Sänger, aus Mannheim, Eduard Brauer: diesen Bei-

Digitized by Google

den erkennen wir den Preis zu unter Allen die das Buch zusammenführt. Otto Friedrich Gruppe iſt in deutſcher Dichtung nicht überall vortheilhaft bekannt, ſein Longobardengedicht wurde ſcheel angeſehen; um ſo mehr erheiſcht es die Pflicht, ihm in der claſſiſch feſten und freien Form, im plaſtiſch fertigen Styl ſeiner Lyrik die Anerkennung zu zollen. Namentlich iſt es eine meiſterhafte Humoreske die wir obenanſtellen, in conciſer kräftiger Sprache eine höchſt glückliche Parodie auf den inhaltsloſeren Stolz des Hochbluts und Hidalgothums. Von Eduard Brauer leſen wir unter anderen fernige Denkſprüche in Reimen; es iſt jedoch ſein „Schloßnarr zu Heidelberg“ eine humoriſtiſche Ballade die wir hochſtellen. Dieſe und Gruppe's „ſpaniſcher Mantel“ verdienen als die Perlen der Sammlung bezeichnet zu werden.

1. Der ſpaniſche Mantel.

Dort der Marquis? — Von altem Adel!
Wer das bezweifelt thut nicht recht,
Sein Mantel auch iſt ohne Tadel.
Was fehlt dem Mantel? wär' er ſchlecht?

Wenn er ihn um die Schultern ſchlinget,
Iſt er dem ſtolzen Cäſar gleich;
Wenn ihm der kühne Wurf gelinget,
Sein, meinſt du, ſei das röm'ſche Reich.

Der Mantel iſt von feinſtem Faden,
Iſt faltig weit und federleicht,
Und geht doch daß er zu den Waden,
Wenn er ſie hätte, niederreicht.

Es wuchs auf Spaniens milden Höhen
Der Wolle ſchwanenweicher Flaum,
Wo ſtolz die edeln Schafe gehen
An goldbegabter Flüſſe Saum.

Draus ward gewebt ein Tuch, wie Sammet,
Zu Amſterdam im Niederland,
Das Schloß, die Borten goldurchflammet,
Paris hat's und Lyon geſandt.

Des Futters Plüſch, ſo geht die Sage,
Iſt engliſch Plüſch, der nie vergeht!
Ein Deutſcher war es ohne Frage,
Der ihn mit deutſchem Fleiß genäht.

Dies Stoff und Arbeit — doch das Leben,
Das ſtolz den todten Stoff beſeelt,
Nur Spanien wieder konnt' es geben,
Nur Spaniens Hauptſtadt auserwählt!

Was ſagt der Stoff, der rohe, grobe?
Nein der Begriff, die Form, der Schnitt!
Der Mantel iſt die Meiſterprobe
Des erſten Schneiders in Madrid!

Doch wie berühmt auch dieſer Schneider,
Der Mantel theilt das ird'ſche Loos:
Bei aller Tugend hat er leider
Auch Fehler — doch zwei Fehler blos.

Ihr könnt die beiden Fehler wiſſen,
Denn nie hat der Marquis geprahlt:
Der Mantel erſtens iſt geriſſen,
Und zweitens iſt noch nicht bezahlt.

2. Der Schloßnarr zu Heidelberg.

Im Heidelberger Schloſſe
Da wohnt' ein luſtiger Rath,
Der oft mit derber Poſſe
Dem Schloßvolk Leides that.

Hieß Pritſchenpeter mit Namen,
Ein teufelstoller Gauch,
Der Schrecken eitler Damen
Und ſteifer Herrlein auch.

Sein Witz traf aller Ecken
Trotz Doctorhut und Helm,
Auf alt' und junge Gecken
Lospritſchte dieſer Schelm.

Doch wurden alle Schranzen
Giftgrimmig mehr und mehr,
Sie ſchmarrten ihm gern den Ranzen
Auf Nimmerwiederkehr.

Wohl Mancher lief als Kläger
Vor Kurfurſt Friedrichs Thron,
Der Schellenkarpenträger
Kam ſtraflos ſtets davon.

Doch als mit jedem Tage
In laut'rem Ton von vorn
Erſcholl die Narrenklage,
Da plagte Friedrichs Zorn.

Er rief den Narren zur Stelle
Und ſprach: „Dein jüngſter Streich
Bricht Dir den Hals, Geſelle,
Du zimmſt dies Schieß ſogleich!“

Drauf Peter ohne Säumen:
„„Gnädigſter, weil Du's begehrſt,
Eil' ich dies Schieß zu räumen,
Die Silberkammer zuerſt.

Nur ſtracks herbei die Schlüſſel,
In zweier Stunden Lauf
Iſt's bis zur letzten Schüſſel
Geräumt, verloß Dich drauf.““

Da brachen viel ernſte Narren
In luſtiges Lachen aus,
Mein Peter mit dem Sparren
Blieb ungeſtört im Haus.

Manch Fürſtlein möchte jagen
Die Narrheit aus dem Neſt,
Da hilft kein Jagen und Schlagen,
Der Narr ſteckt allzu feſt.

Er ſpukt mit tollem Spaße
Oft nach dem Tod ſogar,
Beim Heidelberger Faße
Ward's manchem Narren klar.

Zur Chronik.

[Öſtreich und Preußen.]

— Öſtreich hat eingeſehen daß Preußen kein Deutſchland geſtalten kann; es fühlt für ſich ſelbſt die Nöthigung, in Deutſchland feſten Fuß zu behalten; es will nachholen was es 1848 und 49 verſäumte, es will überhaupt nachholen was es Jahrhunderte lang in ſchlaffem Regimente verſäumt hat. Entſprang doch die Wiener Revolution aus dem Schamgefühl, hinter Deutſchland zurückgeblieben zu ſein. Wir zweifeln nicht daß dieſer Gedanke der leitende iſt in den aufrichtigen tiefgreifenden Reformen Öſtreichs. Daß die Civilehe verworfen wurde im Cabinette, begreift ſich leicht; es iſt von dem katholiſchen Öſtreich nicht zu verlangen daß es in ſolcher Frage dem proteſtantiſchen Preußen vorangehe.

Die öffentliche Meinung in Preußen hat einen kriegeriſchen Aufſchwung erlebt, für deſſen großartige Mittel wir ein eben ſo großartiges Ziel zum Beſten des geſammten Vaterlandes wünſchen. Der gekränkte Ehrgeiz und die Energie des patriotiſchen Auf-

Digitized by Google

schwungs wird sich nicht in einer bloßen Rechthaberei gegen Süddeutschland gefallen! Vor allen Dingen ist der unklare Eigensinn zu beseitigen, in Hessen scheinbar für die Verfassung aufzutreten zu wollen und gleichwohl in Schleswig-Holstein die Executive zu dulden oder gar selbst zu vollführen. Wir hoffen daß die öffentliche Meinung und die patriotische Stimmung der Kammern in Preußen ein klares Ziel in's Auge fassen.

[Bürger's Enkelinnen in Leipzig.]

— In Leipzig leben zwei Enkelinnen Gottfried Bürgers. Molly's und des Dichters Sohn, August Bürger, war in Naumburg, in Leipzig Buchhändler; das Glück war ihm nicht hold, Wittwe und Töchter sind seit einer Reihe von Jahren auf ihrer Hände Fleiß verwiesen. Ein Epigone deutscher Literatur, der Bürger's Leben zum Inhalt eines Drama's machte, S. H. Mosenthal in Wien, glaubt den Nachkommen des Dichters einen Tribut schuldig zu sein; er bestimmt einen Theil vom Ertrag seines Stückes: Ein deutsches Dichterleben den Enkelinnen Molly's. Er hat das ihm in Hamburg zugefallene Benefiz von der achten Vorstellung seines Drama's, sowie den dortigen Ertrag einer besondern Aufführung zu diesem Zwecke bestimmt. Mehrere Bühnen welche das Stück einstudieren, sind zu gleicher Betheiligung an diesem Werke der Pietät aufgefordert. Der Leipziger Direction ist vom Dichter unter Verzichtleistung eines Theiles seines Honorars der Vorschlag gemacht, eine der drei ersten Vorstellungen den Enkelinnen Gottfried Bürger's zu widmen.

[Maria Serato.]

— Eine junge neunjährige Violinistin, die kleine Venezianerin Maria Serato, erregte in mehreren Privatkreisen Leipzigs die Bewunderung der Kenner. Man rühmt ihren festen Strich, ihren reinen Ton. In den Zwischenacten eines Theaterabends spielte sie bei uns auch öffentlich unter lautem Beifall. Das talentvolle Kind hat sich besonders Variationen von Beriot emsig und eifrig einstudiert.

[Gustav Schwab †.]

— Der schwäbische Merkur brachte über den zu Anfang dieses Monats verstorbenen Schwab einen umfassenden biographischen Artikel. — Gustav Schwab, nur fünf Jahre jünger als Uhland, war 1792 zu Stuttgart geboren. In der Entwickelungsgeschichte seiner Kindheit ist nichts hervorstechend als der frühe und echt schwäbisch ernste Wissensdrang und bei Schwab eben so frühe Hang zum Dociren. Des fünfjährigen Knaben lateinische Grammatik lag in der Küche neben Kochgeschirr, weil er in der alten Magd sich eine Schülerin erkoren, der er wenns und ame beibrachte. Seine gymnasiale Jugend gehörte Stuttgart, seine akademische dem theologischen Seminar zu Tübingen an. Im „Dichterwald" erschienen seine ersten poetischen Gaben. Daß in dem Freundschaftsbunde mit Kerner und Genossen sein Studentenleben auch voll Heiterkeit war, bezeugen sein „Tischgebet", sein „Schlittenlied" und das allbekannte „Lied eines abziehenden Burschen." Der schwäbischen Alp sang er das Lied:

„O blau Gebirg, du bist Du ja,
Mit frischer Jünglingsmahnung!"

Als der Freiheitsruf gegen Frankreich in deutschen Landen erscholl, saß Schwab als Vicar bei einem Pfarrer fest. Das Jahr 1815 sah ihn auf einer Reise nach Norddeutschland. Es versäumt selten ein Schwabe Berlin zu begrüßen, um der Verwandtschaft des wissenschaftlichen Dranges willen; auch bevor Hegel dort wirkte, strömte die gelehrte und die poetische Jugend gern auf kurze Zeit dahin. Es verdient das bei der sonstigen Antipathie des katholischen deutschen Südens gegen Norddeutschland bezeichnet zu werden; Wahlverwandtschaft gleicher Art fühlen Oestreich und Baiern nicht im geringsten, das geistreiche abstracte Berlin ist ihnen unheimlich, Alles, so fühlen sie, geht ihnen da auf Stelzen. Vorurtheil heißt das Gespenst im Hause feindlicher Brüder. — Gustav Schwab lebte in Berlin in inniger Freundschaft mit Fouqué und Franz Horn. Im Herbst 1815 trat er wieder als Repetent im Tübinger Seminar ein, warf sich seitdem aber mehr auf philologische Studien des Alterthums. Eine gewisse philologische Trockenheit verräth sich auch in manchen seiner Gedichte, die den einfachen, oft aber dürren Legendenton dem bestigelten Romanzenstyl vorziehen. Wenige Tage vor seinem Tode der ihn in seinem 58. Jahre ereilte, überraschte er seine Freunde mit einem Prolog für ein Stuttgarter Concert zum Besten der Schleswig-Holsteiner.

[Neue Opern.]

— In Berlin: Sophie Katharina (früher: die Großfürstin), von Flotow, Text von Ch. Birchpfeiffer.

In Leipzig geht „Bianca oder der Corsar", Oper von Julius Rietz, in Scene.

In Stuttgart verlautet von einer neuen Oper Lindpaintner's, Text von Lewald.

[Die Goethestiftung.]

— Der Ausschuß der Berliner Goethestiftung hat den für 1850 ausgesetzten Preis von 1000 Thlrn. einem Modelle Rauch's zuerkannt, das Goethe und Schiller als Dioskuren in einer Gruppe darstellt.

Anzeigen.

Allen deutschen Liedertafeln sehr zu empfehlen:

Klauer, deutsche Volksliedertafel. Eine Sammlung vierstimmiger Gesänge für Männerchöre. Mit Original-Compositionen von Abt, Becker, Büchner, Claudius, Richter, Siebeck, Zöllner und vielen andern Componisten. 1—4 Heft à 3½ Sgr.

Zu haben in allen Buch- und Musikalienhandlungen.

Bei **Herm. Fritzsche** in Leipzig und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Albrecht, A., les jeunes enfans. (Französische Lesestücke.) 7½ Ngr.

—— Der neue Deutsch-Franzos. 10 Ngr.

—— Italienisch-deutscher Sprachschatz. 10 Ngr.

Eberhard, C. A., Abécédaire français. 3e Edition. 7½ Ngr.

☞ Sämmtlich elegant gebunden.

Im Verlage von **Herm. Fritzsche** in Leipzig erschien:

Meinhold, Dr. W. (Verf. der Bernsteinhexe u. s. w.), die Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin. Uebersetzt und commentirt. Vorausgehend eine religionsphilosophische Einleitung über Weissagung überhaupt für gebildete Leser aller Confessionen. Mit 1 Abbild. des ehemal. Klosters Lehnin. Preis brosch. 1½ Thlr.

☞ Auch hinsichtlich der äußern Ausstattung trifft sich dieses interessante Werk an die früheren Schriften des berühmten Verfassers würdig an.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 7. December.

Inhalt: Das Haus des Barneveldt. Trauerspiel von Franz Dingelstedt. — Taschenbücherschau für 1851. 1. Germania. 2. Vielliebchen. 3. Rheinisches Taschenbuch. 4. Libussa. 5. Vergissmeinnicht.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs ist 8 Thlr.

№ 97.

Das Haus des Barneveldt.

Trauerspiel von **Franz Dingelstedt.**

Erster Aufzug.

Personen des ersten Aufzugs.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, Statthalter, General- und Generaladmiral der niederländischen Union.
Frau van Oldenbarneveldt.
Reinier, Herr zu Groeneveldt, Unterforstmeister von Holland . . . . . } deren Söhne.
Wilhelm, Herr zu Stoutenburg, Commandant der Festung Bergen op Zoom . . . . . }
Cornelia, verehelichte van der Myle, deren Tochter.
Walburg van Mornix, Wilhelms Gattin, deren Schwiegertochter.
Philipp, Jakob, Paul, } deren Enkel.
Frank, alter Diener
Esther, alte Magd } in Oldenbarneveldts Haus.
Ada, junge Magd

Ort: der Haag; Zeit 1619.

Oldenbarneveldt's Familienzimmer in niederländischem Styl: Wände und Decke getäfelt, Hausrath aus schwerem Holz mit Schnitzwerk, Gesimse voll Glas und Porzellan, Wanduhr, Bodenteppich, Bilder, worunter Oldenbarneveldt's und seiner Söhne Porträts, auch ein Schlachtstück. Früher Morgen: Fenster mit Laden und Vorhängen geschlossen. Auf einem großen Tisch rechts eine brennende Lampe; ein Lehnstuhl und mehrere Stühle um denselben; hinten kleinere Tische, worauf tief heruntergebrannte Kerzen. —

(Alle Angehörigen des Hauses erscheinen in tiefer Trauer.)

Erster Auftritt.

Walburg im Lehnstuhl, vor sich die Bibel, in der sie liest. Gegenüber Cornelia, ebenfalls sitzend, eingeschlafen, Kopf und Arme auf den Tisch gestützt. Esther und Ada im Hintergrund auf Schemeln. — Kurze Stille nach dem Aufgang des Vorhangs.

Walburg (halblaut).

Um welche Zeit ist's?

Esther.

Frau, der Morgen graut,
Der Wächter hat die Nacht schon abgerufen.

Walburg.

Die Stunden haben Flügel: diese Nacht,
Die furchtbar lange, furchtbar kurze Nacht
Verging so schnell wie keine.

(Steht auf, tritt zu Cornelia und legt die Hand auf deren Schulter.)

Liebe Schwester!

Cornelia.

Was soll ich?

Walburg.

Es ist Zeit, Cornelia;
Schon dreimal hat der Hahn im Hof gekräht:
Ein Kleines noch, so wird der Herr verrathen.

Cornelia (aufstehend).

Ja wie geschah mir denn?

Walburg.

Du warst entschlafen;
Entschliefen doch die Jünger auch am Ölberg.

Cornelia.

Verzeihe mir, daß ich allein dich wachen
Und weinen ließ! Wo sind die Unsrigen?

Walburg.

Die Mutter flüchtete an's Bett der Kinder,
Der Schwager ging nach Mitternacht, den Gatten
Hab' ich seit gestern Abend nicht gesehn.

Cornelia.

Wie sollen wir verlassen diesen Tag
Bestehen?

Walburg.

Geh dem schrecklichen entgegen;
Er pocht gebieterisch an Thür und Fenster:
So thut ihm auf!

(Esther und Ada öffnen die Vorhänge und Laden; durch die Fenster heller Morgen.)

Cornelia.

Entsetzensvolle Klarheit,

Digitized by Google

O hätte dich mein Auge nie erblickt!
Warum der Vater uns dies Schreckenslicht
Nicht sparte!

Walburg.

Wie? Indem er nachgegeben
Und vor Oranien das Haupt gebeugt,
Das er bis heute ihm, und heut' dem Henker
Mit stolzer Festigkeit entgegenträgt?

Cornelia.

Der Schmerz entschuldige den sünd'gen Zweifel;
Doch mein' ich, unser Vater ging zu weit
Und Starrsinn ist's, nicht Festigkeit zu heißen,
Daß er sich selbst und uns zum Opfer bringt.

Walburg.

Laß solche Worte nicht die Mutter hören,
Cornelia; du weißt, sie denkt wie er.
Und hat nicht Reinier auch, der Mildeste,
Der Beste, laut gebilligt, was der Vater
Gethan? Oranien verlangt von ihm
Das Opfer seiner Ehre, seiner Pflicht.
Darf Barneveldt, den Holland Vater nennt,
Die heil'gen Rechte dieses Landes und
Des eignen Lebens treu geübten Grundsatz,
Den wohlerworb'nen, ruhmbedeckten Namen,
Darf er sein Alles an Oraniens Herrschsucht
Verrathend überliefern — nur um sich,
Vielmehr um uns sein Leben zu erhalten?

(Alva löscht die Kerzen aus und geht mit der Lampe links ab. Esther bleibt, aufräumend.)

Esther (an der Wanduhr beschäftigt).

Frau Walburg, seht doch!

Walburg.

Was?

Esther.

Die Uhr steht still.

Walburg.

Sie steht? Wahrhaftig! Sieh, der alte Pendel,
Der sonst so rüstig auf und nieder ging
Wie eine Schildwach, hat im engen Haus
Ermüdet Halt gemacht; ist sein Gewicht
Am Ende doch zu schwer für ihn geworden?

Esther.

Der Zeiger weist auf neun.

Cornelia.

Das ist die Stunde,
Da gestern Abend wir vom Vater gingen.

Walburg.

Verstehst du nun des Hauses treue Freundin?
Die uns so manche gute Stunde rief,
Sie schweigt auf einmal. Schweigend will sie sagen:
Des Hauses letzte Stunde hat geschlagen!

Cornelia.

Die neunte Stunde war's am zwölften Mai.
O wie der Vater groß und herrlich stand
Inmitten seiner Kinder, seiner — Waisen!
Noch fühl' ich auf der Stirn die Segenshand,
Den Abschiedskuß des vielgeliebten Greisen.
Ich sehe, wie er zögernd uns entließ
Und gehn und hastig wieder kommen hieß,
Bis uns hinaus die Kerkermeister drängten
Und, selbst gerührt, an unser Kleid sich hängten;
Ich höre, wie mit fürchterlichem Ton
Die Riegel fallen ....

(Auf der Straße, vernehmlich, aber nicht zu nah, ein lang anhaltender Wirbel gedämpfter Trommeln.)

Walburg (geisterhaft).

Still! Sie rufen schon!

Cornelia.

Wohin entrinn' ich, wo verberg' ich mich?

Walburg.

Zur Mutter eile, daß sie dieser Laut
Nicht einsam morde.

(Cornelia ab.)

Esther, spute dich!
Reveille schlug's: der Feind ist früh am Tage;
Daß er uns wehrlos hier nicht überfalle!
Geh, hol' die Mutter und die Kinder alle,
Versammle sie zur großen Todtenklage!

(Esther ab.)

Zweiter Auftritt.

Walburg (allein).

Halt an dich, Herz! Sei dieser Stunde werth!
Die Mutter sagt, sie ist wie andre Stunden
Und will, gleich ihnen, ihre Ordnung haben!
(Eilt in hastiger Geschäftigkeit umher.)
Wohlan! den Tisch gerückt — zum Leichenmahl!
Herein, du mörderischer Sonnenstrahl!
(Reißt das Fenster auf und bleibt, wie unwillkürlich gefesselt, stehen.)
O Herr, mein Gott, wie schön ist deine Welt!
So schön, daß selbst ein brechend Menschenherz
In dem gewohnten Anblick sich vergißt!
Wer diesem Tag in's blaue Auge sieht,
Der glaubt ihn wohl zu bess'rem Thun gemacht,
Als zu den Thaten blut'ger Finsterniß,
Die sich in seinem vollen Licht bereiten.
Die Vögel singen munter in den Bäumen,
Und drüben durch die braune Fluth der Gracht
Segelt ein früher Schwan, die Flügel badend.
Im rothen Morgenscheine glühen dort
Die dunklen Mauern und die Ziegeldächer,
Daß sie wie blutig übergossen stehn....
Blut — Wieder Blut! Nichts als das eine Bild!
(Zurücktretend.)
Mich friert! — Die Luft weht kühl und scharf daher,
Und wenn ich denke, daß der alte Mann
Sein graues Haupt dem Wind entblößen muß,
Dem kalten Beil des Henkers seinen Hals, —

Digitized by Google

Den Hals, an dem so oft in Kindesliebe
Sich diese Arme zärtlich festgeklammert
Als ihrem letzten Halt in tiefem Wirrsal, ...
Ich kann's nicht fassen, nein! ich kann es nicht!
Hat denn der Himmel gänzlich uns verlassen?!

Dritter Auftritt.

Walburg, Esther, bald darauf Moritz.

Esther.

Verzeiht, Frau Walburg; draußen steht ein Mann,
Der unsre Hausfrau gleich zu sehn begehrt.

Walburg.

Das ist unmöglich heute, weis' ihn ab.

Esther.

So that ich, doch er sagt, er will sie sprechen,
Und er befahl es mehr, als daß er bat.

Walburg.

Ein fremder Mann?

Esther.

In braunem Hut und Mantel,
Gestalt und Stimme war mir unbekannt.

Walburg.

Besuch um diese Zeit? Wenn's möglich wäre . . .
Ich will ihn sehn und selbst der Mutter melden.

(Esther ab.)

Geschehen denn noch Wunder? Steigt ein Engel
Herab zu uns, da unsre Noth zum höchsten
Gestiegen?

Moritz (eintretend).

Gott zum Gruße, junge Frau!

Walburg.

Der Prinz?!

Moritz.

Ihr kennt ihn noch?

Walburg.

Oranien — hier!?

Moritz.

Nicht wahr, er überrascht Euch früh?

Walburg.

Nicht doch;
Er kommt zur rechten Stund'. Um *eine* später, —
Und Seine Hoheit wär' zu *spät* gekommen!
Willkommen, Herr! Mit Euch erscheint das Heil!
Verzeiht nur, daß ich das nicht gleich erkannte.

Moritz.

Nun, dankt mir nicht zu bald. — Frau Barneveldt?

Walburg.

Ich eil' um sie, ich fliege. (Umkehrend.) Doch, nicht wahr,
Oranien wäre nicht hierher gekommen,
Geächt' er nicht als Retter fortzugehen?
Seit Jahr und Tag ward Seiner Hoheit Fuß
Ein Fremdling ja der Schwelle dieses Hauses!

(ab.)

Vierter Auftritt.

Moritz. Später Frau van Oldenbarneveldt.

Moritz.

So ist's! An welche Zeit erinnert mich
Der Anblick dieser Räume! Alles noch
Gerade wie es war: dort am Kamin
Sind wir gesessen, Barneveldt und ich,
Gar manche Nacht in wichtiger Berathung,
Da hängt das Bild, das ich dem Alten gab,
Nachdem ich meine erste Schlacht gewonnen,
Und drüber noch der Lorbeer — aber welk,
So welk wie unsre Freundschaft! Hier am Tisch
Hat uns die Hand der Hausfrau, wenn wir stritten,
So oft den Labetrunk gereicht, um uns den Mund,
Den heißen Mund zu kühlen und zu schließen.

(Frau van Oldenbarneveldt ist bei den letzten Worten von links eingetreten und auf den Prinzen hastig zugegangen; Moritz ihr entgegen.)

Frau Barneveldt, laßt diese Hand mich fassen,
Zum Frieden, so Ihr wollt, und zur Versöhnung!

(Reicht ihr die Hand, welche sie mit tiefer Verneigung ergreift, jedoch ohne sie zu küssen.)

Frau van Oldenbarneveldt.

Oranien, ist's Wahrheit? — Ja, es ist;
Ihr könntet über's offne Grab des Mannes
Dem Weib die Hand nicht reichen. Also Dank,
Daß endlich Euer Auge sich geöffnet,
Daß Ihr den alten Freund erkennt, den Ihr
Als Lehrer oft, als Vater hier begrüßt.

Moritz.

Ich will vergessen, und ich will vergeben.

Frau van Oldenbarneveldt.

Vergeben wollt Ihr?

Moritz.

Ja, so will ich, Frau.
Drum kam ich her: ich thu' den ersten Schritt,

(setzt sich, Frau van Oldenbarneveldt auf seinen Wink desgleichen)

Mag Euer Gatte nun den zweiten thun.

Frau van Oldenbarneveldt.

Er hat nicht viele mehr zu seiner Grube.

Moritz.

Deswegen kehr' er um; sein Weg ist falsch,
Noch ist es Zeit, daß er, des Irrthums inne,
Den rechten geht und mir entgegen kommt.
Er hält sein Leben *noch* in eigner Hand,
Nicht lange mehr.

Frau van Oldenbarneveldt (für sich).

Nichts als der alte Handel!
Und darum kam er? — O grausame Täuschung!

(Laut.)

Ihr kennt ja, Herr, den Barneveldt wie ich;
Wenn fremde Gnade nur, nicht eignes Recht
Sein Leben retten kann, so ist's verloren.

Moritz.

Bis in die letzte Stunde eigensinnig!

Digitized by Google

Ich meine, fromme Frau, das sei nicht christlich;
Ein Leben ist wohl einer Bitte werth.

Frau van Oldenbarneveldt.
Hat Frankreich nicht und England diese Bitte
Durch seiner Abgesandten Mund gesprochen?

Moritz.
Spricht's für ihn, daß der Fremde für ihn sprach?

Frau van Oldenbarneveldt.
Und würd' Oranien auf die Bitte warten,
Sofern er sie erfüllen will und darf?

Moritz.
Es ist Oranien nicht, die Richter sind es,
Sind seine Richter, welche ihn verdammt.

Frau van Oldenbarneveldt.
Die seinen? Waren's nicht — die Eurigen?!

Moritz (auffahrend).
Frau Barneveldt!

Frau van Oldenbarneveldt (fest).
Prinz von Oranien!
(Einlenkend.)
Ach, warum sollen wir in dieser Stunde
Das zwecklos-graufe Spiel noch einmal spielen,
Mit dem wir nun zehn Monden lang uns quälen?

Moritz.
Der Einsatz, Frau, ist Eures Mannes Haupt!

Frau van Oldenbarneveldt.
Das Höchste mir, das Heiligste auf Erden!
Doch eh' ich es gebeugt, erniedrigt sehe, —
Erniedrigt gegen Willen und Verdienst, —
Durch mich erniedrigt oder meinetwegen:
Verzeih' mir Gott, — (abbrechend) eh' will ich's fallen sehn!

Moritz (steht auf).
Ein böser Wille; doch er mag geschehn.
(Pause.)
Ei was! Wozu Verstecken spielen, Frau?
Wir sind zu alt dafür, die Zeit zu kurz.
Ihr wißt recht gut, um was es hier sich handelt:
Nicht blos um Recht und Recht, um Gründ' und Bitten —
Um Macht, um Ehr', um Leben gilt's bei uns!
Ihr meint, und Euer Mann mit seinem Anhang,
Oranien sei Hollands ärgster Feind,
Weil ihn gelüste nach der Oberherrschaft,
Und weil er auf den Pfeilbund der Provinzen,
Von seines Vaters weiser Hand gestiftet,
Statt eines Huts die Krone setzen wolle.

Frau van Oldenbarneveldt.
Das sagt' ich nicht.

Moritz.
Das denkt Ihr allzumal;
Es steht geschrieben und gedruckt in tausend
Schmähschriften, welche heblings mich verfolgen;
Die Buben singen's laut auf jeder Gasse,
Die Ketzer predigen's auf offner Kanzel,
Den fremden Eindringling, den deutschen Muff,
Das Nassau-Gräflein ungescheut verhöhnend.

Frau van Oldenbarneveldt.
Mein Gatte hat dergleichen nie gethan.

Moritz.
Er hat's erlaubt, er hat's sogar begünstigt
Und sich zum Haupte der Partei gemacht,
Die offen mit des Volkes Erbfeind geht,
Mit Frankreich und mit Spanien schmählich hält,
Mit Remonstranten und Papisten spielt,
Nur um mich überall hinaus zu drücken
Und sich in Macht und Ansehn zu erhalten.

Frau van Oldenbarneveldt.
An sich hat nie der Barneveldt gedacht,
An Holland immer.

Moritz.
„Holland über Alles",
Das Echo kenn' ich: er war Advokat,
Großpensionär von Holland, und so weiter.
Wenn er auf seine Ehre hielt, Madame,
Auf seine Macht, darf ich's auf meine nicht?
Soll ich des Meisters Zögling ewig bleiben,
Die Hand nur sein, die ihrem Haupt gehorcht
Und willenlos, — zum Kriege und zum Frieden,
Zu diesem Bündniß heut, zu jenem morgen, —
Sich führen läßt, wie's just dem Haupte paßt?
Der Knabe Moritz wurde lang zum Mann;
Das Haus Oranien hat in Niederlanden
So festen Fuß gefaßt, wie Barneveldt,
Und dieses Hauses strebenden Gedanken, —
Wie ihn des Schweigers tiefer Geist gelegt,
Wie ihn mein Degen glücklich fortgeführt,
Wie er im Volke selbst lebendig ist
Und eins mit seinen höchsten Interessen, —
Bei Gott, den soll kein falscher Freiheitstrieb
Und Advokaten-Widerspänstigkeit
In seinem Wachsthum stören und erdrücken.
Statthalter nannte mich in freier Wahl
Das Volk; ich will es sein und nicht blos heißen:
Halten will ich, festhalten in der Hand
Was Gott hineingelegt und dieses Land:
Sie haben mir die schwere Pflicht gegeben,
Das gute Recht mein Haus, mein Schwert, mein Leben!

Frau van Oldenbarneveldt (bittend).
Der Sohn des Schweigers wurde sehr beredt.

Moritz.
Gut repliciert die Frau des Advokaten.
Habt Ihr die Antwort ebenso bereit,
Wenn ich nach jenen Tonnen Goldes frage,
Die insgeheim in dieses Haus gerollt,
Nach jenen Boten, die aus Flandern kamen,
Nach dem Geschenk von Frankreichs viertem Heinrich,
Nach seinen Gnadenketten, Ordenssternen,
Die Eu'rer Söhne „freie" Brust bedecken?
War das für Holland oder Barneveldt?

Frau van Oldenbarneveldt.
Ihr habt die Macht, den Barneveldt zu tödten,
Doch nicht in seinem Haus ihn zu verleumden.

Moritz.
Hab' ich die Macht, so will ich sie gebrauchen;
Ich muß vielmehr: mein Wille ist es nicht,
Es ist der Eure, welcher meinen zwingt. —
Frau Barneveldt, in guter Absicht trat
Ich ein bei Euch, Ihr schickt mich böse fort.
Das weiße Tuch — seht her, ich bracht' es mit;
Ein Wink von meiner Hand, von Eurer eig'nen,
Aus diesem Fenster, und die Trommel schweigt.
Ihr geht zu ihm, gleichsam zu letztem Abschied,
Ihr überzeugt, Ihr bittet, zwingt ihn selbst, —

Digitized by Google

Denn alles, weiß ich, könnt Ihr über ihn,
Zumal in dieser schauerlichen Stunde, —
Und triumphirend kehrt, durch Euch gerettet,
Der theure Gatte in der Seinen Kreis,
Aus dem Gefängniß in sein Haus zurück!

Frau van Oldenbarneveldt.

Oranien, haltet ein, Ihr martert mich!
Ich kann ja nicht, nach mehr als dreißig Jahren
Der Treue, treulos werden ihm und mir,
Ich darf ihn nicht sich selber untreu machen.
Ich bin ein schlichtes niederländisch Weib:
In Eurer Staatskunst Räthsel Euch zu folgen
Vermag ich nicht, so wie ich nicht verstehe,
Die Worte fein und sorglich abzuwägen
Und schmeichelnd ihren Stachel zu verhüllen.
Ich kann nur sprechen wie ich denke, und
Nur denken wie mein Gatte denkt. Er hatte
Von Euch sich losgesagt, des Landes Wohl
Schien ihm durch Euch gefährdet, statt gefördert,
Euch widerstreben schien ihm Bürgerpflicht.
Daß er den Kampf mit Euch, dem alten Freunde,
Mit Überwindung seiner selbst geführt,
Und Euch als Gegner noch gar hoch geehrt:
Deß bin ich Zeuge, o wie oft, gewesen.
Ihr aber nahmt polit'schen Gegensatz
Empfindlich als persönliche Verletzung:
Zerrissen wurde Euer Freundschaftsband,
Ihr ließet ihn verhaften und verklagen
Und täglich weiter jenen Abgrund werden,
Der zwischen Euch und ihm sich aufgethan,
Bis draus — sein offnes Grab geworden ist.
Wo meine Stelle in dem Zwiespalt war,
Ob ihm zur Seite oder hinter Euch,
Konnt' ich darüber zweifeln? Könnt Ihr's selbst?
Das Weib darf ihrem Mann nicht Unrecht thun,
Und thäte sie dem Freunde noch so weh.
Drum kam es unter und zum Äußersten,
Drum steh' ich da, Oranien, wie ich steh'.

Moritz.

Wollt Ihr das weiße Tuch? Wollt Ihr es noch? —
Ihr kehrt Euch ab? — O schüttelt nicht den Kopf,
Verbergt mir nicht, und hemmt nicht Eure Thränen:
Laßt sie auf Euer Herz, auf seines fallen,
Erweichend, wie sie fallen auf das meine.
Benützt die Macht der Stunde und die Eure,
Erfüllt des Weibes schönstes Amt: Versöhnung,
Wo sich die Männer rauh und heftig streiten!
Geht zu dem alten Jaen; gewinnt ihn,
Führt ihn zurück zu mir und zu Euch selbst!

Frau van Oldenbarneveldt.

Ich kann es nicht; habt doch Erbarmen, Prinz!
Und wenn das Herz mir bricht, ich kann es nicht.
(Sinkt in den Stuhl.)

Moritz.

Dies Euer letztes Wort?
(Frau van Oldenbarneveldt nickt und verhüllt ihr Gesicht.)
Gott gebe, daß
Ihr nie bereut mich fortgeschickt zu haben;
Mich wird, daß ich gekommen, nie gereuen.
Lebt wohl, Frau Barneveldt!
(Er wendet sich zum Abgang durch die Mitte, bleibt dann stehen, tritt zum Fenster, zieht das weiße Tuch noch einmal hervor. Jean van Oldenbarnevelt will ihm nach. Stummes Spiel. Moritz öffnet das Fenster und winkt, das Tuch wegwerfend, mit dem Hut hinaus. Auf dies Zeichen unmittelbar unter dem Fenster ein grelles Hornsignal. Moritz kehrt um, tritt vor Frau van Oldenbarnevelot und spricht:)
Nun ist's entschieden!
(worauf er rasch durch die Mitte abgeht.)

Frau van Oldenbarneveldt

(einige Schritte ihm nacheilend, dann umkehrend und unter ihres Mannes Bild stehen bleibend).

Johannes, hab' ich Recht gethan vor Dir,
Vor Gott und Dir? Du hast es so gewollt,
Und darum ist es Recht, und ich bin ruhig.
Hier steh' ich, Herr! Ich kann nicht anders; hilf
Und nimm zu Deiner und des Landes Ehren
Das große Opfer dieses großen Mannes,
Nimm auch das meine wohlgefällig auf.
(Sie setzt sich, die Hände faltend, in den Lehnstuhl. Tiefe Pause. Dann Glockengeläut von draußen, langsam und dumpf. Dazwischen einzelne Trommelwirbel.)

Taschenbücherschau für 1851.

— Almanache und Taschenbücher haben für die schöpferische Literatur den Werth den Kunstausstellungen für Malerei und verwandte Künste geltend machen. Bewährte Talente haben durch neue Leistungen ihren Ruf zu sichern, neuen ist es gegönnt sich hervorzudrängen, sich wenigstens anzukündigen. Im Gruppe'schen Musenalmanach verwiesen wir im Felde der Lyrik als auf neue Talente, welche die Kritik zu begrüßen hat, wesentlich auf Eduard Brauer (in Mannheim) und auf Paul Heyse (in Berlin); über des Letzteren dramatische Erstlingsgabe, „Francesca von Rimini", bleiben wir unsern Lesern noch den Bericht schuldig. In der erzählenden Dichtung welche die Taschenbücher fast ausschließlich vorführen, drängt sich Max Waldau als entschieden neue Kraft uns auf. Auch Jeanne Marie dürfte hier bei vielen Lesern noch eine unbekannte Erscheinung sein. Unter bereits bekannten und als glückliche Erzähler anerkannten Novellisten bewähren sich besonders Theodor Mügge und Luise v. Gall.

1. Germania kündigt sich uns (Bremen, bei Schlodtmann) als Nachfolgerin der „Urania" an, nennt sich „Jahrbuch deutscher Belletristik" und bringt in einem starken Umfang von 471 S. eine bunte Sammlung von sieben Novellen. Der neue Stern deutscher Prosa, der aus Schlesien den deutschen Gauen aufging, E. Spiller von Hauenschild, Max Waldau genannt, ziert mit seinem frischen, keck und feurig markirten Angesicht das Titelblatt. Diese Züge verrathen sich auch in seiner Novelle: „Eine Sternschnuppe." Wir besprachen unlängst des Verfassers Streifzüge durch Schlesien, Tirol und Baden in seinem Buche: „Aus der Natur." Ein neues Buch: „Aus der Junkerwelt" zieht ebenfalls die Aufmerksamkeit der Leser an. Max Waldau hat die Welt auch unter fernen Himmelsstrichen gesehen; der Ertrag seiner frischen geistvollen Anschauungen mischt sich in die kecken Farben seiner schöpferischen Eingebungen. Man könnte verführt werden diese blitzende Kühnheit seiner Blicke und Griffe

Digitized by Google

für Genialität zu halten; die gewählte, mitunter sogar wählerische Sprache deutet jedoch hin und wieder auf Coquetterie und die Geheimnißkrämerei mit der Bedeutsamkeit seiner Figuren und Stoffe nöthigt uns den leisen Zweifel auf, hier sei eine gewisse Ungewöhnlichkeit mehr gesucht als schon erreicht. Der Verfasser reflectirt noch lieber als er erfindet und gestaltet. Das verführt ihn, seiner Novelle „Eine Sternschnuppe“ einen Prodromus voranzuschicken, in welchem er zwischen Nordamerika und Kleinasien eine scharfsinnige, aber gewagte Parallele entwickelt. Ein Punkt an der Küste Kleinasiens ist der Schauplatz seiner Begebenheit; der Absprung nach Amerika kommt auf Kosten seiner räsonnirenden Weltanschauung. Er eröffnet und dann auf dem Piratenschloß am Meere eine Scene voll Sturm, Donner, Blitz, Brand, Rauch und Pulverdampf. Eine ganze Wasserhose stürzt der Himmel aus den Wolken herab, während aus dem brennenden Schlosse Feuersäulen aufsteigen und zwischen dem Gewirr aller Elemente zwei-Gestalten auftauchen, die sich aus dem Umsturz retten, ein Weib mit fliegenden Haaren, ein blutiges Schwert in der Hand, und ein bleicher Jüngling der mit zitternder Angst ihrer harrt. Beide sitzen auf und die Weite verschlingt das schäumende Roß mit ihren Gestalten. Ein Gemälde wie von Tintoretto. Große Entwürfe, viel Aufwand zu einer ungeheuern Scene, viel blutrothbraune Farben, aber wenig correcte Zeichnung. Die Geschichte der beiden Menschen führt uns dann in ihre Vergangenheit nach Venedig. Abermals übermäßig viel Decoration und wenig Scene. Gradenigo nennt ein Weib sein, das ihm nicht der freie Wille ihres Herzens, sondern der Befehl der Republik gegeben. Ihr Herz gehört einem jungen Genueser. Gradenigo kann sie nicht zur Liebe zwingen: so will er sie als seine Sklavin besitzen, da der eheliche Besitz ihm nicht genug Rechte einräumt sie zu beherrschen. Er ist Feldherr zur See. Aber er hat plötzlich Unglück gegen die Sarazenen; der Verlust einer Galeere zwingt ihn zur Flucht aus Venedig und er will auf sein Schloß an der Küste Kleinasiens. Seeräuber übermannen jedoch sein Schiff und schleppen sein Weib in die Sklaverei. Der gemeinen Dienste müde, willigt sie endlich ein, sich für den Harem verkaufen zu lassen. Auf dem Sklavenmarkt sinkt sie ohnmächtig hin; beim Erwachen steht ihr Gemahl als Käufer vor ihr. Er hat diese ganze Katastrophe tückisch und künstlich herbeigeführt; von nun an ist sie nicht mehr sein ehelich Weib, sondern seine Sklavin. Diese Rache eines Nobile von Venedig ist neu; der Einfall des Dichters kühn, aber für die Hauptscenen seines Gemäldes hat er nicht psychologische Stetigkeit genug und für Nebenscenen verschwendet er die luxuriöse Pracht seiner Malerei. Der Nobile treibt auf seinem Schloß am Meere (wie Jener im Roman von Stückling) Seeräuberei; er plündert die stranden den Schiffe die sein Leuchtthurm irreführt. Der Jüngling der in der Sturmnacht sein Weib entführt, ist der Genueſe, und das blutige Messer in ihrer Hand hat dem tückischen Gemahl den Tod gegeben. Ihr nennt sie Mörderin? schließt der Verfasser, Eure Gesetze werden sie verfolgen? Aber, wenn Ihr nicht lächerlich wäret, würdet Ihr die Verbrecher sein, ein edles nothgedrängtes Weib so zu nennen! Welche Rolle die „Sternschnuppe“ die der Titel verkündigt, in der Geschichte zu spielen hat, ob die ganze Erzählung allegorisch eine Sternschnuppe vorstellen soll, ist uns dunkel geblieben. Wir wünschen daß Max Waldau mehr als eine bloße Sternschnuppe in der Literatur sein möge, mehr als ein auffahrender Meteor das sich schneuzt und verschwindet.

Alfred Meißner liefert eine gänzlich verfehlte, eine gänzlich verkümmerte Geschichte: „Eine frühe Schuld.“ Er beginnt ganz einfach menschlich von böhmischen Bädern, Städten und Dörfern, spricht weder von den Adamiten, den „böhmischen Communisten“ in Ziska's Zeiten, noch von Proudhon, dem communistischen neuen Adam von heute, einem Adam ohne Feigenblatt für die unverschämte Nacktheit seiner Lehre. Bald aber ergibt sich als Thema der Erzählung ein Sündenfall mitten im Paradiese der kindlichen Unschuld. Ein fünfzehnjähriger Bub und ein dreizehnjährig Mägdlein begehen diesen Sündenfall. Das Mädchen sieht vor Scham und ist verschollen; der Erwachsene erzählt es und motivirt durch das Geständniß dieser seiner „frühen Schuld“ den Weltschmerz auf seinen bleichen Wangen. Voilà tout. Vielleicht ein concreter Beitrag zu Proudhon's Lehre von der Gemeinsamkeit alles Eigenthums, ein novellistischer Zusatz der auch die Unschuld des Kindes zur communistischen Beute des ungezähmten Thieres im Menschen macht.

Lucia heißt eine Novelle von Adolf Stahr, die uns das Martyrthum einer jungen Sängerin unter der launenhaften Despotie ihres Vaters, des Maestro Blandi, schildert. Eine Geschichte dieser Art ist in Praxi so oft vorgekommen daß ein Darsteller fast nur zu copiren braucht. Weiß er freilich nicht zur Malerei des individuell Menschlichen die Farben auf der Palette zu mischen, so verfehlt er die bloße Copie der vor Augen stehenden Wirklichkeit eben so leicht als die richtige Gestaltung eines erfundenen Lebensstoffes. Stahr hat sein Thema gründlich falsch behandelt. Er ist Denker genug um seinen Fehlgriff einzusehen; wir bezeichnen ihn kurz in folgender Andeutung. Wir sehen in Stahr's Lucia ein edles weibliches Geschöpf das in der Kunst zur Grazie der höchsten Schönheit Beruf verräth, unter den Launen eines Vaters zu Grunde gehen, der, ein heruntergekommener Nobile, sich in Deutschland als Maestro geberdet, im Grunde aber ein Säufer und geldsüchtiger Intriguenschmieder ist. Das Mädchen, eine Deutsche wie ihre Mutter, ist erst spät in seine Gewalt gekommen, Signor Blandi macht seine Vaterrechte erst auf die Erwachsene geltend, nachdem sie unter Leitung der Mutter, unter Führung eines alten orthodox deutschen Musiklehrers beinahe mündig geworden. Stahr hätte einsehen sollen daß der bloße Begriff der Vaterrechte nicht ausreicht um den Tyrannen zu spielen. Brachte er jedoch das Mädchen in die Gewalt des Maestro, so mußte Dieser mit einer gewissen dämonischen Überlegenheit, mit einer genial liederlichen Virtuosität ausgestattet sein, sollten wir seine Herrschaft über ein Menschenleben begreiflich finden. Stahr's Vater der Debütantin hat dieses geistige Übergewicht nicht; es fehlt ihm jede Berechtigung, das Talent der Tochter auszubeuten, indem er sie moralisch oder physisch zu Grunde richtet. Wir begreifen nicht daß Stahr der in politischen Dingen so absolut frei denkt, in menschlichen Dingen nicht frei genug ist um die Nöthigung einer Emancipation seiner Heldin von angemaßter Despotie zu fühlen. Mißglückte diese Emancipation der Tochter vom Vater, so stand die Tragödie einer ringenden und untergehenden Frauenseele gerechtfertigt da. Des moralischen Aufschwungs zur Selbständigkeit bedurfte die

Heldin, sollte sie irgendwie interessiren. Für Duldung und Untergang einer Schafnatur haben wir kaum Mitleid genug. Stahr hat, wo selbst Erzählungstalente mittleren Schlages sicher zutappen würden, sein Thema im Kern mißgriffen; Sorgfalt, Eleganz und Sauberkeit der Darstellung, selbst classische Ausführung der Nebenpartieen kann den Mißgriff in der Hauptsache nicht ausgleichen.

Fernande, Novelle von Bernd v. Guseck, will uns den verzweifelten Haß einer Frau gegen ihren Schwiegersohn schildern, zu dem sie ingeheim in Neigung entbrannt ist. Der Haß womit die junge Mutter den Sohn ihres Gatten aus erster Ehe verfolgt, ist nur ein Mißgriff ihrer rathlosen Liebe zu ihm. Dies gewagte Thema ist jedoch widerwärtig durchgeführt. Bernd v. Guseck hat auf dem Gebiete der Criminalistik nicht seinen passenden Spielraum.

Der Philbellene, Erzählung von Heinrich Pröhle, Bruchstück eines Romanes, bringt uns auf thüringer Grund und Boden Schülerschwänke und eine ziemlich harmlose Schilderung der sittlichen Misären eines Domherrn mit seinen rechtmäßigen und unehelichen Kindern. Pröhle scheint zu vergessen daß moralische Trivialitäten nur wenn sie humoristisch aufgefaßt werden, einen Anspruch auf künstlerisches Interesse zu machen haben. Pröhle hat in seiner Stimmung-Humor; aber der komische Roman verlangt witzige Momente; ein breitspuriges Phlegma in der Dorfgeschichte kann ländlich sittlich von Interesse sein; ist aber um deswillen noch nicht allgemein volksthümlich, eben so wenig künstlerisch berechtigt.

Margarethe, eine „Episode aus der Neuzeit" von einer Autorschaft die sich mit drei Sternen bezeichnet, verräth eine Berliner Feder. Stoff und Erzählungston sind gleich sehr müßig; die Wertbegung auf Nebensächliches läßt auf weiblichen Dilettantismus schließen.

Die anmuthigste Gabe des Taschenbuches ist der erste Beitrag: Eine Leidenschaft, Novelle von Luise v. Gall. Die Heldin ist eine junge Dame die Herz und Hand nur einem Manne zu schenken beschließt, der von wahrhafter Neigung erfüllt ihr ein Opfer zu bringen im Stande sei. Sie verlangt ein Opfer als Beweis ächter Liebe; nur unter dieser Bedingung will ihr Herz aufhören frei zu sein. Ein schüchterner Gelehrter verzichtet auf seinen Lieblingswunsch, im Gefolge eines Prinzen den Orient zu bereisen. Er liebt Katharina, er kann nicht schreiben ohne das Schicksal seines Herzens geordnet zu haben. Sie nimmt dies für das Opfer wahrer Liebe, der schüchterne Professor wird ihr Auserkorner; sie wird aber auch die Seinige, nachdem sich das Mißverständniß über seine Verzichtleistung auf den Lieblingswunsch aufgeklärt hat. Die Launen einer weiblichen Grazie sind mit allen Reizen einer feinen Empfindung gezeichnet.

---

2. Biellichchen's zweiter Jahrgang in der neuen Folge (Leipzig, Baumgärtner) liefert zwei Novellen von Th. Mügge. „Stellungen und Verhältnisse" ist der abstracte Titel der ersteren, die manche sehr interessante Momente vorführt, ohne dieselben zu einem festen Ganzen zu vereinigen. Ein junger Graf soll standesgemäß eine Verwandte heirathen, damit, alten Familienpacten gemäß, gewisse Herrschaften an die Linie seines Hauses fallen. Sein emancipationsbedürftiger Sinn sträubt sich gegen den fatalistischen Zwang solcher Stipulationen, wo es sich um die Gestaltung seines Lebens handelt. Der Reiz des Widerspruches wird ihm zum Bedürfniß; er fühlt sich zu der Tochter eines jüdischen Banquiers hingezogen und gefällt sich darin den Verhältnissen zu trotzen, den abergläubigen Satzungen des Herkommens des Krieg zu erklären. Vergebens räth ein nahe stehender Freund davon ab, den Vorurtheilen der Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen; der Widerstand spornt den kecken Jugendmuth des Grafen; die Banquierstochter, voll Geist, Gemüth und Anmuth, wird seine Verlobte. Selbst die Schwierigkeit in Beziehung der Familienbotation wird gehoben; der Held siegt über alle Hindernisse. Nun er Sieger ist, beginnt jedoch die natürliche Reaction seiner Gefühle und seiner Stellung. Mit lebhafter Beredsamkeit schildert Mügge, wie in der modernen Gesellschaft das Geld das große, das alleinige Mittel sei, für geist- und gemüthvolle Lebensbedürfnisse den nöthigen Comfort zu liefern. Allein der Hang zum Gelde ist in der Banquiersfamilie der Nerv aller Thätigkeit, die Gewinnlust ist hier trotz Bildung und geistreicher Bequemlichkeit der entschiedene Lebenstrieb; dieser systematische Geldsinn ekelt ihn an und verleidet ihm selbst die Braut. Der Zufall will daß er Josephinen kennen lernt, jene ihm seit der Geburt und nach dem Plane der Familie bestimmte Dame. Josephine hatte sich gefügt, eben so in die Bestimmungen der Familie wie in die Verzichtleistung auf das stipulirte Verhältniß. Ihr edler feiner Sinn der sich höheren Rücksichten der Welt und Gesellschaft mit moralischer Ueberzeugung unterordnet, gewinnt plötzlich durch diese sittliche Energie der Entsagung sein Herz. Er stürzt betäubt von ihr fort zu seiner Braut, der Widerstreit seiner Gefühle bemältigt ihn, und ein Pistolenschuß endet sein Leben. Diese Wendung ist psychologisch richtig durchgeführt. Josephine — die am besten durchgeführte Gestalt — willigt in ein anderes ebenbürtiges Verhältniß, stirbt aber langsam hin; versteckte Neigung und Schmerz um das freiwillige Opfer des jungen Grafen sind das Motiv ihres Ausgangs. Die Banquierstochter, vom Wechsel dieser Verhältnisse erschüttert, endet in Wahnsinn. Hierin liegt weniger eine psychologische Nothwendigkeit. — Die zweite Novelle: „Rübezahl" führt uns Familienscenen aus dem schlesischen Fabrikleben vor. Die Wahl des Thema's ist sehr glücklich; die Durchführung flüchtiger. Die mährchenhafte Riesengestalt der schlesischen Berge tritt nicht in den Rahmen der Tagesgeschichte; aber ein bedrücktes armes Weib betet zu Rübezahl, und da ihr Gebet erfüllt wird, befestigt sich an ihr der Glaube des unglücklichen Bergvolkes auch noch in unsern Tagen.

---

3. Rheinisches Taschenbuch, herausg. von Drärler-Manfred (Frankfurt, Sauerländer). Zwei alte Namen von tief romantischem Klange ziehen uns ganz besonders an im reichen literarischen Gehalt dieses Almanachs. Tieck eröffnet die Galerie der Beiträge, Brentano beschließt sie. Ed. v. Bülow leitet eine Jugenddichtung des alten Phantasus ein, eine dramatische Scene, „die Sommernacht" betitelt, eine Arbeit des sechszehnjährigen Jünglings, aus dem J. 1789. Sie soll uns bezeugen wie früh sich schon Ludwig Tieck zum „ächtesten Herold des Weltgeistes Shakspear" berufen fühlte. Die Scene ist eine phantastevolle Nachempfindung des Sommernachtstraums. Shakspear wird uns als Knabe vorgeführt; er schläft im Waldgebüsch ein. Da treten die Gestalten seines phantastischen Lustspiels vor ihn hin. Puck will ihn necken; Titania aber wittert in dem schlafenden Gast den zukünftigen hohen Dichtergeist, und Oberon be-

Digitized by Google

schenkt ihn mit der Phantaſie, ohne welche freilich Titania's prophetiſcher Blick trüglich gewesen ſein würde. Die Geſtalten der Zauberwelt weißagen dann, der Knabe William werde der Genius ſein, der ſie Alle unſterblich unter den Menſchen machen werde. — Brentano's „Fanferliechen Schönefüßchen“, im gedrängten Auszuge mitgetheilt, dient zum Verſtändniß eines Kupfers. — Unter den vier Novelliſten des Taſchenbuchs liefert W. O. v. Horn, der Verfaſſer der „Spinnſtube“, eine rheiniſche, Wilhelm v. Chezy eine badiſche Erzählung; Beide würzen ihre Scenen mit pikanten Zügen aus der Mundart jener Landſchaften. — Joſef Rank verſpricht unter dem Titel „die kleinen Herrſcher“ ein Bild aus dem Polizeiſtaat vor dem März 1848, kommt aber vor lauter gedankenloſen Pinſeleien nicht zu wirklichen Pinſelſtrichen, geſchweige zu einem fertigen Bilde. — Auf Wolfgang Müller's Proſa waren wir um ſo begieriger als wir die „jungen Lieder“ des ſchwung- und phantaſievollen Sängers vom Rhein zu den beſten Gaben der Lyrik von heute rechneten. Seine Novelle „Profeſſor Violet oder politiſche Künſtlernöthen“ wird uns als eine humoriſtiſche vorgeführt. Sie iſt jedenfalls launig und jovial. Daß von Humor allzuviel darin die Rede iſt, thut nicht wohl; auch iſt der Witz, einen dicken ſchweißtriefenden reactionären Regierungsrath Hrn. v. Specknetzer zu benamſen, — wenigſtens mager und wohlfeil. Die Geſchichte iſt ein heiterer Karnevalsſpaß wie derlei unter Künſtlern in Düſſeldorf und Köln zu geſelligen Luſtſpielſcenen veranlaſſen mag. Die Parodie des Bürgerwehrlebens auf der Wache in den politiſchen Drangſalstagen iſt ſehr artig; der Scherz mit welchem ein heiterer Maler ſeinen Freund, den Aſſeſſor, beim Profeſſor Violet und deſſen Tochter einführt, artig; die Einkleidung der Scenen, Converſation und Erzählung athmen lebendige Grazie und jenen ſprudelnden Frohſinn, der frei von Frivolität in den Tagen des bleichen bangen Lebensreſtes und der rothangelaufenen Leidenſchaft doppelt erfreut. (Unter den trefflichen Stahlſtichen finden wir M. v. Schwind's Kopf und eine joviale Scene aus deſſen Bildern: ein Handelsſtatsmaler aus der alten Zopfzeit, der mit ſeinem Album über eine Planke ſteigt und ſich von einem Bären den Sieg ſtreitig gemacht ſieht.)

4. Libuſſa, herausgegeben von Paul Aloys Klar in Prag, bringt uns einen reichen Wechſel von Proſa und Verſen. „Vaterländiſche Denkblätter“ enthalten zum Schluß Erinnerungen an Männer welche die böhmiſche Erde deckt, an Prags Kirchen und Klöſter im Jahre 1770, an Karlsbads und Marienbads Vergangenheit und Gegenwart. Das Taſchenbuch erfüllt ſomit, zum Unterſchied gegen ſämmtliche andere goldbeſchnittene Wintergaben, die Anſprüche die man ſonſt an Jahresalmanache zu machen pflegte. — Unter den lyriſchen Libuſſa's begegnen wir außer bewährten Namen wie Ebert, Seidl, Uſo Horn einer Reihe von uns bisher unbekannten Dichtern, die der Kritik Stand halten mögen, ſobald ſie als fertige Geſtalten vor uns treten. Jean Charles (Karl Braun v. Braunthal) bringt als zweite Abtheilung ſeiner im vorigen Jahr gelieferten Erzählung die Novelle: „Der Verſtoßene.“ Unter den ſonſtigen Proſaiſten heben wir Friedrich v. Schwarzenberg und Uſſo Horn hervor. Der Landsknecht gibt aus ſeinem Wanderbuche ein Stück Erinnerung an Englands hiſtoriſche Größe. Dieſe Größe erweckt ſeinen Neid und ruft eine Viſion in ihm auf. Er wandelt im Marinehoſpital zu Greenwich und iſt entzückt wie Altengland ſeine invaliden hearts of oak ehrt und pflegt. Er betritt mit ehrfurchtsvoller Scheu den Bord der Victory, jenes Schiffes auf welchem Nelſon ſeinen Heldenlauf endete; zum ewigen Gedächtniß wird am Bord die Stelle heilig gehalten wo ihn die Muskelenkugel traf. Rule Britannia! ſeufzt der romantiſche Wandersmann und verſinkt beim düſter glimmenden Wachfeuer in Träumereien, die ihm zwiſchen Wachen und Schlaf den Genius der Geſchichte Öſtreichs vor Augen führen. Es treten Momente der Vergangenheit vor ihn hin, in denen Haus Habsburg in der Glorie ſeiner Heldenherzen leuchtend daſteht, Momente aus der Ritterzeit eines Friedrich, eines Leopold, eines Niklas Salm, Lothringen und Prinz Eugen, Momente wo Ungarns Schwerter ſich der ritterlichen Maria Thereſia weihten, Momente von Aſpern wo Napoleons Eiſenſcharen unter deutſchen Schlägen niederſanken; — auch das Opfer der Heldenherzen von Tyrol zählt der Landsknecht zu der Glorie des Hauſes Habsburg! Hier iſt die Glorie Öſtreichs, dünkt uns, mindeſtens zweifelhaft. — „Gellert im Karlsbade“ heißt eine Reihe Schilderungen von Uſſo Horn, die uns den ſächſiſchen Profeſſer am Strudelquell zwiſchen Graf Harrach, dem Öſtreicher, und dem preußiſchen General Saldern mit munterem Humor in Scene ſetzen und uns den Widerſtreit dreier deutſcher Provinzialitäten ergötzlich und artig löſen. Gellert iſt für unſere Dramatiker und Novelliſten faſt zur ſtehenden Lieblingsfigur geworden. Horn läßt ihn ſeine Begegnung mit König Friedrich erzählen und Klage erheben über des preußiſchen Helden franzöſiſche Sympathien in der Literatur. Graf Harrach entgegnet mit der Klage, in Wien halte man ſich — zum Gegenſatz zu den Berlinern — Italiener zur Kultur des Geiſtes, wenigſtens zum Amüſement für hohe Köpfe und deren leere Stunden.

5. Vergißmeinnicht (Leipzig bei Th. Thomas) bringt, des eignen Titels eingedenk, Bild- und Lebensgeſchichte Karl Herloßſohns, des frühern Herausgebers; auch „eine einfache Geſchichte“, eine Erzählung aus deſſen Nachlaß. Dem aufrührichen, mit perſönlicher Neigung geſchriebenen, aber kritikloſen Abriß ſeines Lebens entnehmen wir daß der Verſtorbene, der ſeinen bürgerlichen Namen Herloß mit Herloßſohn vertauſchte, 1804, nicht 1802, wie ſonſtige Angaben lauten, in Prag geboren war. (Die Stahlſtiche dreier Künſtlerinnen von heute ſind nicht beſonders glücklich.) Unter drei Novellen von Jeanne Marie, Adolf Görling und Bernd v. Guſeck zieht die erſte unſere beſondere Aufmerkſamkeit an. „Abhängig und frei“ iſt ihr Titel, ihr Thema keck, fein und eigenthümlich, die Darſtellung nicht ohne Willkür und Laune, aber ſcharf und gedrängt; mitunter vermißt man epiſche Ruhe und jenes Behagen das glücklichen Talenten eigen zu ſein pflegt. Jeanne Marie zeigt uns in zwei ſcharf conteurirten Spiegelbildern die ſittlich und geiſtig freie Weiblichkeit neben der Caricatur des freien Weibes von heute. Theone iſt durch den Adel ihres Selbſtgefühls über die Schranken der Gewöhnlichkeit hinweggehoben; Emilie gefällt ſich in den Grillen einer coquetten Emancipationsluſt. Jene beleidigt nicht die Geſetze der Schönheit, obſchon ſie es dulden muß daß die Geſellſchaft ihre Eigenthümlichkeiten beargwöhnt und beſpottet. Dieſe verhöhnt die Schranken der Sitte, raucht, ſpielt, trinkt mit Männern, und feſſelt das Intereſſe des Tages. Sie zieht den Bruder Theonens in ihre verſchlingenden Netze, und Theone bewennt dieſe Triumphe die ihr den Bruder rauben. Ehrlich aber währt am längſten, und der Triumph der ſittlichen Grazie über die frivole iſt die Schlußwendung in dieſem Duell das zwei weibliche Charaktere mit einander eingehen. Das Gefühl der Abhängigkeit in der ſittlichen Freiheit des Weibes, das Gefühl der Zugehörigkeit zum Manne, wird mit einer überzeugenden Innigkeit gefeiert. Jeanne Marie hat unter den weiblichen Novelliſten das Verdienſt, den gleißneriſchen Nimbus falſcher Emancipationsgelüſte zu zerſtören. Der Schauplatz ihrer Erzählung iſt Dresden.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 7. December.

Inhalt: Das Haus des Barneveldt. Trauerspiel von Dingelstedt. — Fesler als Kapuziner und als Mensch. — Oesterreich — Preußen — Deutschland. Aus Berlin, Wien und Oesterreich. — Anzeige.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrganges ist 8 Thlr.

№ 98.

Das Haus des Barneveldt.

Trauerspiel von **Franz Dingelstedt.**

Fünfter Auftritt.

Frau van Oldenbarneveldt, Walburg, an ihrer Hand Philipp, Cornelia mit Jakob, Esther und Ada, zwischen beiden Paul. Stumme Begrüßung: die Kinder küssen der Großmutter die Hand. Gruppe um den Lehnstuhl.

Walburg (leise).

Nun, Mutter?

Frau van Oldenbarneveldt (ebenso).

Nichts, wie ich vorausgesehen.

Walburg.

Die letzte Hoffnung.

Frau van Oldenbarneveldt.

Schweige vor den Andren.

Paul.

Großmutter, ist das Frühstück noch nicht fertig?

(Frau van Oldenbarneveldt winkt den Mägden. Esther deckt den großen Tisch und stellt die Stühle; man setzt sich.)

Frau van Oldenbarneveldt.

Ada, es fehlt ein Stuhl: der Stuhl des Vaters.

(An das freie Ende wird ein Sessel gerückt.)

Denn also spricht der Herr: ich sage euch,
Wo ihr versammelt seid in meinem Namen,
Da bin ich mitten unter euch. So ist
Der Vater auch bei uns in dieser Stunde.
Wie oft wir hier zum Mahl und zum Gebet
Vereint sind, bleibe jener Sessel frei,
Ein Zeichen seiner unsichtbaren Nähe;
Und solches thut zu seinem Angedenken! —
An wem ist heut die Reihe des Gebets?

Philipp.

An mir, Großmutter.

Frau van Oldenbarneveldt.

Bringe mir das Buch.

(Philipp holt aus einer Lade das Gesangbuch, welches er der Frau van Oldenbarneveldt überreicht. Diese bezeichnet ihm, nach kurzem Suchen, ein Blatt. Alle stehen auf.)

Philipp (lesend).

„Der schöne Tag bricht an,
Die Nacht ist abgethan,
Die Finsterniß vergangen.
Laß uns Dein Licht umfangen,
Du unsre Sonn' und Leben,
Der Welt zum Heil gegeben.

Befiehl der Engel Schaar,
Daß sie uns heut' bewahr'n
Beschütz' uns arme Kinder,
Beschütze auch nicht minder
Die Mutter und den" . . .

(Bricht weinend ab.)

Frau van Oldenbarneveldt (nimmt das Buch aus seiner Hand und liest mit fester Stimme weiter).

„Beschütze auch nicht minder
Die Mutter und den Vater,
Des Hauses Hort und Rather.

Gib Speis' und Trank dem Leib,
Daß er bei Kräften bleib',
Und soll die Seele scheiden,
So sei's zu Deinen Freuden,
Daß wir auf Deinen Namen
Getrost hingeben."

Alle.

Amen!

(Man setzt sich. Die Kinder essen. Draußen ein Trommelwirbel.)

Paul.

Weßwegen trommeln sie denn heut' so früh?

Walburg.

Still, lieber Paul.

Paul.

Mama, darf ich an's Fenster
Und die Soldaten sehn?

Digitized by Google

Cornelia.

Zu viel, zu viel!
Hilft Niemand uns verlaßnen Weibern tragen?

Sechster Auftritt.

Vorige. Reinier.

Philipp.

Da iſt der Oheim!

Walburg.

Reinier! Gott ſei Dank!

Reinier.

Vergebt mir, Mutter, ich vermag es nicht.

Frau van Oldenbarneveldt.

Was nicht, mein lieber Sohn?

Reinier.

Den Schlag erwarten,
Des fürchterlichen Schauſpiels Zeuge ſein,
Und euch ein Bote ſeines blut'gen Endes.

Frau van Oldenbarneveldt.

Die Kinder können gehen.

(Sie ſteht auf. Der Tiſch wird zurückgeſchoben. Mägde und Kinder ab.)

Nun erzähle:
Was bringſt du? Woher kommſt du? Was geſchieht?

Reinier.

Ich weiß es ſelbſt nicht; Walburg, theure Walburg, —
Cornelia, — blickt nicht hoffend auf zu mir:
Ich bringe keinen Troſt und keine Hülfe.
Unſtät und flüchtig irrt' ich durch die Nacht,
An vielen Thüren klopft' ich, vielen Herzen;
Man hat mir nirgends, nirgends aufgethan.

Frau van Oldenbarneveldt.

So habt Ihr bis zum Letzten noch gehofft?
Ich hoffe nur auf Gott, und Gott iſt nahe.

Reinier.

Der Bruder that wie ich. In wilder Haſt
Hat er die Freunde aus dem Schlaf geweckt,
An's Bett der Richter drohend ſich gedrängt,
Verzweifelt Erd' und Himmel angerufen,
Um Rettung zu erflehen, zu ertrotzen.
Oraniens Gegner, Remonſtranten, Adel
Und Bürger, unſres Hauſes treuen Anhang
Verſuchte er zu wüthendem Gewaltſtreich
Im letzten Augenblicke fortzureißen;
Allein umſonſt: ſie konnten uns nicht helfen,
Und hätten ſie gekonnt, ſie wollten nicht.

Cornelia.

So gibt es keine Gnade mehr im Himmel,
Kein Recht auf Erden?

Walburg.

Keines, wenn er ſtirbt.

Reinier.

Der Binnenhof, die Stadt und alle Thore
Sind mit der deutſchen Garde dicht beſetzt:
Da drängt ſich Kopf an Kopf, von Lanzen ſtarrt,
Von Schwertern, die im Morgenlichte funkeln,
Der weite Richtplatz, ſicher ſeines Opfers.

Frau van Oldenbarneveldt.

Dein Vater aber? Sagſt du nichts von ihm?

Reinier.

O der iſt ruhig, wie's die Heiligen ſind.
Erſt als der Pred'ger kam, verließ ich ihn.
Ich war, . . . ich ging . . .

Frau van Oldenbarneveldt (ſtreng).

Doch zu dem Naſſau nicht?
Reinier, ſag' nein!

Reinier.

Ich war nicht, liebe Mutter,
Wo — Euer Platz vielleicht geweſen wäre.
O zürnet nicht! Gehorſam Eurem Willen
Und dem des Vaters, hab' ich keine Gnade
Geſucht bei denen, ſo die Macht beſitzen.
Doch elf' ich zu des Prinzen edler Mutter;
Das hatte mir der Vater nicht verwehrt.
Ich ſah, ich ſprach ſie, die verehrte Frau;
Sie hörte mich, ſie miſchte ihre Thränen
Den meinen; denn genug hat ſie gelitten,
Um fremdes Leid mitfühlend zu begreifen.
Sie ging und bat für uns bei ihrem Sohn,
Allein Oranien wies ihr Wort zurück.
Er iſt ſo hart, wie . . .

Frau van Oldenbarneveldt.

Ich, nicht wahr, mein Sohn,
Und wie dein Vater? Sprich es immer aus.
Er ſiegt, und — Weh den Überwundenen!

Walburg.

Weh, dreimal Weh! Hört Ihr den Siegesmarſch,
Und wie die Glocken triumphirend ſchwingen?
Hört Ihr's?

(Sie eilt an's Fenſter und öffnet es.)

Schon ſchwillt ſie nah und laut heran,
Die Ungeduld der ſchaubegier'gen Menge,
Und von Minute zu Minute wächſt
Des Meeres Brandung, die uns faſſen will,
Das Haus zertrümmern, ſeinen Fels verſchlingen.

Reinier.

Komm, Walburg, tritt zurück, ich bitte dich.

Walburg.

Es zieht unwiderſtehlich mich hinaus;
Schwindel ergreift mich: lauſchen muß ich, lauſchen, —
Und irren Auges in die Gegend ſtarren,
Wo das unnennbar gräßliche geſchieht!

Frau van Oldenbarneveldt.

Nicht alſo, meine Tochter!

Walburg.

Mutter, — jetzt!!

Digitized by Google

Draußen wird's plötzlich still, die Brandung hält
Den Athem an.

Reinier
(zieht sie vom Fenster).

Zurück!
(Tiefe Stille. Dann ein kurzes, rasches Geläut.)

Die Sterbeglocke!
(Alle fallen auf die Kniee. Große Pause.)

Reinier (noch knieend, murmelnd).

Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben.

Frau van Oldenbarneveldt
(die sich zuerst erhebt).

Nun — ist's — geschehn! Nun sind die Kinder Waisen!
Ich bin — die Wittwe Oldenbarneveldt!!
(Sie steht ohnmächtig in ihrem Stuhl; Walburg und Cornelia eilen zu ihrem Beistand.)

Reinier (sich langsam erhebend).

Vater, in deine Hand des Vaters Geist!
(Bei diesen Worten ist Wilhelm schon in der offenen Thüre sichtbar geworden.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Rasch eintretend Wilhelm. Später Frank.

Wilhelm.

Sein Blut, Jehovah, über seine Mörder!!
(Er kniet am Lehnstuhl nieder und preßt die Hand seiner Mutter heftig an Mund und Brust.)

Frau van Oldenbarneveldt.

Sieh da, mein Jüngstgeborener, mein Wilhelm!
Die letzte, liebste Frucht von meiner Liebe! —
Und Reinier auch! — Und meine guten Töchter! —
Kommt her, ihr Waisen! Kommt zu seiner Wittwe!

Reinier.

O Mutter, wein' an unsrer Brust dich aus;
In Thränen, Schwestern, lös't den herben Gram;
Die Hand, mein Bruder! Laßt an seinem Sarg
Uns neu den alten Kreis der Liebe schließen,
Worin der Lebende die Mitte war!

Frau van Oldenbarneveldt.

Du sahst ihn sterben, Tapf'rer, Glücklicher?
Erzähle; laß mich alles wissen, alles;
Das Weib kann hören, was der Mann erlitt.

Wilhelm.

Es schlug halb acht, als unser Vater, den
Mit Reinier ich um sieben Uhr verlassen,
Aus dem Gefängniß vor die Menge trat.
In seinem schwarzdamastnen Hausgewand,
Sein Mützlein auf dem silberweißen Haar,
Die rechte Hand auf seinen Stab gestützt,
Auf Franks getreue Schulter seine Linke:
So schritt er an des Prädikanten Seite
Einher, durch Alter, nicht durch Schuld gebeugt,
Und stieg mit festem Fuße ....

Frau van Oldenbarneveldt.

Weiter, weiter!

Wilhelm.

Der Pred'ger that ein laut Gebet, indeß
Der Vater eigenhändig Kleid und Wamms
Abwarf. Das Volk stand mauernstill umher;
Ihr hättet auf dem großen Binnenhof,
Inmitten jener vierzigtausend Menschen,
Die das Entsetzliche herbeigelockt,
Das rasche Klopfen meiner Brust gehört.
Als drauf der Vater seine Stimm' erhub', —
Die Stimme in ganz Holland wohlbekannt,
Des Führers Stimme in dem Rath des Volkes, —
Da ward — die Stille — stiller; bis sie Schluchzen
Und lautes Klagen ringsum unterbrach.
Der Vater sprach: Herr Gott, was ist der Mensch?
Und drauf zum Volk gewendet: Niederländer,
Glaubt nicht, daß ich ein Landsverräther bin,
Ich sterbe als ein guter Patriot. —
Dann kehrt er um, — dann kniet er langsam nieder, —
Dann bindet ihm der Frank die Augen zu, —
Dann stimmert es, dann zuckt es vor den meinen, —
Ein Blitz, — — und in dem feuchten Sande liegt
Das Haupt des achtzigjähr'gen Greisen.

Reinier, Walburg, Cornelia
(in leisem Ausruf des Schauderns).

Ha!

Frau van Oldenbarneveldt.

Kein Greis, mein Sohn; dein Vater war ein Mann,
Um einen Mann ist heut' die Erde ärmer.

Walburg.

Der Himmel reicher um ein Märterhaupt.

Cornelia.

Gott woll' ihm eine frohe Urständ schenken.

Wilhelm.

Uns Rache!

Reinier.

Uns ein frommes Angedenken.

Frank (langsam bei diesen Worten eingetreten).

Dazu von ganzem Herzen sag' ich: Amen!

Frau van Oldenbarneveldt.

Frank, treuer Diener, Schatten deines Herrn!

Frank.

Ich bring' Euch, edle Frau, den letzten Gruß
Des Sterbenden und sein Vermächtniß.

Wilhelm.

Was?

Frank.

Dies schwarze Sammtbarett, das auf dem Wege
Zum Tode das geliebte Haupt beschützt;
Da ist's. Er schickt es Euch. Theilt Euch darein,
Das andere Gewand verfiel dem — Andren.
Ich bin, — so sprach der Herr, da er mir's gab, —
So arm an Gut und bin so reich an Liebe,
Daß ich nicht Jedem etwas senden kann;
Sie mögen sich zu Haus darum vertragen.

Digitized by Google

Frau van Oldenbarneveldt.
An meine Lippen, theures Kleinod du!

Walburg.
Behaltet's, Mutter.

Wilhelm.
Mutter, theilt's mit uns.
(Sie reicht es ihm.)
So wahr ich dieses Zeichen küsse hier,
Den Sammt, von seinem Todesschweiß beseuchtet,
So wahr das mütterliche Auge mir
Verklärt im tiefsten Erdenschmerze leuchtet:
So wahr will ich an denen Rache haben,
Die schimpflich ihn ermordet und begraben!

Walburg.
Mann, du bist furchtbar.

Reinier.
Mäßigung, mein Bruder.

Wilhelm.
Wer mahnt zur Mäßigung in solcher Stunde?
Komm, Reinier! Sprich mir nach den Racheschwur
Auf die Reliquie des besten Vaters,
Auf einer Mutter pfeilburchbohrte Brust!
(Er legt die linke Hand auf Frau van Oldenbarneveldt's Brust, während er mit der rechten das Barett emporhält.)
Ich schwöre Rache an Oranien!
Nun, Reinier, folgst du nicht?

Reinier.
Ich folge nicht:
Mein Herz hat keinen Theil an dem Gelübde,
Und nur für Trauer, nicht für Rache, Raum.

Wilhelm.
So mach' es, wie der Schwager van der Myle,
Cornelia's Gatte, flieh!

Cornelia.
O schone sein,
Der fern und wehrlos ist.

Walburg.
Es spricht der Herr:
Die Rach' ist mein; ich will vergelten.

Frau van Oldenbarneveldt.
Sohn,
Gedenke deines Vaters; ehre ihn,
Damit es dir auf Erden wohlergehe,
Uno ehr' in meinem Erstgeborenen
Den edlen Bruder, jetzt des Hauses Haupt!

Wilhelm.
Der blut'ge Schatten fordert blut'ge Sühne;
Ich schwöre Rache an Oranien!

Reinier.
Ich schwöre nur, des Vaters werth zu sein!
Mich schmerzt es, Bruder, wenn sich uns're Wege
Am Grab des Vaters trennen; doch ich kenne
Mein Ziel und werd' es treu und stark verfolgen.
Ein heil'ges Erbe ruht in meinen Händen:
Dies Haus und unser Name, groß und licht;
Sie lass' ich nicht durch dunkle Thaten schänden,
Mein Leben bleibt der Ehre und der Pflicht.
Wie es des Vaters Leben war, geweiht, —
— Nicht Deiner finst'ren Rachgewalten Streit!

Wilhelm.
So sei's! Schwur gegen Schwur! Für mich die Rache!
(Stürzt ab.)

Reinier.
Für mich des Hauses Recht und gute Sache!
(ab.)

Frau van Oldenbarneveldt (zu Brant).
Eil' ihnen nach und führe sie zurück!
(Brant ab.)

Cornelia (vorn, links, stehend).
Ein Bruderzwist am offnen Grab des Vaters!

Frau van Oldenbarneveldt
(gen Himmel blickend).
Erst nimmst Du mir den Gatten, dann den Sohn?

Walburg (vor sich hin starrend).
Erfüllt sich meine finstre Ahnung schon?
Der Blitz hat unsrer Eiche Stamm getroffen,
Ihr Fall zerreißt zugleich die grünen Zweige;
Da gähnt die Kluft, da liegt der Abgrund offen
Und winkt dem Opfer, daß es niedersteige!
(Der Vorhang fällt.)

Feßler als Kapuziner und als Mensch*).

Der Ungar Feßler ist einer der merkwürdigsten Charaktere, sowohl in psychologischer als in literarischer und historischer Beziehung. Von einer andächtigen Mutter erzogen, den Kapuzinern eines ungarischen Klosters übergeben, selbst Kapuziner, und so recht mitten im Schooß der Dummheit herangewachsen, bildete er sich aus selbsteigener Geisteskraft mit wunderbarer Charakterstärke zu einem der schärfsten Denker, der gelehrtesten Theologen aus, stieg unter den herbsten Schlägen des Schicksals allmälig empor bis zur Würde eines protestantischen General-superintendenten im Innern von Rußland, und endete rühmlich und hochgeehrt seine irdische Laufbahn 1839 im hohen Alter von 84 Jahren. Seine „Rückblicke" schrieb er zu Saratow in seinem siebzigsten Lebensjahre, noch, wie er selbst sagt, bei voller, fast jugendlicher Gesundheit. Wirklich war er ein Bevorzugter des Himmels, da Körperkraft und Geistesstärke bei ihm Schritt hielten, und damit ein höchst seltenes Gleichgewicht hergestellt war, das ihm in allen Wechselfällen des Schicksals unerschütterlich treu blieb.

Feßler war seit Entstehung des Mönchsweesens der erste Kapuziner der die Würde eines Doctors der Theologie errang. Aber welche Verfolgungen mußte er erdulden um seines Wissens willen! Und nie verziehen es ihm die Männer der Kapuze, daß er nicht so unwissend blieb wie sie! — Sogar ein Mordanfall geschah auf ihn durch einen fanatischen Mönch. Auch würde er der hierarchischen Rache nicht entgangen sein, wenn er nicht Kaiser Josephs II. Zeitgenosse gewesen wäre. Und hier wird Feßler zur historischen Person. Denn er war es, der den Muth

*) Dr. Feßlers Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlaß. Zweite Auflage. Herausgegeben und mit einem Vorwort eingeleitet von Prof. Friedrich Balau. Leipzig bei Karl Geibel, 1851.

hatte dem Kaiser die Gräuel seines Klosters (der Kapuziner in Wien) zu entdecken, ein Mund, der ihm leicht das Leben kosten, oder, noch weit schrecklicher, ihn lebenslang in einen Klosterkerker verschwinden lassen konnte. Mag er uns dies selbst erzählen!

In der Nacht vom 23. zum 24. Febr. (1782) nach der elften Stunde, wurde ich von einem Laienbruder geweckt. Nehmen „Sie", sprach er, „Ihr Crucifix, und folgen Sie mir." — Erschrocken fragte ich: Wohin? — „Wo ich Sie hinführen werde." — Was soll ich? — „Das werde ich Ihnen dort sagen." — Ohne zu wissen, wohin und wozu, gehe ich nicht. — „Der Guardian hat, kraft des heiligen Gehorsams, befohlen, daß Sie mir folgen, wohin ich Sie führe."

Sobald vom heiligen Gehorsam die Rede ist, muß unbedingt geschehen, was befohlen wird. Jede weitere Weigerung ist ein Capitalverbrechen. Unser Weg ging in die Küche, aus dieser durch ein Paar Kammern. Bei Eröffnung der letzteren rief mir der Bruder zu: „Sieben Stufen hinunter!" — Mir ward es eng um's Herz, es schien mir entschieden daß ich kein Tageslicht mehr sehen sollte. Wir gingen durch einen langen schmalen Gang, in dem ich rechts in der Mitte deſſelben einen kleinen Altar, links einige mit Hängeschlössern verschlossene Thüren erblickte. Mein Führer schloß eine derselben auf, und sprach: „Da liegt ein Sterbender, Frater Nikomedes, ein Ungar, der deutschen Sprache nur wenig kundig: Dem sollen Sie die Seele ausségnen. Ich bleibe hier. Ist er hingeschieden, so rufen Sie mich." — Vor mir lag ein langgestreckter Greis, in abgenutztem Habit, unter wollener Decke, auf einem Strohsacke. Die Kapuze deckte sein graues Haupt. Sein schneeweißer Bart reichte bis an den Gürtel. Neben der Bettstelle ein alter elender Strohstuhl, ein schmutziger Tisch, darauf eine brennende Lampe. Ich sprach einige Worte zu dem Sterbenden. Er hatte die Sprache bereits verloren, gab mir jedoch Zeichen, daß er mich verstehe. An eine Beichte war nicht zu denken. Durch leises Zuſprechen half ich ihm Liebe zu Gott, Reue über seine Sünden, und Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit in seinem Innern erwecken, und als er mir durch kräftigern Händedruck seine innerliche Rührung zu erkennen gab, ertheilte ich ihm die Generalabsolution. Durch die übrige Zeit sprach ich ihm langsam und pausenweise Worte des Trostes und der Hoffnung auf ewige Seligkeit ein. Gegen drei Uhr, nach viertelstündigem schweren Todeskampfe, war er dort, sein Leiden hienieden geendigt. — Bevor ich den Laienbruder herbeirief, besah ich das Gefängniß genau, denn bei der Hülle des Entsetzlen schwor ich, diesen Gräuel dem Kaiser anzuzeigen. Auf meinen Ruf trat der Laienbruder ein, und im kältesten gleichgültigsten Tone sagte ich: Bruder Nikomedes ist weg. — „Der mag froh sein, es überstanden zu haben!" erwiderte mein Führer eben so kalt. — Wie lange war er hier? — „Zweiundfünfzig Jahr." — Nun, da hat er seine Vergehungen hinlänglich gebüßt. — „Ja, ja. Indessen war er nie krank. Erst gestern Abends, indem ich ihm seinen Krug Wasser und seine Coliation versetzte, rührte ihn der Schlag." — Wozu ist der Altar im Gange? — „Dort liest ein Pater alle heilige Zeiten die Messe für die Löwen, und reicht ihnen die Communion. Sehen Sie, da ist in jeder Thür eine kleine Öffnung, die dann aufgemacht wird. Durch sie verrichten die Löwen ihre Beichte, hören die Messe, und empfangen die Communion." — Sind mehr solche Löwen hier? — „Ich habe noch vier Stück, zwei Priester und zwei Laienbrüder, zu warten." — Wie lange sind diese hier? — „Der eine 50, der andere 42, der dritte 15, der vierte 9 Jahre." — Warum? — „Das weiß unser einer nicht." — Warum werden sie Löwen genannt? — „Weil ich der Löwenwärter heiße." — Ich hielt es nicht für rathsam, noch mehr Fragen an diesen Löwenwärter zu thun. Ich ließ mir von ihm in meine Zelle leuchten, und überdachte ruhig, was und wie es nun zu thun sei. Am 24. Februar schrieb ich eine nachdrückliche Anzeige an den Kaiser mit meines Namens Unterschrift. Bald nach meiner Ankunft in Wien (aus einem Kapuzinerklöster in Ungarn) hatte ich an einem alten weltlichen Studenten, Bokorny genannt, Böhme von Geburt, von aufgeweckter Gemüthsart und treuem Sinne, einen behutsamen und gewandten Freund gefunden, deſſen ich mich ohne alle Gefahr zu gehenmen Sendungen an meine Freunde in der Stadt bedienen konnte. Am 25. Februar des Morgens gab ich ihm, nach eidlich angelobtem Schweigen, meine Schrift an den Kaiser. Um 8 Uhr war er damit auf der Burg in dem Courirgang*), wo gewöhnlich eine Anzahl Menschen mit ihren Bittschriften der Erscheinung des Monarchen harrten. Joseph nahm das Papier meinem Beten ab, sah es schnell durch, verwahrte es, von den andern Eingaben gesondert, und entließ meinen Mann mit drohender Ermahnung zur strengsten Verschwiegenheit" ꝛc.

Durch diesen muthvollen Schritt wurde Fessler ein wirkendes Werkzeug der kirchlichen Reform in Östreich. Aber so groß war die Macht der pfäffischen Umtriebe, daß dennoch alles beinahe gescheitert wäre, und nur durch den Einfluß hochstehender Gönner ging Fessler als Sieger aus diesen Verwicklungen hervor. Im Oktober 1782 erschien ganz unerwartet eine kaiserliche Commission, an ihrer Spitze der Regierungsrath Hägelin, in dem Kloster. Der Guardian wurde vorgefordert und nach den Gefängnissen befragt. Er wollte von nichts wissen. Nur eine Correctionszelle für widerspenstige Geistliche sei da. Dabei blieb er, trotz dreimaliger Ermahnung im Namen des Kaisers. „So führen Sie uns in die Küche!" befahl Hägelin, und trotz aller Ausflüchte mußte der Guardian gehorchen. Dort angelangt, ging die Commission sogleich rechts in die Waschkammer, und von da weiter. Eine kleine Thüre mußte aufgeschlossen werden; den Guardian schien eine Ohnmacht anzuwandeln. Der Sitz des Verbrechens war entdeckt, die Gefangenen wurden von einigen Laienbrüdern in den Speisesaal hinaufgeführt. Dort blieb die Commission mit den Unglücklichen allein, um sie zu verhören. Drei von ihnen waren bereits in völligen Wahnsinn verfallen, so daß der Löwenwärter gerufen wurde, um an ihrer Stelle zu antworten. Es ergab sich daß Alle um geringer Übertretungen willen eingekerkert waren. Der eine, 71 Jahr alt, saß im fünfzigsten Jahr, der andere, 73 Jahr alt, saß im zwei und vierzigsten, der dritte, im Alter von 56 Jahren, hatte deren fünfzehn im Kerker überlebt. — Es wäre zu weitläufig, alle diese Gräuel ausführlich wieder zu erzählen. Genug, Kaiser Joseph machte denselben ein plötzliches Ende. Die strafbaren Vorgesetzten wurden entfernt, und die Kerker einge-

*) Sollte das ein Druckfehler sein? Fessler meint offenbar den durch den Kaiser Joseph historisch gewordenen Contrelorgang.

Digitized by Google

riſſen. Dies geſchah gleichzeitig durch alle Erbländer. Das Regiment der Pfaffen ſchien 1782 für immer gebrochen. Als ſpäter Feßler zu Lemberg als Profeſſor und Doctor der Theologie dem nach Petersburg durchreiſenden Kaiſer vorgeſtellt wurde, erzählte ihm Dieſer, daß in den Nonnenklöſtern noch weit größere Grauſamkeiten entdeckt worden ſeien.

Zu Lemberg ſchrieb Feßler ein Trauerſpiel „Sidney“, das mit großem Beifall aufgeführt wurde, ihm aber große Verfolgungen zuzog. Die Jeſuiten denuncirten das Stück als eine Satyre auf die Geiſtlichkeit und auf den Kaiſer ſelbſt. Es ging ſo weit daß Feßler, durch den Gouverneur Grafen Brigido gewarnt, nach Breslau entfliehen mußte. Er trat als Hauslehrer in die Dienſte des Fürſten von Schonaich-Carolath, wo er durch eine liebevolle Behandlung für alles Erlittene entſchädigt wurde. Im Jahre 1791 trat Feßler, der vermöge ſeiner Ueberzeugung längſt ſein Katholik mehr war, förmlich zur evangeliſchen Kirche über. Aber den Stürmen die ſein Leben bewegten, entging er dadurch noch nicht. Wir ſehen ihn unter dem Druck ſeiner erſten unglücklichen Ehe, ſpäter als Profeſſor in St. Petersburg, dann übergeſiedelt nach Wolsk, dann nach Saratow und Sarepta, in zweiter glücklicher Ehe am Sterbelager zweier geliebten Töchter, und überdies im 62. Jahre brotlos geworden, eine Zeitlang von der Mildthätigkeit ſeiner Freunde lebend. Wir ſehen ihn ſpäter äußerlich gerettet, aber innerlich durch den Tod der zweiten Gattin tief erſchüttert. Nie aber ſehen wir ihn entmuthigt, nie gebeugt. Sein Charakter war von Jugend auf durch die Schläge des Schickſals, wie Eiſen durch Hammerſchläge, geſtählt. Ja, ſeine Feſtigkeit ging bis zur Schroffheit und Ungeſelligkeit, wie dies häufig bei Männern der Fall iſt, die alles was ſie ſind, nur durch ſich ſelbſt geworden, und die niemanden etwas zu verdanken haben. Einen einmal gefaßten Vorſatz änderte er nie, und kränkte dadurch manchen Freund. An die Gattin machte er größere Anſprüche als ein Weib in ſeiner Schwäche zu leiſten vermag; daher ſein unglückliches Leben mit der erſten Frau, welche nach ihrer Scheidung von ihm eine zweite ſehr glückliche Ehe führte. Feßler war wirklich in geſchlechtlicher Beziehung ein Sonderling; das bewies er damit daß er zehn Jahre lang in ſeiner erſten Ehe gelebt hatte, und endlich bei der Scheidung ſeine Gattin als „unverſehrt“ entließ. — Wie wenig er ſich auch in literariſcher Hinſicht beirren oder abſchrecken ließ, zeigt ſeine Aeußerung über das Verdammungsurtheil der Jenaer Literaturzeitung, welche von ſeinem Trauerſpiel „Sidney“ berichtet hatte: es ſei eine Mißgeburt aus dem Gehirn eines Tollhäuslers. Der Fürſt von Carolath, um Feßlers Ehre beſorgt, rieth ihm, lieber die Feder wegzuwerfen als ſich Schimpf und Schande zuzuziehen; er erwiederte jedoch: „Ich werde fortſchreiben, wie und ſo lang es mich treibt. Wem der Schimpf und das Lob der ehrbemeren deutſchen Kritik, eines wie das andere, nicht völlig gleichgültig iſt, der ermangelt des wahren Berufs zum Schriftſteller. Nie habe ich die warnende und rathende, ermahnende oder tadelnde Stimme eines geachteten Mannes oder freiſinnigen Weibes verachtet, aber eben ſo wenig hat das Koar! Koar! des vornehmen, des gelehrten, oder des gemeinen Pöbels bis auf den heutigen Tag mich zu irgend etwas beſtimmt, oder von irgend etwas abgehalten!“ Dies ſind Worte, die Jeder der öffentlich auftritt, ſich zur Richtſchnur nehmen ſollte.

Feßlers Bemerkungen auf einer Reiſe in Deutſchland bieten manches Anziehende. Jean Pauls Gemüthlichkeit hat ihn freundlich berührt. „Ich verlebte mit ihm“, ſagt er, „ſehr angenehme Stunden, weil ich bald erkannte, wie lieblich in ihm der Menſch und der Schriftſteller ſich unarmten.“ — Bei Herder fühlte ſich Feßler am behaglichſten. Von Goethe ſagt er nichts als: „Herr von Goethe konnte uns nicht vorlaſſen, weil ihm Fräulein Amalie von Imhof die Schweſtern von Lesbos vorlas.“ — Alle andern hervorragenden Größen der damaligen Zeit hat Feßler kennen gelernt, und beurtheilt ſie richtig.

Auffallend iſt es daß Feßler der franzöſiſchen Revolution, die in ſeine Jugendzeit fällt, und die damals wie ein politiſches Erdbeben ganz Europa erſchütterte, auch nicht mit einer Silbe gedenkt. Sollte ſie etwa auch ihm wie Goethe'n unbequem geweſen ſein? Das wäre ſehr ſeltſam. Nur die Glücklichen wollen in ihrer behaglichen Ruhe nicht geſtört ſein, Feßler aber war grade damals gedrückt und verfolgt. Vielleicht vertrug ſich dieſe gewaltige Volkserhebung nicht mit den Religionsbegriffen des jungen Kapuziners und Doctors der Theologie.

Der Anhang enthält unter andern eine Predigt des Papſtes Pius VI. die er zu Wien im Dom von St. Stephan gehalten, und die ſich durch platte Seichtigkeit und einen mönchiſchen Ton auszeichnet. Feßler, der dem Hochamt beigewohnt, ſagt: „Nie kämpften Glaube und Unglaube, Janſenismus und Deismus heftiger in mir, als während dieſer Meſſe. Der Kampf blieb unentſchieden unter der Macht des in mir aufgeſtiegenen Gedankens: es iſt doch alles nur exaltirte theatraliſche Kunſt!“ Mit dieſem Geſtändniß ſteht Feßlers Glaubensbekenntniß (im Anhang) in ſchroffem Widerſpruch, ein Beweis daß er in ſeinen ſpäteren Jahren wieder ganz gläubig geworden. Wir verzeihen ihm das Eine wie das Andere, und wünſchen nur daß alle Prieſter Roms ihm gleichen möchten.

Zur Chronik.

[Öſtreich — Preußen — Deutſchland.]

— Wir hören privatim aus Wien daß ein rührender Brief des Königs von Preußen an den Kaiſer von Öſtreich die letzte Wendung und den Streit brachte. Der Brief ſchildert in beredten Worten den Gemüthszuſtand des Königs. Er mahnt den jüngern Bruder auf dem Throne an ſein letztes Stündlein, beſchwört ihn bei allen Engeln und Erzengeln auf das Gebot Chriſti: Liebet Euch unter einander, weiſt darauf hin daß Sophie und Eliſabeth Schweſtern, daß es zwei Brudersblut ſind die ſich um das Erbe der betrübten Wittwe Germania ſtreiten. Wir verdanken dem weichen Herzen des Königs ſchon manche Rede, manchen Toaſt und manche Thräne; wir verdanken ihm diesmal daß Deutſchland ſich nicht zerfleiſcht, während Frankreich am Rheine ſich rüſtet, Rußland nur ſolange den Vermittler macht als Öſtreich und Preußen gegenſeitig in der Schwebe bleiben. Der Brief des Königs ſoll in Wien eine Beſtürzung hervorgerufen haben. Die Staatsmänner Öſtreichs waren der Meinung, ein Rechtsſtreit müſſe unter Männern ausgemacht werden. Die Erzherzöge waren ſämmtlich für den Frieden,

eben so die Prinzen des preußischen Hauses bis auf den Prinzen von Preußen. Stand dieser an der Spitze, so wurde der hingeworfene Fehdehandschuh aufgenommen, wie es scheint. Die Sache hat jetzt ihre andere Wendung. Sehen wir zu, was das Vaterland von den freien Conferenzen zu gewärtigen hat. Die bestkörbe Frage ist zu Preußens Glück durch den Kurfürsten gelöst. Hat sich auch in diesem Selbstherrscher das mitleidige Herz geregt, das Mitleid mit seinem armen, von den Baiern ausgesogenen Bergvolk im Lande Fulda? Es scheint beinahe. Auf welche Weise der Kurfürst in Kassel wieder einziehen könne, ob Hassenpflug vorher oder nachher zu entlassen, ob die Adresse den Landesfürsten bitten oder ihm blos den guten Rath geben solle, ob er auf den Fackelzug bestehen werde: das ist beinahe nur noch Anstandssache. Die Frage über Schleswig-Holstein ist schwieriger. Preußen hat sein gutes Recht, sie zu lösen, längst verwirkt, der Patriotismus der Nation für dies heldenmüthige Brudervolk könnte nur in einem allgemeinen Kriege den treulosen Höfen gegenüber entscheidend werden. Östreich hätte nicht wagen dürfen, ein Bundesheer zur Exekution zu senden; dies Heer wäre umzingelt und abgeschnitten, denn in Preußen stand, gleichviel für welches Banner, eine Nation in Waffen. Fast würde es glaublich daß Deutschland an dieser Frage bankerott geworden, England allein berufen sei sie zu lösen. Jetzt überträgt jedoch Preußen den freien Conferenzen die Schlichtung; es überträgt damit an Östreich den von ihm in Verworrenheit gebrachten Handel. — Und die Gestaltung Deutschlands? Der alte Bund stellt seine Thätigkeit ein bis die freien Conferenzen den neuen Bund constituirt. Wenigstens hat jener nur Gültigkeit für diejenigen Staaten die sich an Östreich schlossen, während Preußen seinerseits die Union festhalten kann. Nach dem Münchner Vertrage konnte Östreich, Preußen und das übrige Deutschland je ein Drittel Stimmen zum Volkshause liefern. Preußen verwirft das Volkshaus mit dieser Dreiheit; es verwirft unter den jetzigen Verhältnissen vielleicht jedes allgemein deutsche Parlament; es glaubt nur seine eignen Kammern, höchstens noch ein Unionsparlament übersehen und überherrschen zu können. Möglich daß ein deutsches Volkshaus auch solange unmöglich bleibt bis ein allgemeines Deutschland auf Grund und Boden eines großen Zollvereins bürgerlich dastand und Fuß faßt. Nur auf dieser Grundlage hat ein deutsches Parlament Inhalt, Sinn, Macht und Bedeutung.

Aus Berlin.

[Hrn. v. Küstner's Theatertantième; Bötow's Oper; Hopfe's Oratorium.]

† Hr. v. Küstner stand neulich etwas beschämt und verdutzt da, als ihm höheren Orts bemerklich gemacht wurde daß die von ihm eingeführte Tantième in der Weise wie er sie handhabt, nichts weniger als eine Hebung und Verschönerung des Repertoires zur Folge gehabt hat. Das Goethe, Schiller und Shakspeare sich bei uns lediglich von der Bischpfeiffer den Rang ablaufen lassen müssen, heißt wahrlich nicht den Anforderungen des Publikums, des Zeitalters und der Literatur Genüge thun. Die Tantième sollte vorurtheilsfrei allen Talenten von Belang die Bahn brechen. Die Dichter sollten allerdings nur nach Maßgabe ihres Glückes beim Publikum honorirt werden; allein die Tantième kommt lediglich Denen zugute, die um die Gunst der Masse speculativ zu buhlen wissen; sie eröffnet bei Hrn. v. Küstner den andern Talenten gar nicht die Schranken. Fast einzig hält Frau Birch Shakspeare, fast ausschließlich holt sie sich bei Hrn. v. Küstner das goldne Vließ. Früher war Raupach, jetzt ist Charlotte Birch die Ausschließliche; und ich weiß nicht, wer dabei gewonnen, wahrscheinlich blos Frau Birch, jedenfalls nicht das Publikum, keinesfalls der höhere Geschmack. Früher honorirte man anstandsmäßig auch diejenigen Poeten die nicht nach Effect rennen, nicht den Rummel verstehen. Jetzt, wo man mit der Tantième der Literatur die Bethreiligung am Theaterertrag zugestehen wollte, schließt man die schöpferischen Geister die nicht sofort populär sind, aus. Wir sind in der That zurück hinter Wien, Dresden, München, fast mit allen Neuigkeiten die dort Glück machten oder Hoffnung erweckten. Nie gab unsere Königl. Bühne ein Stück von Mosen, nie eins von Zahlhas. (Des Letztern Oldenburgerwelt und Tonsaint sind Neuigkeiten.) Otto Ludwig ist trotzdem ihn die ganze Literatur als eine neue ungewöhnliche Erscheinung begrüßte, für uns nicht verhanden, nachdem Dresden, Weimar, München, Wien seinen „Erbförster" aufgeführt. Von Hebbel, dessen Judith fortgesetzt an der Burg auf dem Repertoire ist, gab Hr. v. Küstner die Magdalene nachdem die Königsstadt bereits das Stück verdorben, dem Publikum den Geschmack daran verleidet. Mosenthals „Bürger und Welly", mit gerissen Geschick in Wien, in Hamburg gegeben, wird auf mehreren Bühnen einstudiert. Wir begnügen uns an einem früheren Stück des Autors ꝛc. Es wird hohe Zeit, Hrn. v. Küstner das Schauspiel zu nehmen und ihm Oper und Ballett zu überlassen, wie man in Wien vom Gesammtkörper das eine hohle Bein abtrennte, damit das deutsche Drama auf gesunde Füße komme.

Flotow's neue Oper Sophie Katharina hat zum Glück Blechpfeiffercheu Text; sonst wären wir wohl nicht damit vorangegangen. Es fällt uns nicht bei, der Frau Birch und ihrem entschiedenen Talent zu nahe zu treten. Diese Fa presto und Fa pezzi hat mit bewundernswürdiger Schnellkraft diese Oper geliefert, nachdem wir uns kaum von der Idylle „Im Walde" und vom „Forsthause" erholt. Der Stoff der Oper ist trefflich. Ein Offizier des Gouverneurs von Stettin, Fürsten von Anhalt-Zerbst, verliebt sich in dessen Prinzessin Tochter. Er findet Gegenliebe, sie gibt ihm ihr Herz, versprecht ihm heimlich selbst ihre Hand, da seine Liebe, wie Shakspeare's Julia sagt, „tugendhaft gesinnt." Das Schicksal beruft sie aber auf den Thron der Zaaren. Im Dunkeln vermählt sie rasch die Gesellschaftsdame die den Jüngling ebenfalls liebt, mit dem glücklich Getäuschten, der Hand und Herz der Prinzessin Sophie zu besitzen glaubt. Ein Nervenfieber befällt ihn, als er hört, Sophie sei nach Petersburg gereist, ihrer hohen Bestimmung zufolge. Er rafft sich auf und eilt dahin, wo sein gekränktes Herz seine Ansprüche geltend zu machen gedenkt. Seine Sophie ist als Katharina auf hohem Stuhle zu Petersburg; Frau Köster entwickelt die ganze Kraft ihrer Stimme, dieser Höhe zu entsprechen. Aber Frau Tuczek ist „auch mit übel", wie es in der Wiener Posse heißt, und der Leutnantsjüngling mit seinem feinen Tenor, Hr. Pfister, findet diese Gesellschaftsdame Katharinens auch für eigne Gesellschaft höchst begehrenswerth. Zu seinem Erstaunen und zu seinem Glück erfährt er daß er seine Frau liebt. Artig, geschickt, gefühlvoll und heiter. Über die Musik des — deutschen Kinder sei Ihnen das Urtheil überlassen, da die Oper zwiefelohne rasch die Runde durch Deutschland machen wird.

Am Geburtstage der Königin hatten wir in der beleuchteten Garnisonkirche ein Oratorium von Julius Hopfe: die Auferweckung des Lazarus. Sebastian Bach's strenger Styl ist normgebend für alle protestantische Kirchenmusik, und wenn die katholische in weichlichen Opernstyl ausartete, thut es doppelt noth jene herbe Orthodoxie für den Tempeldienst festzuhalten, obschon bei uns Protestanten die Musik nicht innerhalb des Kultus liegt. Diese ehrbare Strenge schließt nicht die weichen Stimmungen der Einkehr des Gemüths von sich aus; das beweisen wohl hinreichend Mendelssohn's herrliche Oratorien. Auch Julius Hopfe ist streng im Erhabenen, im Chor und Choral, mild und fließend im Arioso. Wir heben als besonders gelungene Stücke im ersten Genre hervor: den

Digitized by Google

Chor „Dir o Herr ist gegeben alle Gewalt im Himmel", den Chor im zweiten Theile „Mache Dich auf und werde Licht", und die Behandlung des Chorals „Jesus meine Zuversicht" nach der Erweckung des Lazarus. Im sanften Genre sind das Duett „Was betrübt du dich, meine Seele" und das Arioso des Christus „Vater ich danke Dir", das Hr. Krause trefflich sang. Übrigens stimmen wir Rellstab und dem verstorbenen Bernhard Klein bei, daß es unzulässig, Christus als singende Person agiren zu lassen. Wir haben nicht mehr die Naivität der alten Klosterspiele.

Aus Wien, d. 28. Novbr.

[Die Bestürzung an der Börse.]

|| Die gedrückte trübe Stimmung ist noch vorherrschend, der Stand unserer Finanzen beängstigt die Gemüther. — Am ärgsten war die Aufregung vorgestern. Man hatte an der Börse förmlich den Kopf verloren. Silbergeld wurde bis 56, Geld bis 66 p. Ct. getrieben, d. oder Pfd. Sterl. mit 15 Fl. bezahlt. Der Eindruck den diese Vorgänge an der Börse auf die gesammte Bevölkerung machten, brachte Alles in Aufruhr gegen die Agioteure, und man befürchtete gestern Morgens wirklich thätliche Demonstrationen gegen dieselben. Sogenannte gutgesinnte Fabrikanten par excellence hatten nämlich den Arbeitern vorgemurrt, nur die Juden seien an diesen abnormen Geldverhältnissen Schuld, welche es am Ende unmöglich machen würden fortzubestehen zu lassen. Es hätte in der That leicht zu Conflicten kommen können. Gestern Vormittag war große Bewegung in den Massen, Gruppen bildeten sich, die leidenschaftlichste Aufregung (keineswegs aber blos gegen die Juden) war unverkennbar. Auf die Börse scheint diese Stimmung einen beruhigenden Eindruck gemacht zu haben, denn London war Anfangs Fl. 13. 10 angeboten und hielt sich bis Fl. 13. 40. Silber konnte man wieder zu 34 % haben. — Man sagt zwar, der Minister Kraus habe einige Häuser aufgetrieben, fremde Wechsel für seine Rechnung ausgubieten und den Cours zu drücken; aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen, so schien das Umschlagen der Stimmung ein gezwungenes. — Man steht von Tag zu Tag der Kriegserklärung gegen Preußen entgegen, und da sich die fremden Mächte nach alter löblicher Gewohnheit wohl kaum werden enthalten können sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, so ist nicht abzusehen, was dieser Krieg für Folgen haben kann. — Morgen soll die letzte Conferenz zwischen Schwarzenberg und Graf Westphalen nebst Manteuffel in Ollmütz stattfinden. Von ihrem Resultat wird wohl Krieg oder Frieden abhängen. Heute ist die Stimmung beruhigter; aber auf wie lange? In Preußen greift Alles mit Begeisterung zu den Waffen, und hier bei uns greift Alles mit Angst nach — seinen Papieren, nach Hab und Gut. Auf einem der Hauptplätze sah man hier gestern das Haus eines Geldwechslers förmlich belagert, um ein- und anzuwechseln. Mehrere Fabriken in Gumpendorf ꝛc. stehen still; andere haben drei Viertel ihrer Arbeiter entlassen. Die nächtlichen Patrouillen greifen die Obdachlosen auf und stecken sie unter's Militär, wie man im „freien" England die Matrosenpresse macht. Ein Krieg soll uns äußerlich heilen, stürzt uns aber innerlich in grenzenlose Wirren. Draußen muß man die Soldaten mit Zwanzigern bezahlen, unsere Banknoten sinken, während die Preise steigen, das Zaubermittel „des letzten Zwanzigers" kennt man nur bei uns in der Posse auf dem Vorstadttheater.

Aus Östreich.

[Ungarn, Militärgrenze und Siebenbürgen. Bevölkerung und Kultur.]

= Es wird Zeit sein, die Verhältnisse der Länder und Völker „da hinten an der Donau" näher in's Auge zu fassen, um zu wissen was der deutsche Geist der dort regieren soll und muß, an Aufgaben vorfindet. Daß deutsche Kultur dort vollenden muß was der deutsche Pflugschaar begonnen, leidet keinen Zweifel. Ob das daniederliegende Ungarn noch stumpf, taub und blind ist für die Reformpläne, noch verschlossen scheint gegen alle Ordonanzen aus Wien, kann die Thatsache nicht umstoßen daß dies Land erst von jetzt an als eroberte Provinz zu Östreich gehört.

Die Östreichische Correspondenz lieferte kürzlich folgende statistische Notizen über Ungarn. Ungarn hat ohne die Woiwodschaft einen Flächeninhalt von 3960 Geviertmeilen mit 8 Millionen Bewohnern. (Ich gebe runde Zahlen.) Man zählt dort 6 Erz- und 16 Bisthümer, darunter 4 griechisch-katholische und 6 griechisch-nichtunirte, 8 Superintendenturen und 1962 protestantische Pfarreien. Dagegen hat Ungarn nur eine Hochschule, 8 sogenannte Akademien, 21 Lyceen, 28 theologische Lehranstalten, 17 philosophische(?) Bildungsanstalten, 95 Gymnasien, und 250 Volksschulen. Es ergibt sich daraus daß das Unterrichtswesen in Ungarn sechsmal schlechter bestellt ist als in Unteröstreich, daß selbst Dalmatien bei einer zwanzigfach geringeren Kopfzahl noch 37 Volksschulen mehr besitzt als Ungarn. Es wird gut thun diese Thatsachen in's Auge zu fassen, erinnert man sich wie großprahlerisch die Magyaren von ihren „naturwüchsigen" patriotischen Institutionen sprachen. Die 250 Volksschulen waren natürlich, von ihrer geringen Zahl bei 8 Mill. Bewohnern abgesehen, auch in ihrer Beschaffenheit von der Art daß das ungarische Volk wie die lieben Vierfüßer auf ihren Pußten aufwuchs. Der Adel war in Ungarn die regierende Nation; und es galt für Freiheitsdrang, sich jeder ministeriellen Organisation zu widersetzen. Der Adel beherrschte den Bauer und Bürger; den Adel aber hielt der Jude der ihm borgen mußte, finanziell an der Leimruthe.

Die Militärgrenze zählt auf 683 Geviertmeilen, von denen zwei Fünftel in Waldungen bestehen, in 12 Städten, 23 Märkten und 2000 Dörfern, 1,226,000 Seelen. Darunter sind 598,600 griechisch-nichtunirt, 514,500 römisch-katholisch, 62,700 griechisch-unirt, 31,000 helvetisch, 14,500 augsburgisch; 500 Juden leben zerstreut. Die drei ersten Klassen machen 3 Bisthümer. Die Straßenbauten sind besser als in Deutschöstreich. Das Land hat 15 höhere Lehranstalten und 2138 Volksschulen. Auch das Unterrichtsverhältniß ist besser als in dem gebildetsten Kronlande Östreichs.

Siebenbürgen zählt auf 954 Geviertmeilen, von denen mehr als die Hälfte Urwald ist, in 11 Städten, 64 Märkten und 2300 Dörfern, 2,182,700 Seelen, von denen ebenfalls die nichtunirten Griechen (725,700) die stärkste Klasse ausmachen. Unirte Griechen sind 605,000, helvetisch: 358,000, römisch-katholisch: 221,000, augsburgisch: 220,000; die Zahl der Juden beläuft sich auf 7000. Unter den helvetischen Christen sind die Reformirten oder Calvinisten, unter den augsburgischen die Lutherischen Protestanten zu verstehen. Der Straßenbau ist in Siebenbürgen so schlecht wie in Ungarn. Unter den 45 höhern Lehranstalten des Landes sind 25 Gymnasien; von den 1744 Volksschulen sind je ein Drittheil deutsch, ungarisch und walachisch. — Über das großdeutsche Gymnasium das vom jetzigen Ministerium in Hermannstadt gegründet wird, nächstens.

Anzeige.

Bei **Carl Heymann** in Berlin ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Karte von Kurland und einem Theil der angrenzenden Gouvernements **Livland** und **Litthauen.** Gez. von C. Bühler. Lith. und ilium. Imper. Fol. In Etui 1⅓ Thlr.

Karte vom Kurfürstenthum Hessen. Kupferst. gr. 4. cart. ⅓ Thlr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 14. December.

Inhalt: Bilder aus Tirol. Von Adolf Pichler. — Der Gustav-Adolfverein auf der Wartburg. — Lessing, Roman von Klencke; Ein Märchen, von Oscar v. Redwitz; Gedichte von Otto Hendner.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs ist 8 Thlr.

№ 99.

Bilder aus Tirol.

Von **Adolf Pichler***).

1.

[Die Mutter Gottes zu Absam; ein Kaplan, ein Landedelmann, ein Orgelbauer und Gemäldesammler.]

Als sich meine Compagnie am 15. Juni 1848 zu Botzen aufgelöst hatte, beschloß ich Nordtirol zu besuchen, um dort einige Tage ungestörten Friedens zu genießen und dann nach Umständen wieder Schützen anzuwerben. Die Ausführung des letztern Vorsatzes unterblieb jedoch, weil der mit Sardinien auf längere Zeit abgeschlossene Waffenstillstand die Aufstellung von Schützen überflüssig machte. — Innsbruck hat für Fremde sehr wenig Anziehendes; ich begab mich daher nach dem Dorfe Absam, ungefähr eine halbe Stunde seitab von Hall. Dieser Ort in einer großartig schönen Gegend mit der Fernsicht auf den prächtigen Stubaierglescher wird von den Bewohnern der Umgebung häufig des guten Weines wegen besucht, außerdem ist er bei den Walisahrern durch das ganze Land hochberühmt, welche letztere Eigenschaft übrigens nicht zu jenen gehörte, die mich für einen längeren Aufenthalt bestimmten. Das Wunder, dem die Kirche zu Absam schwere Opferpfennige, und die Wirthshäuser zahlreichen Besuch verdanken, ereignete sich im Jahre 1792, und verdient wohl hier angeführt zu werden. Es birgt sich zwar nicht in das mystische Dunkel der Zeiten, daß es Hierophanten zu confusem Tiefsinn und Rationalisten zu seicht spitzfindiger Deutelei anregen könnte; allein es läßt, da die Verhältnisse, unter denen es stattfand, nach allen Beziehungen klar vor Augen liegen, einen tiefen Blick in das Gemüth des Volkes thun, bei dem Derartiges möglich war und sich noch stets in fortdauernder Wirkung erhalten kann.

In der obern Gasse des Dorfes steht rechts ein Haus, in welchem, wie die Geschichte erzählt, eine fromme Bauernfamilie lebte. Die Eltern waren stets darauf bedacht, sich und die Ihrigen redlich zu ernähren. Ein Mädchen, das für die schwere Arbeit noch zu schwach war, blieb daheim und beschäftigte sich in seiner Einsamkeit häufig mit Gebet, wie es von der Mutter gelernt hatte. Sieh! da leuchtete einmal plötzlich ein Strahl in die Stube, wie vom Glanz der untergehenden Sonne. Diese beschien aber damals das Haus gar nicht. Als das Mädchen später zum Fenster ging, erblickte es an jener Scheibe, durch welche der Strahl gedrungen war, das Bild der Mutter Gottes. Dieses Wunder konnte nicht geheim bleiben. Erst erfuhr es die Gemeinde, dann verbreitete es sich von Thal zu Thal. Pilger strömten von allen Seiten herbei, Gott und die Himmelskönigin lobpreisend, daß sie in diesen sündhaften Tagen an armen Leuten so große Gnade bewiesen. Damals lebte der Jesuit Zalinger zu Innsbruck, ein Mann grundgelehrt in allen Zweigen der Physik. Dieser untersuchte das Bild, und fand daß es nur ein verblaßtes Glasgemälde wäre. Seine Meinung zu beweisen, erbot er sich es durch chemische Mittel alsogleich auszulöschen. Allein er fand keinen Glauben, obwohl er Priester und obendrein Jesuit war; denn wer das Wunder glaubt, dem ist das Wunder nahe, und es bedarf nur einer geringen Anregung, so wird ihm das was ihn innerlich bewegt, zur äußeren Erscheinung, die er sich durch nichts abstreiten läßt.

Die Absamer Gnadenmutter erweist sich hülfreich in allen Nöthen, besonders aber unglücklich Liebenden und bei Heirathsangelegenheiten. Da nun dieses Geschlecht nie aussterben wird, so fehlt es sicher nie an frommen Pilgern. Ein Freund erzählte mir folgende drollige Geschichte. Eine junge Unterländerin, der man es ansah daß sie nicht blos platonisch geliebt habe, ging in die Kirche und klagte dort

*) Der Verf., Professor am Gymnasium zu Innsbruck, hat den wälschtiroler Krieg mitgemacht, und sowohl über diesen wie über die Wiener Octoberereignisse zwei Broschüren von Werth geschrieben. D. Herausg.

Digitized by Google

unter vielen Thränen ihre Bedrängniß. Als sie nach verrichtetem Gebet mit naſſen Augen in's Wirthshaus kam, ſetzte ſich die Wirthin, welche alſobald den Zuſammenhang begriff, an ihre Seite und tröſtete ſie mit den etwas derben Worten: „Das Geſchehene iſt geſchehen, Du läppiſches Ding! Du hätteſt zuerſt vorſichtiger ſein ſollen!“ — „Ja“, antwortete die Arme, „Ihr habt leicht reden; allein verſucht es nur und geht im neugewaſchenen Hemd zu einem ſchwarzen Keſſel, ob ihr nicht auch ruſſig werdet. Jetzt muß die Mutter Gottes ein Wunder wirken, ſonſt iſt nicht zu helfen!“ — Mein Freund vergaß übrigens, mir zu erzählen ob ein Wunder geſchah oder nicht. Gerade während meines Aufenthaltes zu Absam wurde die Madonna beſonders von den Gläubigen in Anſpruch genommen. Die Veranlaſſung bot der wälſche Krieg, ſei es nun daß Mancher ſeinen Dank für die Rettung aus ſchwerer Gefahr darbringen wollte, oder daß Eltern und Geſchwiſter für irgend einen Angehörigen Gelübde löſten. Unter den damals in der Kirche hinterlegten Opfern befand ſich auch eine große Stückkugel, welche ein Fuhrmann mit Flittergold und Blumen geſchmückt hieher gebracht hatte. Dieſe Kugel war nämlich in ſeinen Wagen gedrungen und unſchädlich zwiſchen den Ballen ſtecken geblieben.

Ich benutzte den größten Theil meiner Zeit zu Ausflügen auf das nahe Gebirge, oder auch, wenn das Wetter minder günſtig war, zu Beobachtungen der verſchiedenen Gäſte, welche aus allen Gegenden des Landes ſich in der Wirthsſtube ſammelten. Hier darf ich wohl zwei Männer erwähnen, die mir vor Andern lieb geworden. Der eine iſt der Kaplan des Haller Irrenhauſes, Sebaſtian Ruf. Pflegt man anderswo jeden flatternden Irrwiſch als Kirchenlicht auf dem Markt auszupoſaunen, ſo gehen oft in Tirol bedeutende Geiſter unbemerkt dahin. Sie finden hier ſo ſelten Gelegenheit ihre Kraft vor der Welt zu bewähren. Man möchte faſt ſagen, Tirol liege außerhalb des literariſchen Verkehres. Was bisher von Tirolern im Druck erſchien, ſtammt meiſtens von ſolchen, die am wenigſten Beruf hatten auf der Bühne vorzutreten. Jener Mann verbindet mit einem Wiſſen, welches alles umfaßt was die Philoſophie von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten leiſtete, einen ſeltenen ſcharfen Blick für das Leben. Er hat die Reſultate ſeines Denkens, ſeiner Beobachtung menſchlicher Zuſtände zu trefflichen Aphorismen ausgeprägt, von denen er einen Theil nach und nach in der belletriſtiſchen Zeitſchrift „Phönix“ veröffentlichen wird. Mögen ſie dadurch in weiteren Kreiſen jene Verbreitung finden, deren ſie in ſo hohem Grade würdig ſind. Der andere Freund iſt ein junger Landedelmann, Namens Hanſen. Von ihm weiß ich zwar nichts Pikantes zu melden; wenn aber auf jemand, ſo paſſen auf ihn jene Worte, die Chriſtus von Nathanael ſagte: Er iſt lauter und ohne Falſch! — Mit ihm, da er Gegend und Leute ſehr gut kannte, unternahm ich manche Wanderung über Berg und Thal. So hatte er mir das Mittelgebirge am Inn und die Dörfer daran mit ſolchen Farben beſchrieben daß ich die Einladung, ihn einmal dahin zu begleiten, nicht ablehnen konnte.

An einem ſchönen Nachmittage, als bereits die ſtärkſte Hitze verkühlt war, machten wir uns auf den Weg. Hanſen theilte mir mit daß bereits in anderer Richtung eine kleine Geſellſchaft vorausgegangen ſei und uns auf einem Bauernhofe erwarten wolle. Wir folgten Anfangs der Straße und bogen dann auf einem Seitenpfade welcher durch die Milſerhaide führte ab. Dieſe ſchmale Landſtrecke, die vom Gebirg bis nahe an den Inn reicht, iſt nur von Zwergkiefern, Wachholder- und Preiſelſtauden bewachſen, deren Träubchen als Zeichen des nahenden Herbſtes bereits ſich zu röthen begannen. Durch Rollſteine und Kies hat ſich der Hallbach ein tiefes Bette gefurcht. An der tiefſten Stelle lag eine Brettermühle, die mit ihrer düſtern Umgebung völlig zu den wild gerworfenen grauen Kalkwänden des Hintergrundes paßte. Am jenſeitigen Ufer öffnen ſich zwiſchen Büſchen freie Stellen, die ſparrige Haubechel jedoch und der magere Augentroſt, welche da und dort blühen, erlauben eben keinen erfreulichen Schluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens. Bald erreichten wir einen niedern Rain, der ſich ſteil gegen die Ebene bricht. Droben ſteht eine kleine Kapelle und hier ändert ſich plötzlich die Phyſiognomie der Gegend. Die traurige Öde welche wir ſo eben verlaſſen, blieb unbeachtet liegen, denn der Blick fühlte ſich mehr angezogen von der Üppigkeit des Geländes drüben hinaus, wo Kornfelder und Wieſen mit Wald und Au wechſelten, bis über den hellfarbig angeſtrichenen Kirchthürmen nah und weit die ſteilen Hörner der Alpen das Bild ſchloſſen. Neben uns erhob ſich ein mächtiger Wald, ſtellenweiſe unterbrochen von Bergmähdern, wo bereits einzelne Zeitloſen zu blühen begannen. Wir raſteten unter einem Ahorn und weideten uns mit vergnügten Sinnen an der Schönheit des Thales zu unſern Füßen. Hanſen gab mir die Namen der zerſtreuten Ortſchaften an, und fragte mich endlich, indem er mit dem Finger auf ein Dorf deutete, welches am Fluſſe in einem kleinen Walde von Obſtbäumen ſtand, — ob ich den Kuheler kenne? Da ich es verneinte, rief er lachend: „O das iſt ſchade, es wäre ein Original für Deine Mappe, das Dich lange unterhalten könnte. Obigen Namen, fuhr er fort, hat der Seelſorger jener Gemeinde erhalten, weil er die Kühe nicht weniger liebt als Brevier und Stola, und es ſich ſtets ſehr angelegen ſein läßt wahre Prachtſtücke von Rindern im Stalle zu haben. Es iſt wirklich eine Freude, ſein Vieh zu beſehen: dieſe ſchönen breitſtirnigen Kühe, meiſt kaſtanienbraun, geſchniegelt und geſtriegelt wie die Pferde eines reichen Lords. Er betet aber auch, wie die Bauern behaupten, für ſeine Rinder ein ganz beſonderes Gebet, daß

ſie ſo wachſen und gedeihen. Seine Pflegekinder, — ich meine hier die ungehörnten — beobachteten nämlich, wie er beim Beſuche des Viehes auf der Weide ſtets ein ſchwarzes Buch mit Goldſchnitt hervorzieht und auf das ämſigſte murmelt und Kreuze ſchlägt. Die Zeit, während der ſich das Vieh auf der Alpe befindet, iſt für ihn die ſchwerſte des ganzen Jahres. Schon der Abſchied von den Kühen greift ſein beſorgtes Herz außerordentlich an, und dann erſt die Schmerzen der langen Trennung! Weil er nämlich alltäglich Meſſe leſen muß, ſo iſt er verhindert in den Morgenſtunden, welche zu Bergfahrten faſt allein geeignet ſind, dem Vieh nach Wunſch Beſuch abzuſtatten. Allein hie und da weiß er ſich doch zu helfen. So läutete es einmal im Hochſommer zur Frühmeſſe, eh noch die Berge roth waren. Kopfſchüttelnd machten ſich die Bauern auf den Weg zur Kirche; die Thurmuhr zeigte ſchon halb Sechs, während ihre Sackuhren einhellig erſt auf Vier wieſen. Später löſte ſich das Räthſel. Der Hochwürdige hatte nämlich, um nicht zu ſpät auf die Alpe zu kommen, den Zeiger vorgeſchoben. Auch das Kuhſtechen liebt er, wie nur ein paſſionirter Engländer Hahnenkämpfe und Wettrennen lieben kann. Es werden nämlich die ſtärkſten Kühe auf einander los getrieben, wobei nicht blos ihre Beſitzer, ſondern auch die Zuſchauer oft anſehnliche Wetten machen. Ein ſolches Turnier ſollte auf der Bogner Wieſe ſtattfinden. Der Kuheler hatte ſeine Kuh, um ſie für den Kampf zu ſtärken, lange vorher mit Klee und Mais gefüttert. Der Bauer jedoch, der die Gegnerin eine weite Strecke Weges herbeiführen mußte, verlangte, damit die Ermüdung nicht die Gleichheit aufhebe, daß der Hochwürdige ſeine Kuh erſt eben ſo weit treibe als er die ſeinige treiben mußte. Dieſer ließ ſich jedoch in keinerlei Weiſe dazu bereit finden; in Folge deſſen unterblieb der Kampf.“ — „Verliert er aber, fragte ich, durch ſolche Abenteuer, die mehr für einen Senner als für einen Prieſter paſſen, nicht das Zutrauen ſeiner Gemeinde?“ — „Gott bewahre! erwiederte mein Freund, die Bauern lieben ihn ſehr; er hat — freilich zumeiſt aus ihrem Beutel — die Dorfkirche ſchön reſtaurirt, und ſich dadurch, weil ſie darauf ſtolz ſind, nur noch mehr in ihrer Gunſt befeſtigt. Er iſt auch ſonſt ein drolliger Kauz und keineswegs einem Spaße abhold. Als vor einigen Jahren in ſein Kirchſpiel Militär verlegt wurde, welches damals noch zur weißen Montur ſchwarze Gamaſchen trug, warnte er die Jungfrauen des Dorfes folgender Art vor dieſen ungebetenen Gäſten: Euch aber ſage ich, Ihr Jungfrauen, hütet Euch vor den Tauben mit ſchwarzen Füßen; Ihr wißt ſchon, wen ich meine! — Ein anderes Mal bemerkte er daß die Burſche häufig vom Chor herab den im Schiffe der Kirche befindlichen Mädeln auf das Buſentuch guckten. Aus Beſorgniß, das möchte nicht gerade zur Steigerung der Andacht beitragen, ließ er einen hohen Bretterverſchlag anbringen, wodurch den ehrſamen Junggeſellen die reizende Aus- und Anſicht benommen wurde. Dieſe nahmen aber die Sache ſehr übel. Einige der Entſchloſſenſten lauerten ihm, als er Nachts von einem Kranken kam, auf und ſchwärzten ihm mit einem in Tinte getauchten Strohwiſch das Geſicht. Ich weiß zwar nicht, ob die Thäter ermittelt wurden, jedenfalls blieb aber der Bretterverſchlag.“

Wir ſtanden nun auf und ſetzten im eifrigen Geſpräche über Sitten und Gebräuche des Volkes unſern Weg fort. Bald aber nahm Wald und Berg unſere Aufmerkſamkeit wieder in Anſpruch; denn bei einer plötzlichen Wendung um einen Schuttkegel hatte ſich auch das Bild verändert. Eine Heerde zottiger Ziegen ſprang uns entgegen; hintenach folgte ein alter Mann gebückt unter einem Bündel Reiſig und dürrer Baumäſte. Hanſen flüſterte mir zu, es ſei ein Schütze von 1809. Unterdeß war Dieſer näher gekommen; er warf die Bürde von den Schultern, und reichte Hanſen mit freundlichem Gruße die Hand. Nachdem ſie einige Worte gewechſelt, wandte er ſich zu mir; er ſchien mich mit Neugierde zu betrachten, da Fremde nicht gar häufig in dieſe Gegend kommen. Als es Hanſen bemerkte, ſagte er zu ihm: „Siehſt Du, Blaſi, das iſt einer der Hauptleute, die heuer gegen die Wälſchen zogen. Du mußt ihn einmal zu Abſam beſuchen und ihm vom Jahre 1809 erzählen.“ — Ich lud ihn nun auch ein, und er ſagte zu an einem Samſtagabend, wo er nichts zu thun habe, nach Abſam zu kommen.

Wir beſchleunigten nun den Schritt, weil wir uns bereits verſpätet glaubten. Als wir aber zu dem Bauernhof kamen, war von der verſprochenen Geſellſchaft noch niemand zu finden. Mein Freund machte mir daher den Vorſchlag, den ihm bekannten Curaten von St. Martin zu beſuchen. Da Kirche und Widdum in der Nähe lagen, ging ich gerne darauf ein. Der greiſe Prieſter ſchien ſeit unvordenklicher Zeit hier angeſiedelt, und hatte ſeine Wohnung recht freundlich eingerichtet. Und man gönnte es dem würdigen Manne, der ſchon bei Spinges gegen die Franzoſen als luſtiger Student mitgefochten hatte, recht gerne, wenn er in betrachtender Ruhe unter den Linden vor ſeinem Hauſe ausruhte und das graue Haupt an der Herbſtſonne wärmte. Wie ſo manchem ſeiner Standesgenoſſen blieben auch ihm nach treuer Erfüllung ſeiner Pflichten viele freie Stunden. An der Gegend hatte er ſich, beſonders im Winter bald ſatt geſehen; Beſuche kamen ſelten; Tarok und Weinflaſche vermochten bei ihm die Leere nicht gänzlich auszufüllen; ſo hatte er ſich denn auf den Bau von Orgeln verlegt. Überall im Hauſe ſah man große und kleine Pfeifen, Taſten, Bretter, Schnitzmeſſer und Sägen; manches war recht zierlich gearbeitet, was um ſo mehr auffiel, da der wackere Mann aller Anleitung entbehrt hatte. Außerdem waren die Zimmer des Hauſes von oben bis unten mit Ölgemälden bedeckt; in jedem Winkel

Digitized by Google

der noch nicht mit Geräthe vollgepfropft war, konnte man drei- und vierfache Lagen von alten Bildern aufgestöbelt finden. Denn auch das gehörte zu den Liebhabereien des greisen Pfarrers, von allen Orten Gemälde zusammenzuschleppen. Da war kein Bauernhaus so schlecht, wo er nicht gewesen wäre, und kein Dachboden so baufällig, den er nicht in der Hoffnung durchsucht hätte, irgend etwas seinem Wunsche Entsprechendes aufzuspüren. Unter den 3—400 Bildern waren die meisten in der That schauerlich. Alle Arten von Marterscenen, wie sie nur die grimmige Phantasie eines Bauernmalers auszusinnen vermocht, waren hier aneinander gereiht. Da wird einer gespießt und geschunden, dort gezwickt und langsam am Feuer geschmort, während schadenfrohe Teufel mit Faust und Krampe zum Himmel empordrohen, aus welchem Engel mit Palmzweigen nicht niederschweben, sondern niederplumpen. Dazwischen Landschaften und Kriegsbilder, bei welchen Bleisoldaten Modell gestanden zu haben scheinen, Nachtstücke voll Blut und Flammen, Thierscenen welche den gebrestesten Zoologen, wenn er die einzelnen Arten bestimmen sollte, in bedeutende Verlegenheit setzen würden. Doch unter Spreu fehlte die Perle nicht. Dieses war das dorngekrönte Haupt des Erlösers von wunderbarer Schönheit. Nicht blos das Monogramm Dürers deutete den Meister an, sondern auch die wahrhaft edle und geistvolle Auffassung des Gegenstandes. Der Alte wußte gar wohl, was er daran hatte. Als er meinen lebhaften Antheil bemerkte, schmunzelte er und sagte, indem er sich die Hände rieb: „Nicht wahr, ein ächter Dürer? Ja, ein ächter Dürer!“ — Die übrigen Gemälde, mochten sie auch noch so scheußlich aussehen, hatte er mit köstlicher Einfalt nach den größten deutschen und wälschen Meistern getauft: da Correggio, dort Tizian, hier Rafael. Gott verzeihe dem alten Mann diese ästhetischen Sünden um des herrlichen Kopfes von Dürer willen, welchen er in einem Bauernhause, wohin er weiß der Himmel wie verschleppt worden sein mag, von dem Untergang rettete. — Nachdem wir alles angesehen, dankten wir ihm für die Gefälligkeit, mit der er uns seine Sammlungen gezeigt hatte; er lächelte voll inniger Zufriedenheit still vor sich hin. Möge sich der gute Mann noch lange an seinen Bildern und Pfeifen erfreuen!

Als wir zum Bauernhofe zurückkamen, fanden wir die angesagte Gesellschaft versammelt. Ich ließ mir die Vorwürfe wegen zu langen Ausbleibens gern gefallen und trank eine Tasse Kaffee mit doppeltem Behagen, weil sie mir eine schöne junge Dame anbot, ein kerngesundes Tirolermädel mit Flachshaaren, blauen Augen und äpfelrunden Wangen, denen man es ansah daß die rothe Farbe von der frischen Alpenluft herrühre. Jemand anderer schien mit mir ähnliche Gedanken zu haben. Am Zaun des Angers lehnte der Senner, den Blick unverwandt auf das Mädchen gerichtet. Wenn sie in herzlicher Lust auflachte, nahm er das Maßholderpfeifchen aus dem Mund und lachte auch mit; machte ihr einer der Herren etwas zudringlich den Hof, so blies er wie ein Locomotiv dichte Rauchwolken von sich. Als man später auf dem grünen Anger Fangens spielte, rückte er immer näher und gesellte sich endlich ganz zu uns. Doch die Sonne welche sich schon den Bergen des Sellrains zuneigte, ermahnte zum Aufbruch. Da faßte er Muth und trat zu der Dame: „Na was Du für ein herziges Dienbl bist! Dürfte ich Dir doch eine Butterkugel in's Gesicht werfen, daß mir der Abdruck davon bliebe! Schau, das Nagele, das Du an der Brust hast, wird welk, bis Du nach Hause kommst; das solltest Du mir fast schenken!“ Sie reichte ihm die Blutnelke. Wenn er eine Gemse geschossen hätte, würde er kaum ein so vergnügtes Gesicht gemacht haben als jetzt. Wir sahen ihn noch lange in der Dämmerung, wie er am Zaun lehnend seine Blume betrachtete. Absam erreichten wir in dunkler Nacht. Beim Scheiden fragte mich Hansen, ob er mit der heutigen Einladung meinen Geschmack errathen habe.

Der Gustav-Adolfsverein auf der Wartburg.

Die verschiedensten Vereine haben in unserer an Vereinen so reichen Zeit seit einigen Jahren auf der Wartburg Feste gefeiert. Die verschiedensten religiösen und politischen Parteien nahmen die Erinnerungen der alten Veste als Schiboleth ihrer Ideen und ihres Wirkens. Männer des deutschen Vorparlaments zogen hoffend und begeistert durch die enge Pforte, sich im Angesicht der Warte religiöser Freiheit für das Werk der politischen zu stärken. Die deutsche studentische Jugend hielt bei ihren Zusammenkünften in Eisenach hier oben die sinnigsten und unsinnigsten Reden über eine Freiheit die so bald begraben werden sollte. Im vorigen Frühjahr kamen Männer und schwuren auf der Wartburg im Angesicht der Luthers-Kapelle Treue dem alten lutherischen Christenglauben. — Im Herbst hielt der Gustav-Adolfsverein in der sinnig und festlich geschmückten Kirche unserer Stadt seine Versprechungen und zog hinauf zu der Burg die sich festlich wie eine Braut zu seinem Empfang geschmückt hatte. Von ihren Zinnen wehten Fahnen mit den weimarischen und den deutschen Farben in brüderlicher Vereinigung. In unserm kleinen Weimar ist das seit der letzten Revolution erstandene und wieder verschwundene Schwarzrothgold weder vergessen noch verboten. Vom hohen Thurm herab wehte Thüringens stattliches Banner. Der falsche Herbstwind der von Norden kommt, wickelte die große seidene Flagge mit den alten Wappen zuweilen eng zusammen und breitete sie dann wieder prachtvoll auseinander. Vor den Eingängen zu den Rittersälen und der Luthers-kapelle war eine Tribüne von Waldesgrün errichtet, die zugleich als Treppe und Eingang diente. Ein vierhundertjähriger Teppich mit gemalten mysteriösen Gestalten

Digitized by Google

war aus dem wohlverwahrten Schrein geſtiegen, um die Altane zu ſchmücken. Die wunderlichſten Thier- und Menſchengeſtalten, zum Theil mit dem fürſtlichen Schmuck kleiner Krönchen angethan, ſchauten aus den engen Vierecken hervor. Einige deutſche Gelehrte ſollen mehrere Bücher und Streitſchriften über deren Bedeutung geliefert haben, ohne dieſe Räthſel zu löſen. Vielleicht war es nur ein Spiel der Phantaſie, das gar keine Bedeutung hatte, wenn auch nicht ein ſo loſes als das einer Fliege die ſich bekanntlich an den griechiſchen Buchſtaben in einem alten Claſſiker vergriff und mit dem verhängnißvollen Pünktchen den deutſchen Gelehrten ſo viel zu grübeln gab. — Wir hatten keine Luſt uns den Kopf darüber zu zerbrechen. Wir gaben uns einen Augenblick dem Eindruck hin, den ſolch altes Inventar vergangener Jahrhunderte hervorbringt. Was für Träume und Empfindungen weiblicher Herzen mögen wohl hier vor 400 Jahren gleich Geiſtern um das Spiel der emſigen Hände geflattert haben! Welche ganz anderen Feſte hat wohl damals der kleine Teppich erlebt, der jetzt die Abgeordneten des proteſtantiſchen Europa's begrüßen ſollte!

Mit Wohlgefallen ruhte unſer Auge auf den zwei Reihen ſchlanker Säulen, von grünem Epheu umſchlungen, durch welche man in die ſchmalen Hallen blickt, die zum Innern der Burg führen. Wir meinen die alten Barden und Minneſänger müßten hinter ihnen hervortreten und ihre feſtlichen Lieder zum Spiel der goldnen Saiten anſtimmen und ihre poetiſchen Wettkämpfe feiern. Es iſt Alles ſtumm in dieſem Augenblick. — Wir traten zuſammen. Ein blühendes Feſtgedicht aus friſcher Wald- und Gartenpracht hätt allenthalben die Reliquien der Vergangenheit umſchlungen, die halb verwundert, halb lächelnd aus dem friſchen Glanze hervorſchauen. Der finnige Kommandant der Wartburg hatte mit ſeltenem Schönheitsſinn Alles angeordnet; derſelbe deſſen raſtloſen Bemühungen die Wiederherſtellung der Wartburg im alten anmuthigen Säulenſchmuck ſo viel verdankt. Im Rittersaal iſt ein kleiner Altar mit Überbleibſeln aus dem dreißigjährigen Kriege zu ſchauen. Zerſchoſſene Fahnen aus dem Glaubenskampf, das Koller und andere Stücke des Schwedenhelden ſind hier zu Ehren der proteſtantiſchen Namenswettern errichtet. Ein friſcher Lorbeerkranz und friſche Blumenpracht umſchlang auch hier den verblichenen Glanz der alten Heiligthümer und den neu aufledenden Ritterſaal mit der maleriſchen Schönheit ſeiner Säulen und Säulenfenſter. Vor Allen aber war das Kirchlein das ſo viel Großes erlebt, wie ein neu erſtandener Frühlingstempel zu ſchauen, in welchem gute Geiſter ihre frommen Wünſche und Gaben in duftigen Blumenſträußen und Guirlanden geſpendet hatten. Vor Allen hatte der Engel des Friedens die kleine Kanzel auf welcher der große Reformator einſt ſeine donnernden Reden gegen die katholiſche Kirche hielt, mit zwei ſtolz grünenden Palmen geſchmückt zum Zeichen der Verſöhnung des alten Glaubenshaſſes in der freien Überzeugung. Um das kaum noch ſichtbare Wandbild der wohlthätigen Eliſabeth glänzte ein Diadem von blauen Kornblumen und goldnen Ähren als Sinnbild thätiger Liebe. Das kleine Taufbecken hatten liebliche Winden umſchlungen, Frühlingsgrüße der Natur, welche das neugeborne Kindlein eben ſo weihen ſollten als das chriſtliche Waſſer des Heiles. Um das hölzerne Kreuz des ſterbenden Heilandes ſchlangen ſich friſch blühende Paſſionsblumen, bedeutungsvoll das Kreuz des Schmerzes tief im Kelche mit duftendem Leben umhüllend. Der kleine Altar ſchaute aus einer Fülle prachtvoller Georginen, und die ernſten Büſten der evangeliſchen Glaubenshelden Luther, Guſtav Adolf und Bernhard v. Weimar zwiſchen Hortenſien friedlich hervor. Selbſt von dem nicht gerade ſehr hohen Himmel der Decke wo die Engel und Heiligen wie im Nebel verſchwimmende Geiſter in ihrem verblichenen Farbenglanz ſchweben, blicken Blumenkränze herab. Die unteren öden weißen Wände aber ſind mit ſcharlachrothem Tuch maleriſch decorirt. — Seit langer Zeit, vielleicht ſeit der Burſchenfahrt, ſollte in der Lutherkapelle wieder Kirche gehalten, auf der kleinen Kanzel gepredigt werden. Wie bedeutungsvoll mußte dieſer im friſchen Blumenſchmuck prangende kleine Raum die proteſtantiſchen Kirchenerbauer anblicken! — Manche waren auf fremden Landen weit daher gekommen ſo recht voll begeiſterter Pietät für die alte Veſte. Beigien, Frankreich, Polen, Ungarn, wo der Proteſtantismus unter der blendenden Tracht der katholiſchen Kirche nur noch als armes ſchwaches Fünkchen verſtohlen glimmt, hatten ihre Vertreter geſchickt. Der größere Druck hat ſie mit größerer Energie, mit höherer Begeiſterung erfüllt. Man glaubte ſich in die erſten Zeiten der Reformation verſetzt, wenn ſie ihre Reden hielten. Wahre Begeiſterung thut beſonders in unſerer begeiſterungsarmen Zeit ſo wohl, wenn man auch die Sache ſelbſt der ſie dient, mit kälterem Auge betrachtet. — Beſonders feſſelte ein Geiſtlicher aus Ungarn, ein ſchöner Mann von edler Geſtalt mit blitzendem Auge und dunklem langem Bart, durch das Feuer und den Gehalt ſeiner Rede die Aufmerkſamkeit, während ein Domherr aus Breslau, rund von Wohlbehagen ſtrotzend, durch ſeinen heiteren Humor verbunden mit Verſtandesſchärfe die zum Theil trocknen Verhandlungen genießbarer machte. — Unter dem Geläute der Glocken in der Mitte der Bürgerwehr und der Liedertafel mit ihren wehenden Fahnen zogen die Guſtav-Adolfler zur Wartburg hinein, ordneten ſich unter der theils neugierig theils andächtig zuſchauenden Menge auf dem Burghof und wanderten, nachdem ſie das alte ewig neue Lied „Ein' veſte Burg iſt unſer Gott" geſungen und Eines der Mitglieder eine Rede gehalten, in die Lutherskapelle. — Nur Wenige außer den Mitgliedern konnten hier Platz finden, Wenige die Feſtrede eines Schülers von Schleiermacher, des Doctor Jonas aus Berlin, hören. Der Chor aber, der in der Kapelle nach alter Melodie und mit neuen, vom Dichter Bechſtein gegebenen Worten geſungen ward, klang unter der Begleitung der weithin tönenden Poſaunen feierlich hinaus durch die offene Säulenhalle, vor der die bunte Menge ſich auf und ab wogend verſammelt hatte. Der Herbſtwind griff zuweilen dazu in ſeine Rieſenharfe, die welken Blätter aus den rieſigen Herbſtſträußen unſerer Waldespracht durchſchüttelnd. Wunderbar zeichneten unſere thüringer Berge ihre milden Formen in den blauen Himmel. Die Sonne ſtand zwiſchen duftigen Wolkenbildern glanzvoll gegenüber der Wartburg, ihr Licht in blitzenden Sternen auf die kleinen Fenſter der Kapelle werfend. Als ſie, dem Untergang nahe, prächtig wie eine Siegesgöttin über den dunklen in die Höhe ſteigenden Bergen weilte, bildeten ſich die merkwürdigſten Wolkenlandſchaften, vom Purpur umſpielt. „Sehen Sie die goldene Schrift welche die gute Sonne bei ihrem Heimgang uns hinterläßt!" ruft eine gemüthliche Dame aus. „Der Himmel will uns auch eine Rede halten wie der Pfarrer

Digitized by Google

Jonas in der Kapelle, den wir leider nicht hören können!“ — Wirklich ſtanden zwei goldene Reihen wettwürziger Hieroglyphenſchrift zwiſchen weißen Wolken des flammenden Abendhimmels auf ſich. Jeder etwas Paſſendes für ſeine Gedanken und Empfindungen herausnehmen konnte. Dazu klang ein Nachtgeſang von dem Componiſten Kühnſtedt zu welchem Doctor Ludwig die ſinnigen Worte gegeben. Mancherlei Reden und Lieder hörte man bis in die tiefe Dämmerung. Als es vollkommen Nacht war und Alles ſich zum Heimgang durch das Dunkel der Wälder anſchickte, erſchien die Burg den Hinunterwandelnden noch einmal im Glanz eines kleinen Feuerwerks. Wie ein Meteor flammte ſie eine Weile aus dem nächtlichen Dunkel hervor. Ein Lichtkranz von aufblitzenden Fackeln umſchlang nach dem lieblichen Helithal zu ihren waldigen Felſenthron. Einzelne Raketen flogen wie hell leuchtende Sterne empor und hinunter. Dann verſank wieder Alles in die tiefſte Stille und Dunkelheit. Der Himmel der noch kaum ſo freundlich gelächelt, ſenkte ſich trübe und wolkenſchwer über die alte Burg die einmal wieder ein Feſt erlebt hatte. —

Zur Bücherſchau.

Leſſing, Roman von Klencke. Dritter Band. (S. über Bd. 1 u. 2 in Nr. 84 unſerer Zeitſchrift.)

⊙ Der große Name den dieſer Roman an ſeiner Stirn trägt, veranlaßt uns auch über Bd. 3 noch vor Beſchluß des Ganzen Bericht zu geben. Wir folgen dem Helden durch neue Stadien ſeines Schickſals und ſeiner geiſtigen Entwicklung. Von Berlin, wo man ihn vor Voltaire's Ränken entflohen glaubt, iſt er auf ſeines Vaters Wunſch nach Wittenberg gegangen, wo wir ihn mit ſeinem jüngern Bruder Theophilus in den letzten Decembertagen des Jahres 1751 in einer ärmlichen Stube, frierend und hungernd wiederfinden. Er ſoll hier weiter ſtudieren, er ſoll die Magiſterwürde erringen, er ſoll „eine akademiſche Geltung“ erlangen. Er entſchließt ſich dazu, und in einigen Monaten hat er die Befriedigung, das Magiſterdiplom ſeinem getröſteten Vater nach Kamenz ſchicken zu können. Aber das große lateiniſche M. vor ſeinem Namen ſchützt ihn weder vor Hunger noch vor Froſt; noch weit weniger ſtillt es das heiße Emporſtreben ſeines Geiſtes. Trauriges Bild eines großen Mannes in Deutſchland, Magiſter ſein zu müſſen! Aber die Poeſie hält Ephraim aufrecht. Seine Zeit theilt ſich in ernſte Studien und in heitere Weihe-ſtunden der Muſe. Er durchſtöbert die Univerſitätsbibliothek, er erwirbt ſich mit eiſernem Fleiß ausgebreitete philologiſche Kenntniſſe. Und hier müſſen wir neuerdings dem Verfaſſer Zeugniß geben von einer ſeltenen Beleſenheit und von einer erſtaunenswerthen Kenntniß der damaligen Literatur, aller Literatoren, die damals lebten, und ihrer Verhältniſſe zu einander, ihrer Händel, ihrer Bündniſſe, kurz ihres ganzen menſchlichen Thuns und Treibens. Leſſing hat es nicht mehr blos mit Gottſched zu thun. Seine Kritik waffnet ſich auch gegen andere Pedanten, und gegen alles Scheinverdienſt. In einem Geſpräch mit Schwarz, dem Cuſtos der Univerſitätsbibliothek zu Wittenberg, entwickelt Leſſing ſeine Ideen über Philoſophie und Religion. „Ich ſchwöre Ihnen“, ſagt er, „daß ich die Herrenhuter höher ſchätze als die ganze theologiſche Facultät in Halle, denn jene wollen chriſtliche Praxis, Unchriſtenthum — und darauf kommt alles an. Liebet euch unter einander: das iſt das erſte Gebot, und ein ächter Chriſt iſt der welcher ſeinen Feind liebt. Über dieſes Thema will ich noch einmal ein Paar Tendenzdramen ſchreiben!“ (Anſpielung auf die „Juden“ und den „Freigeiſt.“) Auf dieſe Weiſe motivirt der Verfaſſer in chronologiſcher Ordnung alle Werke Leſſings, und gibt uns biographiſch ein fortſchreitendes Bild ſeines Entwickelungsganges. Meiſterhaft nach dem Leben gezeichnet iſt die Scene im Pfarrhauſe zu Laublingen, als der Paſtor Lange, der von ſeiner Frau und ſeinen Freunden als großer Lateiner, Dichter und Naturforſcher abgöttiſch verehrt wird, die Kritik Leſſings über ſeine Horazüberſetzung im Hamburger Correſpondenten lieſt. „Grammatikaliſche Fehler!“ ruft Lange wüthend aus, „Schuljungenſchnitzer! Mir das zu ſagen! Mir! — Ha, ich müßte mich an den König von Preußen wenden, um dieſen literariſchen Ehrenräuber des Landes verweiſen zu laſſen.“ — Und die Frau Paſtorin ruft weinend aus: „Du, Gotthold! Du, der beſte Lateiner, wirſt der Sprachfehler verdächtigt? Deine herrlichen Oden werden beſpöttelt? Nein, ſo etwas kann Gott nicht ungeſtraft laſſen.“ — Solch Geſchlecht ſtolzer literariſcher Patrizier iſt auch heute noch nicht ausgeſtorben. — Leſſing hält in dem langweiligen Neſt Wittenberg, wo „alles einen ehrbaren gottſeligen Anſtrich hat“, nicht lange aus. Wir finden ihn bald wieder in Berlin, im lebhaften Verkehr mit vielen damaligen Notabilitäten der Literatur, und beſchäftigt mit zahlloſen literariſchen Arbeiten. Sein zufälliges Zuſammentreffen mit Meluſine, die er zu Leipzig aus den Klauen der Verführung geriſſen, bildet eine intereſſante Zwiſchenhandlung. Er hat ſie gekannt als ein wunderſchönes, aber ungebildetes Mädchen, das bei ihrem Pflegevater Schröpfer in den übelſten Händen geweſen, und in Berlin findet er ſie in einem Kaufladen, wo er ſich Papier holen will, als Wittwe des Papierhändlers Janecke wieder, immer wunderſchön, doch nicht mehr roh und unwiſſend, ſondern gebildet, ſittenrein und in hoher weiblicher Würde. Sie hat Leſſings Werke geleſen, und ſich an Geiſt und Herz daran veredelt. Leſſing, von dem Glanz ihrer Schönheit geblendet, und noch im Irrthum über ihre ſittliche Beſſerung, läßt ſich von ſeinem heißen Blute hinreißen, wird aber in ſeine Schranken zurückgewieſen. Es entſteht eine Pauſe peinlicher Verlegenheit. Ein Kranz von Immergrün, der ſich aus einem Porzellantopf emporwindet, gibt ihm Gelegenheit, zu fragen, ob ſie das Immergrün liebe. Und nun entdeckt ſich's daß Meluſine dieſes Immergrün von dem Grabe Margarethens gepflückt hat, deren Mutter ihre Freundin geworden. Das Andenken dieſer jugendhaften Seligen, die dem Dichter ſo theuer geweſen, plötzlich auftauchend in dem Augenblick, wo er „aller Tugend zu vergeſſen in Begriff war“, iſt eine ſchöne Wendung in der Kataſtrophe. Ein-Heirathsantrag den Leſſing Meluſinen macht, wird gleichfalls mit ebenſoviel Sanftmuth als Würde abgelehnt. Meluſine bekennt zugleich daß ſie ſich mit dem Sohn des reichen Buchhändlers Förſter zu verehelichen denke, der ihr eine ſichere Verſorgung verbürgen könne. Dieſe zweite Demüthigung führt Leſſing zu einem neuen Lebensabſchnitt. „Ephraim!“ ſagt er zu ſich

ſelbſt, „wo war dein Verſtand geblieben? Sie nannte dich einen Menſchen ohne feſte Exiſtenz. Verdammt! Konnte ein Secundaner ſchlimmer ablaufen? Hab' ich mich nicht lächerlich gemacht? Würde Käſtner, wenn er es erführe, nicht Spottepigramme auf mich dichten? — Aber es ſoll mir eine Lehre ſein! Vor keines Weibes Schönheit will ich wieder zum Narren werden. Ich will das Weib nur als Gehülfin des Vergnügens würdigen, aber nichts weiter. Anakreontica will ich ihm widmen, aber der Ernſt, das Leben gehört in den Kreis der Männer!“ Und von nun an, ſagt der Verfaſſer, verlor das Weib alle höheren Anknüpfungspunkte für Leſſing, wenn es ihm nichts zu denken geben konnte.

Durch den Buchhändler Voß wird Leſſing mit Nikolai bekannt, und befreundet ſich ſchnell mit dieſem Geiſtesverwandten. Im literariſchen Klub, „das Kaffeehaus“ genannt, geſtiftet vom Artillerielieutenant Jakobi und dem Candidaten Reſewitz, ſchließt Leſſing ſich enger zuſammen mit Möller, Euler, Gumperz, Kies, Mückler, Lüdke, Apinus, Breitenbauch, Meil und Andern. Hier lernt er auch Moſes Mendelsſohn kennen und lieben. Er und Nikolai werden Leſſings vertrauteſte Lieblinge. Die Geſpräche in dieſem Klub ſind literariſch und literargeſchichtlich intereſſant; ſie beziehen, wie gründlich der Verfaſſer ſich in die damalige Zeit und in alle ihre Abſpiegelungen hineingelebt hat. Keine Nüance des damaligen Gelehrtenlebens und Wirkens iſt ihm entgangen, keine „Literaturkraft“ iſt vergeſſen, und Gerechtigkeit widerfährt auch denen die jetzt wirklich vergeſſen ſind. Eines Tages zum Beiſpiel wendet ſich der Stabskapitän Möller im literariſchen Klub plötzlich zu Leſſing. „Da wir von Muſtern reden“, ſagt er, „ſo wollen wir unſern Leſſing einmal fragen ob er für ſeine Satyren gegen Gottſched nicht auch einen Gewährsmann kennt, der ihm ſtille Anweiſung gegeben hat? Ja, lieber Leſſing, ſehen Sie mich nur ſo groß an, als wollten Sie mich auf Kanonen fordern. Heda: Hand auf's Herz! Kennen Sie einen gewiſſen Liscov?“ — „Wer ſollte dieſen Satyriker und deutſchen Swift nicht kennen?“ antwortete Leſſing, „der Liscov iſt ein herrlicher Witzkopf, aber er kann ſeine witzigen Einfälle ebenſowenig wie das Rieſen zurückhalten, und hat ſich damit alle Gönner zu Feinden gemacht. Aber wie kommen Sie dabei auf mich?“ — „Das will ich Ihnen ſagen“, erwidert Möller, „Er nennt in ſeinen Satyren die Männer: Philippi, Rodigaſt, Hilliger und Gottſched — gelehrte Dunſes — daſſelbe Wort gebrauchen Sie auch gegen Gottſched.“ — „Ja“, ſagt Leſſing ehrlich, „das iſt richtig, ich habe viel daraus angenommen.“ — „Sehen Sie Leſſing“, fährt Möller fort, „auch die nachdrucksvolle Kürze, ſeine Stärke im Style, und die Correctheit erinnern mich ebenfalls an Sie.“ —

Mit ſo ſchöner Pietät gegen alte Meiſter deutet der Verfaſſer darauf hin, wie Leſſing von Liscov gelernt. Und ſo iſt's durch die ganze Literatur. Kein Baum wächſt aus ſich ſelbſt empor, er bedarf einer Erdſcholle, auf welcher er fußt. Es iſt dies der ewige Zuſammenhang aller Dinge. — In einem Geſpräch mit Nikolai entwickelt Leſſing ſeine Idee, ein bürgerliches Trauerſpiel zu ſchreiben. „Die Grundmotive“, ſagt er, „aus dem „Kaufmann von London“ und aus der „Clariſſa“ will ich zu einer „Miß Sara Sampſon“ verarbeiten.“ So erwacht in Leſſing zuerſt die Idee zu dieſem Drama, das ein neues Genre in Deutſchland eröffnete. Das Jahr 1755 iſt herangerückt, Leſſing hat Gottſched's Anſehen vernichtet, ſelbſt der gutmüthige Weiße hat durch ſeinen „luſtigen Schulter“ zu Gottſched's Untergang beigetragen, und wie tief dieſer geſunken iſt, zeigt uns eine Scene die am 20. Juli in ſeinem Hörſaal im Hauſe des Buchhändlers Breitkopf in Leipzig vorgeht, wo Gottſched wohnte. Schon eh' Gottſched aus ſeinen Zimmern kommt, führen die Studenten ſehr unehrerbietige Reden über ihn. Mit Gottſched iſt's vorbei! ſagt der eine, Der hat ſich in ſeinem eigenen Dünkel feſtgerannt; man leſe nur einmal Leſſing darüber! Daraus kann man beſſere Literaturgeſchichte lernen, als auf dieſen ſtaubigen Bänken! — Gottſched, ſagt ein anderer, hat nur noch das Publikum das er zum Zuhören zwingen kann. — Es iſt ſchon ein Viertel auf Fünf! murrt ein Dritter, ſollen wir mal pfeifen? — Nein, ſagen andere, das Lied: Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär' unſer Leben? das wollen wir ſingen. Es iſt aus Weiße's Stück: „Der Teufel iſt los.“ — Es wird immer unruhiger, ein Pfiff ſchrillt durch den Saal — und Gottſched tritt mit erhitzter Miene ein. Einen drohenden Blick auf die Studenten ſchleudernd, befleißt er den Katheder. Aber kaum hat er begonnen, gegen Leſſing und Conſorten loszuziehen, als Scharren, Kichern und ſelbſt Einreden ihn ſtören — ihn, bei deſſen Vorleſungen zwei Jahre früher ſich keine Maus regen durfte! Und als er endlich, mit der Fauſt auf den Katheder ſchlagend, ausſchreit: Ich gebiete Ruhe! Die verruchten Schriften eines Pyra, Wieland, Roſt und Gniſſel (Leſſing, rückwärts geleſen) dürfen den Reſpect gegen Ihren Lehrer nicht beeinträchtigen! Sehen Sie her! Hier ſteh' ich noch! Ich regiere die deutſche Literatur! — Da bricht ein unerhörter Tumult aus. Gottſched verläßt den Katheder, ein Senior gibt gleichzeitig das Zeichen zum Aufbruch, die Studenten raffen ihre Mappen und Rapiere zuſammen, pfeifen ihren umherliegenden Hunden und ſtürmen hinaus, indem ſie ihrem vor Aerger ſprachloſen Profeſſor zum Hohne das Lied aus Weiße's „Der Teufel iſt los“ anſtimmen: „Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär' unſer Leben!“ — Jetzt war Gottſched's Niederlage auch vor aller Welt offenkundig, und als ſeine Klage beim Rector Magnificus kein Gehör fand, weil er durch Schimpfen auf die bedeutendſten Literatoren der Zeit die Studenten zuerſt gereizt hatte, da war er gänzlich und unwiederbringlich vernichtet. Dies iſt das Schickſal aller Pedanten, die den Fortſchritt der Zeit verkennen, und noch große Geltung zu haben glauben, während lichtvollere Köpfe ſie längſt überflügelt haben.

Leſſing hatte ſich, um ungeſtört ſeine „Miß Sara Sampſon“ auszuarbeiten, von Berlin nach Potsdam zurückgezogen, wo er niemanden ſah und ſprach, bis das Stück vollendet war. Dieſes Drama, das erſte bürgerliche Trauerſpiel in Deutſchland, machte in kurzer Zeit die Runde über die beſten Bühnen, der große Erfolg den es überall hatte, lenkte die Aufmerkſamkeit der Schauſpieldirectoren auf Leſſing, und ſo tauchten überall die ſchon längſt vergeſſenen Jugenddramen Leſſings wieder auf. Und in Leſſing ſelbſt loderte die Liebe zur theatraliſchen Muſe in hellen Flammen wieder empor. Er fand nirgends Ruhe, nirgends Befriedigung; alle literariſchen Arbeiten, die ſich nicht auf die Bühne bezogen, fingen an, ihm läſtig zu werden. Ja! Ich muß fort von hier! rief er einſt aus, und einige Minuten darauf ſchien das Schickſal mit in ſeinen Vorſatz einzuſtimmen. Der Poſtbote bringt einen Brief vom Schauſpieldirector Koch in Leipzig. Mit klopfendem

Digitized by Google

Herzen erbricht ihn Lessing. Freude, Überraschung, Begeisterung überstiegt ihn. Koch lud ihn ein, bei seiner Gesellschaft die Stelle eines Theatersecretärs einzunehmen. (Das Wort Dramaturg war damals noch nicht mundrecht.) Zugleich theilte er ihm mit daß Brückner, Lessings Jugendfreund, Mitglied des Leipziger Theaters und in der Kunst bedeutend vorgeschritten sei. Am Fuß des Schreibens standen einige Zeilen von Brückner's Hand: O mein guter Lessing! Mein Jugendfreund und erster Lehrer auf der Bahn die ich jetzt wieder gefunden! Kommen Sie! u. Dieser Brief entschied. Lessing trat in ein neues Stadium seines Lebenslaufs und seines idyllischen Wirkens. Er eilt zu Voß, und legt die Redaction seiner Zeitung in seine Hände nieder. Niemanden sonst entdeckt er seinen Entschluß; er packt im Stillen ein und reist in einer Landkutsche ab. Voß zeigte am Tage darauf, den 18. Oct. 1755, Lessings Abreise in seiner Zeitung an.

Hier schließt der dritte Band, und läßt uns in froher Spannung auf das Folgende. Lessing erfreut sich nun des neuen Berufs, ganz der Bühne anzugehören, und wir freuen und dessen mit ihm, denn wir fühlen noch heute, nach hundert Jahren, was er ihr geworden. —

Auf ein Paar Nachlässigkeiten des Styles wollen wir nur darum hindeuten, damit sie in einer zweiten Auflage die das Buch hoffentlich erleben wird, ausgemärzt werden mögen. Seite 47 sagt der Candidat Theophilus: „Ach, wie habe ich mich erschrocken!“ Von einem Candidaten ist man berechtigt ein besseres Deutsch zu hören. Seite 60 heißt es: „Von dem kregeln Mädchen hat er einen Korb bekommen.“ Das Beiwort: kregel, ist in der hochdeutschen Sprache nicht aufgenommen. Wir wissen nicht, welchem deutschen Landstrich dieser Provinzialismus angehört*).

Ein Märchen. Von Oscar v. Redwitz. Mainz, Kirchheim und Scheit.

— Des jungen Dichters „Amaranth“ hat rasch fünf Auflagen erlebt; man zählt ihn in Süddeutschland zu den neuen Sternen unserer Lyrik. Eine saft mädchenhaft weiche, religiöse Schwärmerei bezeichnet die Klänge seiner Muse. Im Einleitungsgedicht zu seinem Märchen bezeichnet er die Art der Schwärmerei zu der er sich bekenne. Dem frechen Buben, sagt er, der das Kreuz mit Füßen tritt, den Namen Gott mit seinem Witze höhnt, Dem huldige die Welt als einem freien Geiste. Er für sein Theil bekenne sich zum dreieinigen Gott und schwärme für sein Werk der Erlösung; wie der Frühlingswind, wie der Sonnenstrahl im Alpenglühen, wie der Mond im Spiesse: so schwärme er für Gott und Natur. Solcher Schwärmerei, sagt er, dürfe man trauen, denn sie sei — ohne Gefahr. — Jedenfalls für die Welt, aber nicht für ihn selbst. Wir sehen ein Kind die Orgel spielen. Diese Orgel hat schon höhere Geister auf ihre Psalterschwingen gehoben. Wird die Macht ihrer Töne, falls ihm diese in ihrer Gewalt und Tiefe erst bewußt geworden, den jungen Sänger heben oder niederdrücken, erleuchten oder umdüstern? Bis jetzt spielt er noch mit der Gewalt mystischer Schauer. Eine Gefahr für ihn liegt bereits in der Confusion die sich mitunter in seine Tastengriffe schleicht. Sein Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum erinnert dem Thema nach an die reizende Idylle von Puttlitz: „Was sich der Wald erzählt“, bleibt aber an Inhalt und Form hinter dieser weit zurück. Seine Sprache verläuft sich nicht selten in ganz unhaltbaren Bilderschwall, und dies ist die Gefahr, welcher Oscar v. Redwitz entweder schon verfallen ist oder statt entgegenläuft. Wir würden ihn nach seiner wirren Bilderjagd für einen Ostreicher halten, bezeichnete man ihn nicht für einen Franken; nach dem Gruppe'schen Musenalmanach ist er ein Rheinländer. Er schildert seinen Tannenbaum also:

> Der Wipfel, der in hehrem Stolz
> So königlich aus Strauch und Holz
> Zum Himmel trug die schlanke Spitze,
> Ein Gottestrutz dem Sturm und Blitze.
> Am Reise war, Jahr aus Jahr ein,
> Mit mildem grünem Frühlingsschein
> Aus duft'ger Nacht in lichten Glocken
> So frische Jugend aufgethaut,
> Wie wenn aus Silberweißen Locken
> Ein ewig junges Auge schaut.

Welch ein Gewühl von Bildern! Und was will der Sänger sagen? In jedem Frühling sprießen aus dem dunkeln Zweig der Tanne hellgrüne junge Spitzen. Wenn das „junge Augen“ sind, so kann das dunkle Grün der alten Zweige nicht den Gegensatz „Silberweißer Locken“ dazu abgeben. Und wenn das alte Grün der Tanne einer „duftigen Nacht“ gleicht: wie kommt der Dichter dazu die jungen Frühlingsspitzen „lichte Glocken“ zu nennen? Und in diesen lichten Glocken „thaut frische Jugend auf!“ Kann die Phantasie, weil es ihr an Mark und Kraft gebricht, ein Gleichniß festzuhalten, im Irrgarten der Bilderſprache confuser herumtaumeln? Eben so unklar ist im Gedichte das ganze Verhältniß zwischen Tannenbaum und Waldbach aufgefaßt und durchgeführt; die ganze Grundanschauung einer verliebten Gegenseitigkeit zwischen Baum und Bach ist schief, gesucht und gequält.

Gedichte von Otto Heubner. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Porträt des Verfassers. Zweite vermehrte Auflage. Zwickau, Gebrüder Thost.

Unter dem Porträt des Verfassers steht das Menzegraph: „Herz und Hand für's freie Vaterland.“ Dies Herz hüpft für seine Täuschungen, diese Hand ist gefesselt. Doch davon still! Wir wollen von der Wirklichkeit zu den Gedichten übergehen. Eine Freundesfeder (vielleicht die Feder eines Bruders) sagt in der biographischen Vorrede: „Ein edler Geist reiner Sittlichkeit, wie er Heubners ganzes Leben und Handeln durchdrang, weht auch durch alle seine Lieder. Ein tiefes religiöses Gefühl, uneigennützige Menschenliebe, Seelenadel, glühende Begeisterung für Freiheit und Vaterland, ein empfänglicher Sinn für die Schönheiten der Natur prägt sich in vielen seiner dichterischen Ergüsse lebendig aus.“ — Lebhaft berühren und die Gedichte „aus der Gefangenschaft“; sie rufen uns Heubners bejammernswerthes Schicksal vor Augen. Im Gedicht: „Beim Pfeifen der Locomotive“, die Heubner in seinem Gefängniß hören konnte, heißt es: „Du Feuerroß! zu allen Stunden Weckst Du mit gellendem Geschnauf, Zu'n Herz einschneidend, mit die Wunden Der halbvertraümten Trübsal auf!“ Mit dem Herzrain jeder Strophe nennt der Unglückliche eine seiner Qualen. „Der Lenz ist da, seufzt er, aber mit lacht sie nicht, die Mutter Erde. Du (Locomotive) führst mich nicht zum grünen Land zurück.“ Du nahst dich täglich der alten Stadt (Plauen) wo meine Geschwister wohnen, aber Du führst mich zu den Lieben nicht zurück, nicht an's Mutterherz, — nicht zu meinen Kindlein, — nicht zu meinem Weib, und gibst dem Vaterland mich nicht zurück! Hier ist das Bild aller seiner Leiden in Einen Rahmen zusammengefaßt. Im Sonett: „An die Gattin“ macht er den Sternenhimmel zum Vermittler eines geistigen Wiedersehens. „Blick' empor zu diesen Sternenauen!“ ruft er der Gattin zu, „und siehst du leuchten dort den goldnen Wagen, Laß tief hinein dein süßes Auge schauen! Das Lichtgespann wird dann im Augenblicke Von dir zu mir, von mir zu Dir sie tragen, Die sich begegnen d'rin, der Liebe Blicke!“ — Die zweite Auflage des Büchleins beweist die lebhafte Theilnahme der Partei in Sachsen, die den Rebellen und Hochverräther als Patrioten und als Märtyrer feiert.

---

*) Ist westfälisch und wohl allgemein niedersächsisch. D. Hgbr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Guſtav Kühne.

1850. 14. December.

Inhalt: Hebel's allemanniſche Gedichte. — Preußen und Hr. v. Vincke, Öſtreich, Deutſchland. Aus London, Paris und Öſtreich; Felix Mendelsſohn's und Adele Schopenhauer's Nachlaß ꝛc. — Anzeige.

Die Europa erſcheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs iſt 5 Thlr.

№ 100.

Hebel's allemanniſche Gedichte,

hochdeutſch von Reinick, illuſtrirt von Richter.

Johann Peter Hebel's allemanniſche Gedichte, abermals in's Hochdeutſche übertragen, aber diesmal vom Malerdichter R. Reinick, der mit ſeinem Freunde Ludwig Richter im Bunde uns ein Weihnachtsgeſchenk bringt, dem wohl nichts Ähnliches an die Seite zu ſtellen iſt.

Wir wollen hier nicht darüber rechten, ob es wohl oder übel gethan, Gedichte und Lieder ihres heimiſchen und provinziellen Koſtüms zu entkleiden und in's Hochdeutſche zu übertragen. Es wird ſich eben ſo viel dafür als dagegen ſagen laſſen; unbeſtritten aber dürfte feſtſtehen daß erſt die mancherlei Überſetzungen und Bearbeitungen des Nibelungenliedes, des Reinecke Fuchs u. ſ. w. dem Urtexte dieſer Dichtungen die innigſten Verehrer verſchafften. Von den vier Übertragungen der Hebelſchen Gedichte iſt die jetzt vorliegende von R. Reinick die gelungenſte und diejenige, welche uns Geiſt, Sinn und Stimmung Hebel's am glücklichſten wiedergibt. Wie Mancher hat im Urtext der Schwabenſprache die naive Urſprünglichkeit und kernige Kraft nur ſtellenweiſe gekoſtet und über dem Studium der ſchwerverſtändlichen Mundart, über dem mühſamen Zuſammenſtoppeln der ihm fremden Ausdrücke nach einem unvollkommenen Wörterbuche dieſe Gedichte doch nicht als ein abgerundetes Ganzes, als lebendige Schöpfungen ungeſtört und unbefangen genießen können! Das trieb R. Reinick zu einer mehr geiſtgetreuen als wortgetreuen Überſetzung. „Wenn übrigens Einige behaupten wollen“, ſagt Reinick im Vorwort, „daß das Weſen der allemanniſchen Gedichte nur dem Süddeutſchen verſtändlich, nur für den kleinen Bezirk genießbar wäre, in welchem die Mundart geläufig iſt, ſo behaupte ich: dem iſt nicht ſo! Der Geiſt der in dieſen Dichtungen lebt, er iſt nicht blos der Volksgeiſt des Schwarzwaldes und des Breisgaues, nicht blos des Schwabenlandes, nicht blos der Geiſt des ſüdlichen Deutſchlands, nein, es iſt der Geiſt der vom Rhein bis an die litthauiſchen Grenzen, der von den Alpen bis zu den Wellen der Nordſee und des Baltiſchen Meeres in Zeiten der Geſundheit alles Große und Herrliche im deutſchen Vaterlande erzeugt und durchdrungen hat; es iſt der Geiſt der ſchlichten, ehrlichen, ungeſchminkten Wahrheit, für den keine Sprache der Welt einen ſo reinen dichteriſchen Ausdruck bietet als die unſrige.“

Was aber dieſer Ausgabe von Hebel's allemanniſchen Gedichten (Leipzig bei Georg Wigand) einen beſondern Reiz verleiht, das iſt die bunte Fülle meiſterhafter kleiner Bilder, mit denen Ludwig Richter das Buch geſchmückt hat. „Für Freunde ländlicher Natur und Sitten —“ ſteht auf dem Titelblatt; aber die Zeichnungen ſprühen zugleich von tauſend poetiſchen Einfällen, und eine tiefe Innigkeit des Gedankens und der Empfindung hat hier Hebel's idylliſche Welt in Bildern auf das glücklichſte wiedergegeben. — Ludwig Richter hat ſchon unendlich vieles geſchaffen in ſolchen kleinen Gaben, die vieltauſendfach durch die Welt flattern; der Born ſeiner ſchalkhaften Laune und ſeiner ſprudelnden Phantaſie ſcheint unerſchöpflich zu ſein. Das Buch ſollte in keiner deutſchen Familie fehlen. — Die Verlagshandlung ſetzt uns in den Stand, folgende zwei Bilder und zwei Gedichte unſern Leſern vorzulegen.

Digitized by Google

1. Der Sommerabend.

O ſieh, wie iſt die Sonne müd,
Sieh, wie ſie ſtill nach Hauſe zieht!
O ſieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie ſie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit roth vermiſcht,
Und ſich damit die Stirne wiſcht!

Wahr iſt es, ſie hat ſchlimme Zeit,
Im Sommer gar! Der Weg iſt weit,
Und Arbeit ſind't ſie überall. —
In Haus und Feld, in Berg und Thal
Drängt Alles ſich nach ihrem Schein,
Und will von ihr geſegnet ſein.

Manch' Blümlein hat ſie ausſtaffiert,
Mit Farben ſo ſcharmant geziert.
Dem Bienchen gab ſie ſeinen Trunk
Und ſagt' zu ihm: „Haſt auch genung?“ –
Kam noch ein Käferchen in Eil,
Gewiß bekam es auch ſein Theil.

Manch' Samenhülschen ſprengt ſie auf
Und holt den Samen draus heraus.
Wie bettelten die Vögelchen,
Wie wetzten ſie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett,
Das nicht ſein Theil im Kröpfchen hätt'.

Der Kirſche, die am Baume lacht,
Hat rothe Backen ſie gemacht.
Und wo im Feld die Ähre ſchwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert ſich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüthen um.

Und auf der Bleiche, ſehſt doch an,
Macht ſie ſich Arbeit, wo ſie kann.
Das hat dem Bleicher ſchon behagt,
Doch hat er nicht „Gott's-Lohn!“ geſagt.
Iſt irgend Wäſche wo im Ort,
Sie trocknet hier, ſie trocknet dort.

Und wirklich wahr: allüberall,
Wo irgend nur die Senſ' im Thal
Durch's Gras und durch die Halme ging,
Da macht ſie Heu. Wie geht das flink!
Es will was ſagen, meiner Treu!
Am Morgen Gras, am Abend Heu!

Drum iſt ſie jetzt ſo ſchrecklich müd',
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder iſt es, wenn ſie ſchwitzt.
Sieh, wie ſie auf dem Berg' da ſitzt.
„Schlaft alle wohl!“ ſo ruft ſie jetzt,
Und lächelt noch zu guterletzt.

Da iſt ſie weg! Behüt' dich Gott!
Der Hahn am Kirchthurm, ſehſt, wie roth!
Er kuckt ihr noch in's Haus hinein.
Du Naſeweis, ſo laß das ſein! —
Da hat er es! in guter Ruh
Zieht ſie den rothen Vorhang zu.

Die gute Frau, wie ſchade drum!
Ihr Hauskreuz trägt ſie auch herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut;
Kommt ſie nach Haus, nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! jetzt kommt er bald —
Da ſitzt er ſchon im Fichtenwald.

Er macht ſo lang', der närriſche Wicht,
Es ſcheint, er traut dem Frieden nicht.
So komm! Sie iſt ja nicht mehr da!
Ein Augenblick, dann ſchläft ſie ja.
Jetzt hebt er auf und ſchaut in's Thal,
Da grüßt der Froſch ihn überall.

Ich denk', wir gehen auch in's Neſt!
Wen ſein Gewiſſen ruhig läßt,
Schläft ſicher ein auch ohne Lied,
Die Arbeit macht von ſelber müd'.
So manches iſt doch heut' vollbracht.
Gott geb' uns eine gute Nacht!

2. Der Bettler.

Ein alter Mann, ein armer Mann
Spricht euch um eine Wohlthat an,
Von eurem Tiſch ein Stücklein Brot!
Erbarmt euch mein in meiner Noth,
Thut es um Gottes Willen!

In Sturm und Wetter, arm und blaß,
Geboren bin ich auf der Straß';
Und auf der Straß' in Sturm und Wind
Erzogen, arm, ein Bettelkind.
Drauf, wie ich kräftig worden bin,
Da ſtarben mir die Eltern hin.
Da dacht' ich denn: Soldatentod
Iſt beſſer doch wie Bettelbrot. —
Ich hab' in ſchwarzer Wetternacht
Vor Zelt und Fahnen oft gewacht.
Gefochten hab' ich wie ein Mann,
Manch feindlich Blut vom Säbel rann.
Vor mancher Batterie ich ſtritt,
Wohl zwanzig Schlachten macht' ich mit,
Und treu und tapfer, ſicherlich,
Schlug ich durch Schwert und Kugeln mich,
Bis ſie zuletzt mit lahmem Arm
Mich heimgeſchickt, daß Gott erbarm!
Ach ja, durch Gottes Willen! —

„Komm, armer Mann!
„Ich geb dir, was ich geben kann.
„Und weiter helf' der liebe Gott
„Und geb' dir Troſt in deiner Noth." —

Vergelt's der Herr und dank dir Gott!
Du zarter Engel weiß und roth.
Er geb' dir einen braven Mann. —
Was ſiehſt mich ſo beweglich an?
Haſt auch wohl einen Schatz im Zelt,
Mit Schwert und Roß im weiten Feld?
Erſpar' der Herr dir Weh und Leid,
Geb' deinem Schatz ein gut Geleit,
Und bring' geſund ihn wieder her!
Es geht jetzt ſcharf im Felde her;
Vielleicht daß ich dir ſagen kann — —
Du wirſt ja blaß! Was ſiehſt mich an? — —
Ich denk, den Bart werf ich zur Seit'
Und auch das falſche Bettelkleid!
Und jetzt ſchau her und kennſt mich noch?
Gott geb, ich bin willkommen doch! — —

Digitized by Google

„Herr Jesus, der Friedel, mein Friedel iſt da!
„Willkommen, willkommen! da hab ich dich ja! —
„Wo immer ich ging, im Feld und im Wald,
„Da war mir, als ſäh' ich auch deine Geſtalt!
„Wie iſt dir gefolgt mein bekümmertes Herz
„Durch Schwerter und Kugeln, in Hoffnung und Schmerz
„Mit Beten und Weinen! Gott hat mir's verziehen,
„Und hat meinen Friedel vor Unglück bewahrt.
„Wie klopft mir's im Buſen, ich bin ja bei dir!
„Ach Mutter! ſo komm doch, mein Friedel iſt hier!"

Zur Chronik.

[Preußen und Hr. v. Vincke, Öſtreich, Deutſchland.]

— Der gekränkte Ehrgeiz der preußiſchen Nation und das Preußenthum der Gothaiſchen Partei ſchien mit dem Auftreten Vincke's noch einmal aufzuathmen. Vincke's donnernde Rede war jedoch ein Anachronismus. Es war ein letzter verzweifelter Drang, das Feuer des preußiſchen Ehrgefühls dergeſtalt anzufachen daß es über gewiſſe hohe Köpfe zuſammenſchlagen, fortreißend und maßgebend für die Leiter des Regimentes werden konnte. In der That, wer die Begeiſterung geſehen, mit welcher die preußiſche Landwehr in Weſtfalen, Brandenburg und Pommern zu den Waffen griff, um für die preußiſche Ehre einzutreten, der begreift es wenn Vincke wagbalſig auf der Tribüne ſagte: Dieſe Landwehr wird ſich nicht ruhig nach Hauſe ſchicken laſſen! Wer die Stimmung in Preußen kennt, der weiß daß dieſe Begeiſterung, dem Rufe des Königs zu folgen, insgeheim den Wunſch hatte, unter dem preußiſchen Banner für Heſſen und ſeine Verfaſſung, für Schleswig-Holſtein und ſein gutes Recht zu fechten; in beiden Fällen ſah der Bürger als Landwehrmann die Ehre Preußens verwirkt. Wir ſind in Deutſchland ſtolz auf dies patriotiſche Ehrgefühl der preußiſchen Nation. Auch wird es nicht fehlen daß Zweck und Mittel ſich beſſer die Hände reichen lernen, um für die deutſche Sache zum ſiegreichen Durchbruch zu kommen. Vor der Hand konnte der Kriegsminiſter in der zweiten Kammer noch ſicher behaupten, dieſe Landwehr *werde* ſich nach Hauſe ſchicken laſſen, die Armee mache keine Politik, ſie kenne nichts als Gehorſam. Für dieſe Herren waren die Befreiungskriege welche Deutſchland von der franzöſiſchen Kaiſerherrſchaft retteten, noch immer blos ein Product des Gehorſams, der Zucht und Disciplin. Während wir umgekehrt der Meinung ſind, daß Zucht und Disciplin des preußiſchen Heeres bei Jena zu Schanden gingen, die Begeiſterung des Bürgers, der patriotiſche Freiheitsdrang der Nation es war was Preußen und Deutſchland rettete. Solch Hochgefühl laßt Ihr freilich immer zu in der Stunde der Gefahr, und meint dieſen Geiſt bürgerlicher Ehre und Freiheit, wenn Ihr ihn nicht mehr braucht, allezeit wieder nach Hauſe ſchicken zu können. Wir wollen über den Zeitpunkt bis zu welchem Ihr Recht behalten werdet, jetzt nicht mit Euch rechten. Hr. v. Manteuffel ſagte in der zweiten Kammer, nicht ohne lächelnden Spott, für die heſſiſche Verfaſſung werde doch der preußiſche Landwehrmann nicht zu den Waffen gegriffen haben! Wir möchten fragen: Wofür denn ſonſt? wofür anders als für Schleswig-Holſteins geheiligtes Recht und Heſſens treuherzig biedere, ſchlagfertig ruhige, würdevolle Haltung? Nur daß Eure Diplomatie in ihrer Halbheit ſich ſo verſtrickt hatte daß man Euch zurufen mußte: Wollt Ihr in Heſſen die Verfaſſung *nicht* ſchützen, ſo habt Ihr da nichts zu ſuchen! Und in Holſtein ſtraftet Ihr den beſten Aufſchwung des deutſchen Patriotismus Lügen, ſo daß Eure Siege noch ehrloſer wurden als Euer Friede. Öſtreich, das in Schleswig-Holſtein gar keine deutſche Sache geſehen, wird Euch nun ſagen, wie Ihr dort die Dinge anzuſehen habt, weil Euch der Muth gefehlt ſie treu und ehrlich durchzuführen.

Auf dieſem Punkt ſtehen wir jetzt in deutſchen Dingen: Nichts ohne Öſtreich! Es wird aus deutſcher Macht und Einheit nichts, wenn wir nicht Öſtreich dafür gewinnen. Und dieſe Thatſache umſchließt ſogar unſere Überzeugung. Für Preußen ſind die beiden Momente vorüber, Deutſchland zu einer Geſtaltung zu verhelfen. Erſt wies es die deutſche Krone von ſich, um nicht den Kampf mit der Demokratie um ihre Gerechtſame zu beſtehen. Das Anerbieten gab ihm aber gleichwohl noch ein moraliſches Übergewicht, und die Patrioten geſtalteten eine Union. Der preußiſche Ehrgeiz wäre dabei geneigt geweſen, eine deutſche Krone aus den Händen der Kabinette anzunehmen. Weil man ſie aus der Hand des Volkes verſchmäht, glaubte man ſicher auf den Dank der Höfe und ihre freie Willfährigkeit rechnen zu dürfen. Man glaubte um ſo ſichrer die Forderungen ſteigern zu können, und ſchreckte Hannover und Sachſen zurück. Das preußiſche Selbſtgefühl klagte über Felonie, ließ nun auch die Union fallen und gab beim erſten kriegeriſchen Klang der öſtreichiſchen Waffen Baden und Hamburg frei, — aus lediglich ſtrategiſchen Rückſichten, wie man ſich tröſtet. Der preußiſche Ehrgeiz tröſtet ſich nämlich ſehr leicht. So mag er ſich denn auch über die Buße die ihm jetzt auferlegt iſt tröſten, und die Überzeugung daß ohne Öſtreich kein Deutſchland zu Stande kommt, wie ein Schickſal auf ſich nehmen. Dies Schickſal müſſen wir jetzt zu bezwingen und klar zu geſtalten ſuchen. Erſt nachdem Preußen an einer Geſtaltung Deutſchlands wiederholt Bankerott gemacht hat, iſt Öſtreich wieder in Deutſchland eingetreten, und da es jetzt faſt mit Ungeſtüm ſeine deutſche Miſſion begreift, müſſen wir es daran feſthalten. Es wird uns — meint Ihr — äußerlich überwältigen! — Um ſo mehr haben wir dann die Aufgabe, es innerlich zu bezwingen. Und wie lange das dauern mag, Öſtreich's weite Ländermaſſen mit deutſchem Geiſte zu beſeelen, vor allem thut Eins erſt noth: Macht und Einheit. Öſtreich wird die Nothwendigkeit einer Einheit ſelbſt zu erzwingen wiſſen, falls es Euch von neuem gerüſten ſollte Euch ſeparat zu conſtruiren. Und von europäiſcher Macht kann für Deutſchland nur mit Öſtreich die Rede ſein. Es iſt nur zufällig daß Frankreich ſeine Socialiſten im Innern noch mehr fürchtet als ſeine Ohnmacht nach außen. Und nach Oſten hin? Öſtreich und Preußen ſind abwechſelnd Rußlands Sklaven geweſen, ſie werden es bleiben bis ihre untrennbare Gemeinſamkeit für ewig feſtſteht. Die bürgerliche Freiheit wird, ſtehen wir erſt äußerlich auf beiden Beinen, dann unſere gemeinſame Arbeit ſein. Die kleinen ſeparaten losgebundnen

Freiheitchen und Conſtitutionchen haben in ihrem Winkelleben ihre Hinfälligkeit ſattſam erwieſen. Zum Racenkampf, zum Bruderkriege aber laſſen wir uns nimmermehr verlocken, ſelbſt nicht vom tapferſten Ehrgefühl preußiſcher Patrioten. Das und die Blindheit, noch immer Preußens Beruf zu einer deutſchen Geſtaltung einſeitig behaupten zu wollen: das macht Hrn. v. Vincke's Rede zum Anachronismus. „Dank vom Hauſe Öſtreich!“ rief Freiherr Vincke mit den Worten des beleidigten ehrgeizigen Buttler im Wallenſtein, und die preußiſche Kammer antwortete mit ſchallendem Beifall. Ich denke, damit iſt ausgeglichen was in der Paulskirche als Hohn gegen das Haus Hohenzollern geſprochen wurde. Öſtreicher und Preußen haben ſich nun bald nichts mehr vorzuwerfen, die Geſchichte ihres Haſſes wird, hoff' ich, zu Ende ſein; beginnen wir ein neues Buch: die Geſchichte ihrer Verſtändigung. In dieſer Verſtändigung wird Verſtand ſein, während in ihrem Haſſe fanatiſche Blindheit würthete, alſo daß Deutſchland ſeit einem Jahrhundert abwechſelnd der Spielball des europäiſchen Weſtens und Oſtens geworden.

Hr. v. Vincke hat noch die letzte Bombe des preußiſchen Ehrgeizes in die Welt geſchleudert. Und dieſe Bombe platzte. Da auf ſeine Rede keine Revolution erfolgte, mußte eine Auflöſung der Kammer folgen. Vor der Hand hat man ſich noch mit einer Vertagung begnügt. Die Kabinette werden Alles was die Verſtändigung auf den freien Conferenzen ſtört, mit Gewalt niederhalten, auch die Stimme der Patrioten, falls ihr Eifer die Sprache der Demokraten reden ſollte. Auch dies war in Vincke's Rede ein Anachronismus. Er griff zu denſelben Mitteln derſelben Demokratie die er niedertreten half. Man hat den Königen ſo oft das: Zu ſpät! zugerufen. Wir müſſen dem grimmen Hagen aus Weſtfalen daſſelbe vorwerfen. Thatſache aber iſt daß ſein leidenſchaftlicher Ungeſtüm weder Gewalt über die Kabinette, noch Gewalt über das Volk hat, um einen Bruderkrieg zu entzünden. — Wir leugneten nie die Schwierigkeit der Aufgabe, mit Öſtreich gemeinſam Deutſchland zu geſtalten, aber wir behaupten ihre Nothwendigkeit.

Aus London.

[Muſik; Balfe und Macfarren; Jullien's Promenadenconcerte; Neidhart mit dem Berliner Domchor.]

△ Von Mr. Balfe und ſeiner Opernmuſik haben Sie ſich in Deutſchland ſelbſt ein Urtheil verſchaffen können. (Seine „Zigeunerin“ wurde in Berlin aufgeführt.) Balfe iſt der engliſche Auber, d. h. er arbeitet in Auber's Genre; um wirklich ein engliſcher Auber zu ſein, müßte er wenigſtens in Vorführung und Benutzung engliſcher (auch ſchottiſcher und iländiſcher) Volksweiſen originell ſein, was er nicht iſt. Auch die „weiße Dame“ hat mehr ſchottiſche Charaktereigenthümlichkeit als Balfe's Oper.

Ich führe Sie auf einen zweiten engliſchen Compoſiteur hin, der jetzt einiges Glück hier zu machen beginnt; es iſt Mr. Macfarren. Er hat eine deutſche Sängerin zur Frau, eine geborene Andrer, aus dem in der Muſikwelt berühmten Mainzer Hauſe dieſes Namens. In Macfarren's Oper „König Karl II.“ ſang ſie die Hauptrolle mit vielem Glück; ſie vereint mit deutſcher Schule italieniſche Routine. Auch an Macfarren's Muſik könnte man denſelben glücklichen Verein nachweiſen; nur geht auch dieſem engliſchen Componiſten alle Erfindung ab. Sein neueſtes Werk: The sleeper awakened, wurde mit vielem Erfolge jetzt im Grand National Concert aufgeführt. Der Stoff, aus Tauſend und Einer Nacht entlehnt, gibt eine intereſſante Epiſode aus Harun Alraſchids Leben. Der Componiſt nennt ſein dramatiſch ſceniſirtes, obſchon nicht für die Bühne geſchriebenes Werk: Serenata, wie auch Händel weiland ſein Alexanderfeſt, ſein Acis und Galathee mit dieſem Namen benannte. Die Kritik im Journal: The Musical World nennt Macfarren's weltliches Oratorium ein Meiſterwerk, das eine neue Epoche eröffne, einen neuen Styl anbahne. Ich zweifle ob es in Deutſchland als etwas Neues begrüßt werden könnte. Was den neuen Styl den es anbahnen ſoll betrifft, ſo beſteht er in der Auflöſung des Unterſchiedes zwiſchen Arie und Recitativ, wie ja ſchon Wagner in ſeinem Rienzi und Tannhäuſer dieſen monotonen Zuſammenfluß aller Elemente, dieſe unterſchiedsloſe Miſchung gab, wo der Strom, ſein Bette überſchreitend, ſeine Bäche mitfortreißend, das Land gleichſam in Einem Zuge überſchwemmt. Im Lohengrin iſt dieſer Styl, wie es heißt, noch weiter gegangen und hat in der Auflöſung aller Gegenſätze allen wohlthuenden Wechſel beſeitigt*). Wenn darin die Vorzüge des neuen muſikaliſchen Drama's in Deutſchland beſtehen ſollen, ſo verſprechen wir uns für Macfarren's „Erwachten Schläfer“ kein glückliches Erwachen auf deutſchem Boden, der Heimath aller guten großen Muſik. Vor der Hand gedenkt der Componiſt ſeine Oper „Charles II.“ zu Ihnen zu bringen.

Grand National Concert iſt übrigens der beſte Nebenbuhler zu Monſieur Jullien's populären Promenadenconcerten. Der Franzoſe Jullien hat ſich nach mehreren Falliſſements durch dieſe neue Unternehmung glücklich und kühn wieder in die Höhe gearbeitet. Seine Shillingconcerte machten ſchon des Preiſes wegen Glück, während die Philharmoniſchen bei ihrer halben und ganzen Guinee blieben und nicht ſelten in leeren Sälen aufgeführt wurden. Mr. Jullien erfand für einen Shilling in einem großen planirten Theaterraum ſeine Promenadenconcerte, wo Alles hinläuft, um ſich bei guter Muſik auch dort noch auf und ab ſpazierend die Füße zu vertreten. Daß bei dem Herumlaufen von vielen hundert Menſchen der Tact Deſſen der eigentlich und ausſchließlich ſeinen Fuß auf den Boden ſetzen ſollte, überhört und überlärmt wird, von feinem muſikaliſchen Genuß alſo nicht immer viel die Rede ſein kann, verſteht ſich leicht. Aber es ward Mode, beim Franzoſen Jullien muſikaliſch nach dem Tact des Orcheſters zu promeniren, und die glänzenden Räume des Theaters boten mit gläſernen Logenvorhängen und allerlei neuen Seltſamkeiten Raffinement genug, alle fünf Sinne zu beſchäftigen. Dabei zog dieſer Impreſario wirklich auch Talente erſten Ranges in ſein Intereſſe, genug, die Shillingspromenadenconcerte blühten. Nur mit dem Aufwand gleicher Mittel ſind die Grand-National-Concerts jetzt im Stande ihnen die Spitze zu bieten. — Maeſtro Neidhart aus Berlin mit ſeinem Domchore hat leider auf den Ruf des preußiſchen Mars Enterpe's Dienſt in Eng-

*) Richard Wagner arbeitet jetzt an einer neuen Oper: Siegfrieds Hochzeit, aus dem Nibelungenlied.

Digitized by Google

land unterbrechen müssen. Meister Neidhart ist Landwehroffizier, andere Männer seines trefflichen Chors sind Landwehrmänner wenigstens; einer von ihnen ebenfalls Leutenant. Die Musen verstummen, wenn die Tuba das vorherrschende Instrument wird, das die Welt durchdröhnt. Weber's Kriegslied war der letzte Sang der werthen Domsänger aus Berlin, mit welchem sie von uns schieden.

Die Partei des Franzosen Jullien triumphirt von neuem. Ein großes Exhibition-Concert, von ihm componirt, ein Potpourri aller Stolarten und Manieren, sowie eine Gallerie aller Nationalweisen der Welt, versammelte eine große Menge um seine Fahne. Englisch, französisch, russisch, deutsch, neapolitanisch — alle Völkerstimmen schwirren in dieser Composition des größten musikalischen Charlatan seiner Zeit durch einander. Dabei wurde in seinem Orchester ein Contrabaß von — zwei Mann gespielt. Ich erinnere mich eines niedersächsisch platten Gedichts, in welchem ein Bauer seinen Besuch in einem Concerte schildert. Der große Baß war ihm ganz vorzüglich ein Gegenstand des Staunens; er hielt ihn fast für ein wildes zorniges Thier und erzählte von dem Baßspieler:

He tröckt sogar erst Händschen an:
Wer weeß ob 't Beest nich bieten kann!

Was würde der niedersächsische Bauer zu Herrn Jullien's Monstrebaß sagen, sähe er wie dieses Ungethüm von zwei Menschen gebändigt werden muß! Einer in der That führt den Bogen, während ein Zweiter dazu gehört um die Saiten am Halse des Thieres nach Noten zu fassen.

Aus Paris.

[Scribe's neues Stück.]

= Das deutsche Sprichwort sagt: Was lange währt, wird gut. Diesmal wurde es glänzend nach langer Dauer; ein Festabend war es für das Théâtre Français, nach so langer Zeit und nach so langer Verzögerung vom Meister Scribe Les contes de la Reine de Navarre endlich zu sehen. Längst waren die Billette in den Händen der Celebritäten; es gab kaum noch an der Casse einen Billettverkauf. Die glänzenden Sterne des literarischen und künstlerischen Himmels von Frankreich waren zugegen, gemischt unter die glänzendsten Schönheiten der Salons. Eine Dem. Brohan trat zugleich zum ersten Male auf; die Erwartungen wurden somit zugleich etwas bange gestimmt. Ce qui plait aux dames — diese Erzählung unter denen welche Margarethe von Navarra, König Franz des Ersten Schwester, schrieb, war der Inhalt der Conversation im Saale bevor die Gardine sich hob, und — ist auch die Angel um welche sich die Intrigue des Stückes dreht.

Wir sind in Madrid, am Hofe Kaiser Karl V. König Franz ist sein Gefangner in Folge der Schlacht von Pavia. Die schöne frivole Novellendichterin steht an der Spitze der französischen Hofpartei welche den König befreien will. Alle Künste der Verführung, der Schmeichelei scheitern; Margarethe erreicht vom Kaiser nichts als die Erfüllung des Wunsches, den Bruder sehen zu dürfen. Franz ist im Kerker so zaghaft geworden daß er den Entschluß faßt sich Hungers sterben zu lassen. Margarethe spricht ihm von seiner Mutter, Louise von Savoyen, von seinem kleinen Sohne; sie erzählt so reizend, so verführerisch daß Franz ihren Bitten, auf das Wohl des Kindes zu trinken, nicht widersteht. Margarethe triumphirt; Franz hat Stärkung zu sich genommen. Die junge Brohan spielte diese glänzende Scene so brav daß sie damit ihr Glück gestiftet hat. Margarethe im Stück hat weniger Glück als ihre Darstellerin auf den Brettern. Ein Fluchtversuch mißlingt durch die persönliche Dazwischenkunft des Kaisers. Es gilt neue Intriguen zu schmieden. Margarethe von Navarra hat zu ihrem Heptameron eine neue Erzählung erfunden, eben jene „Ce qui plait aux dames." Sie erbittet sich vom Kaiser die Erlaubniß, diese Novelle an ihre Mutter senden zu dürfen. Sie fügt der Schrift jedoch eine Abdankungsakte des Königs zu Gunsten seines Sohnes bei, womit die verschmitzte Intriguantin dem Kaiser den Possen spielen will, keinen König mehr, nur einen Chevalier im Gefängniß zu haben, der politisch keine Garantie ist. Der dupirte Kaiser siegelt selbst die Depesche und übergibt sie dem Courier. Dennoch mißlingt auch diese Intrigue. Das noch so fein Gewebte, auf dessen Güte wir pochten, trennt Meister Scribe wieder unwirrüds auf, die besten Intriguen schlagen fehl, bis endlich nach fünf Akten, nach Verbrauch aller künstlichen Mittel eine ganz natürliche einfache Wendung über alles vergebliche Aufgebot von Raffinements triumphirt, siegt und endet.

Aus Ostreich.

[Galizien; die Juden in Ostreich, in Galizien, Böhmen und Wien.]

= Wenn ich Ihnen nach amtlichen Bestimmungen die Provinzialkräfte Ostrelchs vorführe und den Abstand zwischen ihrem natürlichen und geistigen Reichthum andeute, die Bevölkerung gegen die bisherigen Unterrichtsmittel abwäge, so geschieht es um auf diejenigen Stätten und Strelken hinzuweisen, auf welchen deutscher Geist seine schöpferische und ordnende Thätigkeit noch zu entwickeln haben wird. Ich schließe von diesem Verbande mit Deutschland lediglich Lombardei und Venedig aus, als entschieden nicht dazu gehörig, wie denn auch schon die von Preußen verworfenen Stipulationen des Münchner Vertrags, der wohl auf den Dresdner Conferenzen wieder hervorgezogen werden muß, die italienischen Provinzen des Hauses Habsburg von deutscher Zollgemeinschaft ausgeschlossen wissen wollten. Galizien dagegen gehört zu dem Bodengebiet, auf welchem sich deutscher Fleiß mit seinem Pflugschaar, deutscher Geist mit seiner Kultivirung immer mehr wird zu bethätigen haben, um ein in sich verwilderte und verworrenes Slavenland für die Civilisation der Menschheit zu gewinnen. — Das Kronland Galizien nebst der Bukowina zählt 1530 Geviertmeilen, deren Drittheil Wald ist, und in 96 Städten, 193 Märkten, 6056 Dörfern mehr als 5 Millionen Seelen. Mehr als 4 davon sind römisch, mehr als 4 griechischkatholisch. Die Zahl der andern Religionsbekenner ist gegen diese beiden Kirchen sehr in der Minderheit. Der nichtunirten Griechen sind ziemlich so viele als der Protestantischen und Reformirten zusammengenommen. Bezeichnenswerth ist die verhältnißmäßig starke Zahl der Juden; sie beträgt 329,000. Volksschulen waren 1847 in Galizien 2218, außerdem 1 Universität, 1 Akademie, 4 theologische, 4 philosophische Lehranstalten, 13 Gymnasien und 18 besondere, angeblich höhere Schulen.

Rechnet man in den gesammten östreichischen Staaten

729,000 Juden, so fällt deren Zahl für Galizien (329,000 unter 5 Millionen Seelen) ganz besonders ins Gewicht. Werden sie hinderlich, werden sie förderlich sein zur Kultivirung Galiziens? — Wer ihren status quo daselbst kennt, bejaht sehr leicht die Frage. Allein die Bildsamkeit ihres ewig spürsamen, unternehmungslustigen, nie rastenden Esprit wird selbst bei den verstocktesten Juden für die Zukunft doch mehr Brauchbarkeit zu Fragen der fortschreitenden Menschheit gewährleisten als bei den viehisch versunkenen slawischen Bauern. Der galizische Jude ist eben blos verstockt; der galizische Bauer versunken. Dieser kann zuvörderst blos durch Militärdienst geschult werden für Begriff und Sinn einer Ordnung, während dem Juden dort durch industrielle Gewinnlust beizukommen ist. Die Regierung welche die Heranbildung der annoch barbarischen Länderstrecken und Völkerzweige Östreichs sich zur Aufgabe setzt, wird nicht ablassen auf die galizianischen Juden ein vorzügliches Augenmerk zu richten, um sie für die Sache geordneter Thätigkeit und für die Wertung der schlummernden Nationalkräfte zu gewinnen. Erinnern Sie sich in Ihrem Leipzig des Ostdeutschen Vereins! Als beim wilden Aufstand der Slawen gegen die Deutschen in Östreich alles dazwischenliegende Element zerdrückt zu werden drohte, da flüchteten sich die Juden eifrig zur Fahne des Deutschthums. Sie sind auf diese Fahne verwiesen. In der Zeit der Noth werden sie dieselbe immer ergreifen; haben sie Vortheile damit erlangt, wird ihr Eifer für die deutschen Farben allerdings schnell genug erblassen, ein rationeller Kosmopolitismus wird ihnen ihrer vaterlandslosen Natur nach immer am tiefsten im Herzen stecken bleiben. Bei alle dem sind sie brauchbare Werkzeuge für die Aufgaben des Germanismus, der slawische Gebiete vor sich liegen sieht.

Gestatten Sie mir einen weitern kurzen Hinblick auf das Judenthum in Östreich. Nach dem polnischen Kronlande ist es in Böhmen am tiefsten eingenistet. Die Zahl der böhmischen Juden beläuft sich auf 70,000; Mähren und östreichisch Schlesien liefern dazu 40,000. Prag ist ihr Rom, geheiligte Erinnerungen kleben dort mitten in eben so geheiligtem Schmutz sehr fest. Welche Reihe trefflicher Talente aber aus diesen böhmischen Juden der deutschen Literatur erwachsen, wissen Sie am besten, da Leipzig so ziemlich für alle die Schwelle war, von wo aus sie sich deutsche Sitte und deutsche Richtung, wenigstens deutsche Wendungen und deutsche Federführung zu eigen machten. Ich nenne Ihnen nur Ignaz Kuranda, der in Deutschland und Belgien geschult, jetzt in der Wiener Journalistik doch immer noch mit die angenehmste Prosa schreibt. Ich brauche Ihnen kaum Jakob Kaufmann zu nennen, den bald in Epigrammen verbissenen, bald in Faulheit aufgelösten geistvollen Zigeuner, der nun wieder nach ausgespritzem Groll gegen Östreich schweigsam Altengland studirt und bewundert. Von Männern der „ungebundenen" Rede kannten Sie ja den schönen verlorenen Sohn Moritz Hartmann eben auch zur Genüge. Von Prosaisten aber, ebenfalls dem böhmischen Judenthum entsprossen, besitzt Wien jetzt unter Anderen den dichterisch talentvollen Leopold Kompert, Feuilletonisten am Lloyd und Verfasser der Bücher „Aus dem Ghetto" und „Böhmische Juden", den gelehrten Arzt Siegfried Kapper, den Herausgeber der slawischen Völkerstimmen und Kenner der serbischen Literatur. Prag war und ist unter den östreichischen Universitäten diejenige, an welcher am meisten studirt wurde. Schlagen wir den Kenntnißumfang bei jenen Männern nicht allzu hoch an, so ist doch ihre talentvolle Bildungskraft nicht in Abrede zu stellen. Wenn es wesentlich Juden sind, in deren Händen die Wiener Presse ist, so sind es wesentlich böhmischmährische Abkömmlinge, die sie führen. Steckt der galizianische Jude noch tiefer im Schmutz seiner Sitte, so zweifle ich keineswegs, daß er sich, liefert man ihm Handhaben, so gut wie der böhmische herausarbeiten werde. Man geht in Hermannstadt an die Stiftung eines großdeutschen Gymnasiums; eben so sehr thut ein solches in Lemberg noth. Ungarn steckt noch so in aufgelöster Verworrenheit, daß man nicht weiß, wo man für seine 266,000 Juden einen Concentrirungspunkt zu ihrer wissenschaftlichen Heranbildung wünschen soll. Siebenbürgens 7000 Juden sind auf Hermannstadt verwiesen für geistige Heranbildung, falls nicht Wien und andere Hochschulen sich bald einer freieren Einsaltung zu erfreuen haben sollten. Östreich ob der Enns, Steyermark, Kärnthen, Krain haben gar keine Juden aufzuweisen, Tyrol nur eine geringe Anzahl, sowie die Militärgrenze und die Küstenländer. Wo die Juden gänzlich fehlen, da darf man annehmen daß das Land ein wesentlich ackerbautreibendes ist. Bodenpflichtig will nun einmal der Esprit des alten Bundes nicht werden; auch das Handwerk, das für ihn keinen goldenen Boden hat, wird den Juden nicht fesseln und reizen, wie ja schon König Salomo weiland meist durch fremde Arbeiter seinen Tempel bauen ließ. Das geistige Gebiet in Kunst und Wissenschaft wird weit eher seine Heimath sein, so schwer es ihn ankommen wird, vaterlandspflichtig zu sein.

Zählt man in Östreich unter der Enns 4290 Juden, so gehören diese sicherlich meist, wo nicht gänzlich, Wien an. In der Kaiserstadt ist das Judenthum mächtiger, an Geist und an äußern Mitteln reicher und bedeutender als das protestantische Christenthum. Die Protestanten in Wien sind arm, ohne Zusammenhang, der Mehrzahl nach dem niederen Fabrikarbeiterstande angehörig. Die Erziehung der Kinder liegt im gesammten katholischen Östreich, zumal aber auch im glänzenden Wien, entsetzlich danieder. Der Protestant kämpft für den Unterricht der Seinigen mit dem Allernothwendigsten. Nur das Judenthum erzieht die jungen Sprossen sorgfältig, wendet Mittel auf für sprachlichen Unterricht, hält trefflich Erzieher, sieht auf geistige Nahrung und schickt die Söhne auf Reisen, während der patriarchalische Zusammenhang mit der Familie stark genug bleibt, um sittliche Kraft zur Entwicklung zu bringen. Ich darf Ihnen sagen, daß unter allen Klassen in Wien unter den Juden die meiste Bildung zu Hause ist. Wenn, wie Sie mir sagen dort bei Ihnen ein neues „Hepp hepp!" an der Mode ist, so hat es damit hier keine Noth. Die beste Bildung Wiens sammt Börse und Presse sind in den Händen der Juden. Sollte es in der allerhöchsten Noth unserer Gelehrtenne zu einem Pöbelaufstand gegen einen oder den andern Stokjobber kommen, so könnte das nur eine vorübergehende Barbarei sein. Ich zähle, sprech' ich den Juden das Wort, keineswegs auf deren Treue und Dankbarkeit. Treue und Dankbarkeit wird der Jude nur fühlen, solange es in seinem Vortheile liegt. Aber eben in seinem Vortheil wird es liegen, sich deutscher Bildung anzuschließen.

Digitized by Google

[Felix Mendelsohn's Nachlaß.]

— Aus Mendelsohn's Nachlaß iſt Nr. 13 (Leipzig, Breitkopf und Härtel) erſchienen, ein Heft von drei Liedern, das unter der Geſammtzahl ſeiner Werke als Nr. 84 zählt. Das erſte der drei Lieder „Hier lieg' ich unter den Bäumen" voll tiefer Schwermuth, das zweite, „Herbſtlied", voll banger Klage über das Abſterben aller menſchlichen Blüthen, das dritte, „Jagdlied", mit altdeutſchen Text und wunderbar ergreifendem, lang nachhallendem Waldhornklang, in welchem Stimme und Piano ſich vereinigen. — Von den „Liedern ohne Worte", die von allen Mendelsohnſchen Compoſitionen jedenfalls am populärſten geworden ſind, wird in Bonn bei Simrock ein neues Heft (Nr. 7) erſcheinen. Außerdem wird ſich die fortgeſetzte Ausgabe des Nachlaſſes bis auf Nr. 22 ausdehnen und außer der komiſchen Operette „die Heimkehr" die Bruchſtücke der Lorelei und die Bruchſtücke eines großen Oratoriums „Chriſtus" bringen. Von dieſem letzten Werke wurde die Introduction fertig, welche die Geburt Chriſti und die Erſcheinungen an der Krippe feiert und mit einem Tenzett der h. drei Könige ſchließt. Auch aus den Momenten der Paſſion liegen einige Stücke fertig vor. Mendelsohn wollte in dieſem Werke muſikaliſch das Leben Jeſu ſchreiben. Die verſchiedenen Fragmente ſchuf er bereits vor dem Elias; zur Vollendung des Ganzen gedachte er ſeine beſte Kraft aufzuſparen. Mit dieſem Chriſtus ſollte der Cyclus ſeiner Oratorien geſchloſſen ſein. Elias, das wohl allzu raſch abgeſchloſſene Werk, auf deſſen Vollendung England drängte, fand der Idee nach in dieſem Cyclus als Feier der altbibliſchen Prophetenreligion voran. Paulus feiert den Übergang vom alten zum neuen Bunde, und das dritte Werk ſollte durch alle Momente in Chriſti Lehre hindurch die Glorie im Bunde Gottes mit der Menſchheit feiern. — Es iſt aus den Bruchſtücken nicht erſichtlich wie die Geſtalt des Heilandes von Mendelsohn muſikaliſch aufgefaßt und gedacht wurde. Die Frage ob es überhaupt zuläſſig, Chriſtus ſingend einzuführen, wurde in Berlin neuerdings wieder bei Gelegenheit des Oratoriums Lazarus von Hopfe erhoben, und von Reißhab wie früher von Bernhard Klein verneint. Die Kritik iſt allezeit raſch mit dem Verneinen bei der Hand, während ſich glücklicher Weiſe die ſchöpferiſche Kraft nicht hindern läßt, und wär's in Wagnisſen, poſitiv neue Bahnen zu brechen. Beethoven hat dies längſt in ſeinem „Chriſtus am Ölberg" bethätigt. Die Frage über das Wie? wäre auch hier bei der Unterſuchung wichtiger als das Ob. Aus den wenigen Fragmenten zum Oratorium Chriſtus wird nicht klar, wie Mendelsohn dieſe Aufgabe gelöſt hätte.

[Adele Schopenhauer's Nachlaß.]

— Es gibt von Verſtorbenen literariſche Nachlaſſe, über welche die Epigonen mit einer ungewohnten Haſt herfallen, während ſie an anderen, die in der Stille tieferen und werthvolleren Gehalt befunden, theilnahmslos vorübergehen. Zu dem Tieferen und Werthvolleren gehört was Adele Schopenhauer, Johanna's Tochter, die in Bonn Verſtorbene, in ihren Papieren hinterließ. Man kennt von Adele Schopenhauer die (bei Brockhaus) erſchienenen Märchen, den Roman Anna und eine däniſche Geſchichte, ebenfalls Roman. Was ſie in Zeitſchriften zerſtreute ſammt dem Ungedruckten in ihrem Nachlaß würde eine treffliche Gabe ſein. Zu jenem gehört was wir in unſerer Zeitſchrift von ihr brachten: Briefe über italieniſche Kunſt (wir brachten deren nur zwei, während eine größere Reihe noch ungedruckt iſt) und die Künſtlernovelle „Gian-Battiſta und die Malergilde zu Genua" (Europa 1847). Höchſt werthvoll ſind ihre noch nicht benutzten „Wanderungen d rung", Schilderungen der Romantik, Kunſt und Natur vor in einer Grünlichkeit, daß ſie den beſten florentiniſchen B für Reiſende und Künſtler abgeben und als Guide einzeln könnten. Zu ihren Novelletten und der Geſchichte von Fl hört namentlich die Geſchichte jener lebendig begrabenen welche aus dem Grabe ſteigend von ihrem Gatten, ihren K ten verſtoßen, verleugnet und als unheimlicher Geiſt v wurde und nur bei ihrem Geliebten Treue und Glauben an lebendige Exiſtenz findet. Nun ſie im Arm der Liebe wi Leben erſtanden iſt, will der Gatte ſein Anrecht auf ſie gel chen bis das geiſtliche Gericht den Streit zu Gunſten de den entſcheidet. — Unter Adele Schopenhauers Nachlaß ſtrömen ihre ſinnigen Gedichte, unter ihren Aphorismen lich ihre „Gedanken über die Zauberflöte" erwähnenswe ihren italieniſchen Briefen über die Kunſt, die aus ſelt gewiſſenhaften Studien hervorgingen, gibt ſie Kunde von die unſere Kenner auf der oberſächſiſchen Landſtraße ihrer ſchaft überſahen.

[Gallerie nordamerikaniſcher Männer.]

= Von der lithographirten Gallerie nordamerikaniſch ner der Gegenwart, welche in Newyork erſcheint, liegt Bl uns. — Die Amerikaner haben keine Orden, keine Hofrathe aber ſie kennen wirkſamere Mittel um bürgerliche Talente vilvordienſte zu belohnen. Das beweiſt der ungeheure Ab Gallerie verdienter Zeitgenoſſen. Tayler und Daniel W ſchienen auf den erſten Blättern; der Geſchichtſchreiber S General Scott, Dr. Channing, Waſhington Irving wer gen, um die Zahl 24 voll zu machen. Ein kurzer Artikel jedes Bild. Blatt 6 bringt John Charles Fremont, de aus Südcarolina, deſſen Unternehmungen auf der Weſ Entdeckung und den Gewinn von Californien für die Ve Staaten zur Folge hatten. Oberſt Fremont kehrte aus de lande arm zurück, und weniger als arm; ein Kriminalpro für ihn die einzige Frucht ſeiner Mühen. Dafür hängt ſein allen Tavernen und die Buben auf der Gaſſe ſchwören auf men des Mannes der arm blieb um ſein Vaterland zu de Daß die Welt durch ihn um eine Thorheit reicher ward, i der Entdecker Californiens unſchuldig.

Anzeige.

Bei uns iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchha zu beziehen:

Deutſche Abende

von

Berthold Auerbach.

Inhalt: Liebe Menſchen. — Was iſt Glück? — Des Wal Sohn.

Miniatur-Format, elegant ausgeſtattet. Preis 2

Mannheim, November 1850. Die Verlagshandl von **Friedr. Baſſerm**

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 21. December.

Inhalt: Volksfeste in Würtemberg. — Guizot und die englische Revolution. — Nachgelassene Schriften von Buchner; Erinnerungen an Zschokke; Skizzen aus Irland; Die Germaniade; Frauenlos; Gedichte ꝛc.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs ist 8 Thlr.

№ 101.

Die Volksfeste in Würtemberg.*

(Skizzen aus Schwaben Nr. 7.)

Das Volksfest! — Dem kleinen Fritz war's etwas Ungeheures, halb Freudiges, halb Grauenhaftes. Die Base wollte niemals leiden daß er mit Luisens Vater, dem schnurrigen Schneidermeister, auszog, wenn dieser an dem verhängnißvollen 28. September schon Morgens in aller Frühe im blauen Spatzenfrack mit den gelben Knöpfen und der grüngestreiften Weste wie ein Marquis zum Zimmer hereintrat und den Kleinen mitnehmen wollte. Es gibt ja allemal ein Unglück, Herr Geismeyer, sagte die Base in vorwurfsvollem Tone, das wissen Sie ja, und doch wollen Sie mein „Fritzle" mitnehmen? — Fritzle blieb also zu Hause, aber Mittags gegen 3 Uhr kam Herr Geismeyer staubbedeckt, mit schiefgesetztem Hute und stark gerötheten Gesichte, ob von Wein oder sonstiger Aufregung war schwer zu bestimmen. — Jungfer Doris, rief er mit heftigem Geberdenspiel, als er die dunkle, ausgetretene Stiege heraufsprang, diesmal haben Sie Recht gehabt, ein entsetzliches Unglück! es ist wieder ein ganzes Gerüste zusammengebrochen, 7 Todte und 2 Wagen voll Verwundete, Alle Arm' und Bein' ab, Hals gebrochen, Löcher im Kopf — grausenhaft! Da sehen Sie nur meinen rechten Fracksflügel, er hängt nur noch an einem Faden, 6 Mann sind darauf gefallen! — Und er keuchte und seine Augen rollten feurig wie ein Bügeleisen. — Freilich war Alles erlogen; es hatte höchstens eine Bank gekracht, und ein dummer Junge war mit der Nase in's Gras gefallen, den Frack aber hatte dem Herrn Geismeyer ein mostbegeisterter Kollege aus Brotneid oder in einem Anfalle von Schneiderncourage vom Leibe gerissen. Aber das konnte man ja nicht wissen, und während die Base über die Schauergeschichte fast in Ohnmacht fiel und einen „Herr Jesus!" um den andern zum Himmel schickte, saß Fritz mit offenem Maule da und dachte lebhaft an die Zerstörung Jerusalems.

Am andern Tage freilich kam die Wahrheit heraus, und die Base hielt es dem Schneider vor, der aber ein kurzes: Mademoiselle, ich habe andere Nachrichten und weiß auch, warum die Polizei die Sache vertuschen möchte! — zur Antwort gab, so daß die Base mit einem zweifelhaften Gesichte wieder umkehrte, Fritzens Neugierde aber nur noch wüthender wurde.

Endlich an einem schönen Herbstmorgen, da Fritz in der Woche vorher Abc — A, auf Deutsch „ziemlich gut" bis „gut", unter seinem Argumentlein erhalten hatte, faßte der Vetter einen Entschluß. Doris, sagte er zur Base, Fritz soll heute mit mir auf's Volksfest. Er sprach dies in dem ernsten würdigen Ton eines Menschen, der sein Testament gemacht hat und bereit ist, jeden Augenblick dem Ruf einer höheren Macht zu folgen. Die Base aber wußte, daß, wenn der Vetter einmal gesagt hatte: so soll's sein! — kein Gott im Himmel mehr etwas erwiedern durfte; also schwieg sie und holte mit gebrochenem Herzen den blauen Regenschirm, das rothgewürfelte Schnupftuch und die selbst erfundene Mütze, an der heute zum Zeichen, daß man sich auf Alles gefaßt mache, das Sturmband herabgelassen wurde. Der Vetter rasirte sich indeß in stiller Aufregung, schnitt sich mehr als gewöhnlich und berauschte sich im Anblick seines Blutes. Dann suchte er seinen verrosteten Stockdegen, „Wampenstecher" genannt, hervor, an dem er und Herr Geismeyers Obergeselle eine halbe Stunde lang zogen, bis er endlich losging, wobei leider beide Theile rücklings zu Boden stürzten und die Füße gen Himmel streckten. Zum Überfluß steckte er noch einen alten Dolch und etwas englisches Pflaster in die Brusttasche. Man kann nicht wissen, was geschieht! sagte er und sah finster drein wie Rinaldo Rinaldini. In solchen Momenten kam mir der Vetter schrecklich vor, und ich wagte kaum Athem zu holen. Der Abschied

Digitized by Google

zwiſchen ihm und der Baſe war ſtumm und feierlich, groſſer Seelen würdig, die dem Schrecklichſten muthvoll entgegenſehen. Als Fritz an die Reihe kam, da brach das Herz der Starken, und unter lautem Schluchzen rief ſie: Fritz, Fritz, nimm Deine Hoſen in Acht, verlier Dein Schnupftuch nicht, ſieh auf den Weg, daß Du nicht fällſt, und iß ja vorher ein Stückchen Brot, ehe Du trinkſt!

In ſchweigendem Ernſt ging's nun zur Stadt hinaus in die Anlagen; um die Beiden her ſtürmten Handwerksburſche und Mägde unter wiehernd Gelächter und groben Witzen. Leichtſinniges Volk! brummte der Vetter. — Die reichen Stuttgarter Spieße rollten in ſchlotterichten Kaleſchen vorüber. Bettelleute fahren Kutſchen! knirſchte der Vetter, der um keinen Preis in einen Wagen geſeſſen wäre, denn erſtens konnte der Kutſcher betrunken ſein und umwerfen, zweitens konnten die Pferde durchgehen, drittens wußte man ja gar nicht, wen man zur Geſellſchaft bekommen würde, viertens der Staub, fünftens der Koth, ſechſtens der harte Sitz ꝛc. So ſchritt er denn lieber in großem feierlichem Schritte neben Fritz einher, der nach und nach Muth bekam, den Vetter über dieſes oder jenes zu fragen, wie ein talentvoller naſeweiſer Junge zu thun pflegt, worauf jener kurz und unwirſch antwortete; denn ihn beſchäftigte nichts Geringeres als der Feldzugsplan für den ganzen Tag. Die erſte Frage: ſollen wir in Kannſtadt auf dem Rachen über den Neckar fahren oder über die Brücke gehen? — wurde in Anbetracht daß der Rachen überfüllt werden und umſtürzen könnte, alsbald zu Gunſten der Brücke entſchieden, obgleich Fritz die ſchüchterne Bemerkung wagte, es wäre doch gar zu hübſch, über das Waſſer zu fahren, und es ſei noch nie Jemand ertrunken. Du biſt ein Eſel! brüllte der Vetter und zog ihn heftig nach der Brücke. Jetzt ging der Jammer erſt recht an. Die engen Straßen Kannſtadts waren von Menſchen, Thieren und Wagen angefüllt, Püffe regneten von allen Seiten, Hühneraugen wurden ſtark getreten, der Vetter war in heller Verzweiflung. Fritz, wo biſt Du? Nimm Dich in Acht, Fritz, ein Pferd! Halte mich am Rock, Fritz, daß Du mich nicht verlierſt. So weich' doch aus, Du ſtehſt ja die Chaiſe. Meiner Lebtage geh' ich nicht mehr mit Dir auf ein Volksfeſt! — ſo ging's unaufhörlich fort, bis ſie, von der Menge fortgeſchoben auf dem ſogenannten Waſen, der großen Feſt- und Exerzierwieſe am Neckar zwiſchen Berg und Kannſtadt angelangt waren. Dort ging's heute doch her. Eine ganze Stadt von Bretterbuden hatte ſich erhoben; alle Genüſſe der Welt lockten auf Tiſchen und Brettern, in Körben und Fäſſern. Den Anfang machten Kleinkrämer aller Art, untermiſcht mit zahlloſen Verkäufern von Obſt und Brezeln, von Käſe und Lebkuchen. Fritz ſchwebte in einem Meer von Wonne, er hätte von allem kaufen, von allem eſſen mögen. Der Vetter ſchien einiges Mitleid mit ihm zu fühlen, er krabbelte in der Weſtentaſche. Da haſt Du einen Kreuzer, kauf' Dir ein Kannſtadter „Mötſchele", brummte er, die Wurſt kannſt Du Dir dazu denken! — Ein grauſamer Humor. Aber das „Mötſchele" war doch beſſer als nichts, und ſchon kaute Fritz auf beiden Backen. Aber heidi! jetzt geht es erſt luſtig her! Orgelſpiel und „Moritha": der furchtbare Räuber Stölzel, der ſiebzehn Mordthaten eingeſtanden, da ſteht er in Lebensgröße im himmelblauen Frack mit weißen Hoſen, und um ihn her ſeine Mordthaten als Arabesken. Was da Blut fließt! es wird Einem übel vom Anſehen. Dann kommt die Giftmiſcherin Ruthardt, Kaſpar Hauſer, der Kaiſer Napoleon, Fürſt Pyrlanti und der baieriſche Hieſel! O welch ein Schmaus der Phantaſie! und dieſe Geſänge, dieſes leierhafte Gedudel, die heiſer geſchrienen Stimmen, — der Vetter wurde zwar raſend und ſchimpfte wie ein Rohrſpatz — es war aber doch wundervoll! Auf der andern Seite tanzten die Affen; ein prächtiger alter Kerl mit geſchminkten Wangen und grauen Haaren, eine mächtige Brille auf der Naſe, — der Staatshämorrhoidarius, wie er leibt und lebt. Dann kommen die Seiltänzer mit ihren geputzten Kindern, die Fritz nicht ſatt wird zu bewundern, während der Vetter fortwährend brummt: Daß die Polizei ſolches Lumpenpack duldet! — und dabei häufig nach der ſilbernen Sackuhr greift, und den „Wampenſtecher" locker macht. Mehr Reiz hat für ihn, den Vetter nämlich, die holländiſche Waffelbude. Es iſt noch das Vernünftigſte hier! meint er; freilich nicht ſowohl wegen der ſüß duftenden Waffeln, ſondern wegen der runden hübſchen Waffelbäckerin mit dem allerliebſten Jäckchen und Häubchen, der er zur großen Erbauung Fritzens im altfränkiſchen Style die Cour macht; denn der Vetter iſt ein verfluchter Kerl, wenn er anfängt.

Indeſſen haben ſich die Tribünen (hölzernes Amphitheater das den größeren Theil des Waſens im Halbkreis umzieht) mit Zuſchauern von allen Ständen und Geſchlechtern gefüllt. Der Vetter, der Einer von Denen iſt die ſtets zu ſpät zu kommen fürchten, und deßhalb immer eine Stunde zu früh kommen, iſt natürlich einer der Erſten; er ſtürmt mit Fritz an der Hand der Himmelsleiter zu. Und Fritz hätte doch noch gar zu gerne die Kunſtreiter geſehen mit den ſchönen wilden Frauen auf den geputzten Pferden und dem rothen Trompeter mit wallendem Federbuſch! Ach er hat ſie ja ſchon ſo lange nicht mehr geſehen. Die proſaiſche Polizei duldet nicht mehr daß ſie durch die Reſidenz reiten wie ehedem. Ehedem, ja da war es ein Entzücken, wenn plötzlich der wohlbekannte Klang durch die Gaſſen des Bohnenviertels ſchmetterte und bald darauf der alte blatternarbige Gerſtle, der getreue Vorreiter jeder Wandertruppe, im rothen Frack wie ein Affe auf einem Kameel um die Ecke geritten kam, gefolgt von glänzenden Rittern und prächtig geſchmückten und geſchminkten Damen,

die ein Heer von Gaſſenjungen umjubelte. Am Kreuzweg hielt er dann, ſchmetterte einen luſtigen Tuſch und begann in näſelndem Tone die Verkündigung der nahen Freuden. — Vorbei! vorbei! Auch die Seiltänzer kommen nicht mehr und ſpannen ihr Seil vom Herrn Apotheker hinüber zum Herrn Stadtrath, und kein Bajaz ſpreitet mehr ſein vielfach durchlöchert Tuch über das ſchmutzige Pflaſter. Selbſt die Marionettentheater ſind verbannt, vor denen Fritz oft bis in die Nacht hinein geſtanden und ſich ſchwer erkältet hat. Hier aber hat er ſie alle wieder gefunden, die alten Bekannten, und neue Freunde dazu, und dennoch riß ihn der grauſame Vetter fort. Wir kriegen ſonſt keinen Platz mehr! eiferte Der in ängſtlichem Zittern; denn ſchon ſaßen ſiebenthalb Menſchen auf dem Emporium.

Nach langer, ſorgfältiger Berathung, ob es erſprießlicher, auf den untern Bänken oder auf den obern zu ſitzen: — wenn es bricht, meinte der Vetter, ſo fallen die obern auf uns herab, wenn wir unten ſitzen, und ſitzen wir oben, ſo brechen wir ohnedies den Hals! — wurde beſchloſſen, in der Mitte zu ſitzen. Und daß Du mir dein Nastuch unter Dich legſt, Fritz, es hat heute Nacht einen Reif gehabt, und das Holz hat „Spreißen!“ — Sie ſaßen endlich auf dem Nastuch und ſchauten nach dem Portale, das an einer Seite der Umfaſſung angebracht iſt, und durch welches der König und der Hof nach dem, im Innern errichteten, luſtigen Pavillon ſitzen. Dieſes Siegesthor des Herbſtſegens beſteht aus einem Holzgerüſte, mit Laubwerk überkleidet; eine ebenſo geſchmückte Gallerie, von Laubſäulen getragen, ſchließt ſich daran und führt zur Feſtſäule die ſich über einem zweiten Bogenthor erhebt, aus allen möglichen Früchten in bunter Färbung gebildet iſt und in einer großen Schaale endigt, die von den Gaben der Ceres und Pomona überfließt. Dieſe Feſtſäule kann unſer Fritz nie genug betrachten. Die Baſe hat es ihm auch beſonders eingeſchärft: Ich verlaſſ' mich drauf daß Du mir was Schönes von der „Saulen“ erzählen kannſt! Hier lernt Fritz zum erſten Mal begreifen, was es heißt, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Zuerſt dieſe ſtattlichen Sauerkrautköpfe, die wie Conſolen den Fuß der Säule ſtützen; das Piedeſtal von Welſchkorn mit Traubenkränzen geſchmückt; dann der ſchlanke Cylinder ſelbſt, aus feuerfarbenen Lutken und Roſenäpfeln und goldgelben Fleinern gebildet, mit Roſetten von Zwetſchen, Birnen und Nüſſen — es war ein himmliſch ſchöner Anblick! zum Anbeißen!

Während nun der Vetter in aufgeregter Erwartung des Kommenden eine Priſe nach der andern nimmt, und hie und da aus Bosheit die hornene Doſe ſchreien läßt, daß der ganzen Umgebung ein kalter Schweiß über den Leib fährt, haben ſich die Gallerien allmälig gefüllt, Hut an Hut, Schirm an Schirm; ſelbſt hinter dem Seil das die offene Seite des Umkreiſes begrenzt, drängt ſich eine dichte Volksmaſſe, hauptſächlich Jungen. Die Sonne ſticht heftig; Sonnenſchirme beſchatten des Vetters Naſe, daß er keine drei Schritte vor ſich ſieht. Die verwünſchten Weibsbilder! und wie heiß es heute wird! ich ſchwitze ſchon jetzt. Gewiß gibt es ein Gewitter und wir haben keinen Regenſchirm bei und! — Freilich, Herr Vetter! — Ach was hilft mir Dein ſchadhaftes Schirmchen! Wenn ich nur meinen Stock zu Hauſe gelaſſen hätte! Ich muß mir einen Schirmdegen machen laſſen, nach eigener Erfindung. Herr Gott! Fritz, hat es nicht gekracht? — Und der Vetter fährt wie angeſchoſſen in die Höhe. — Nein, der Herr dort hat nur eine Nuß aufgebiſſen; wenn ich nur auch welche hätte! — Wenn es jetzt in der Stadt brennen würde! beginnt der Vetter auf's neue, vom Rauch einer Tabakspfeife hierauf gebracht; — die Baſe iſt ſo allein, ich habe eine wahre Todesangſt. Wenn ich nur wieder daheim wäre! — Trompetengeſchmetter unterbricht den Angſtmonolog. — Vetter! Vetter! Die rothen Könige! — Richtig, es kommen die Vorreiter des Königs in ihren rothen Spencern daher geſprengt, er ſelbſt in einer Droſchke nachgefahren; die Hymne ertönt, das Feſt beginnt.

Zuerſt marſchirt das Frehvieh im Kreiſe vorüber, ballmäßig ajuſtirt mit Blumenkränzen um Hörner und Ohren, begleitet von ebenſo herausgeputzten Bäuerlein in rothen Weſten, gelben Lederhoſen, dunkelblauen Röcken und kühnem Dreiſpitz auf dem Haupt. Es kommen die Schafe mit lieblichem Blöken, die watſchelnden Schweine, die feiſten Ochſen und kräftigen Roſſe; freudiger Stolz leuchtet aus den Augen ihrer Züchter. Aber plötzlich erhebt ſich ein Tumult. Ein Stier iſt an Herrn Geismeyers hochrother Cravatte erſchrocken und ſtürmt mit eingelegtem Horn gegen den entſetzten Tailleur, der zum guten Glück dünn genug iſt, um alsbald im Gedränge der Menge zu verſchwinden. — Jetzt folgt das Rennen. Die edeln Ritter von Wolfſchlugen und Birkach paradiren erſt in bunten Wämſern und Kappen vorüber und zeigen ſich der ſehnſüchtigen Menge. Das Rennen iſt Fritzens höchſte Luſt. Athemlos, mit offenem Munde und langvorgeſtrecktem Halſe ſitzt er da und folgt den Bewegungen der Reiter. Der Vetter aber ſchwitzt und flucht; er habe Hunger wie ein Wolf, und vor den verwünſchten Sonnenſchirmen ſehe man erſt nichts für die 6 Batzen, die der Platz gekoſtet! — Jetzt ſchellt eine Glocke, und in wilder Flucht ſtürzen die Wolfſchlugen zum erſten Mal vorüber. — Der Schimmelreiter iſt vorn, aber nur Geduld, nur Geduld! Der mit der blauen Weſte und den weißen Ärmeln kommt doch noch vor. — Fritz, fall' mir nicht über das Geländer, Du kriegſt ſicher noch das Übergewicht! — Seh' Einer, wer hätte das geglaubt, jetzt iſt der Fuchs vorn. Hopp! Herr Jeſus! Da liegt Einer! Das iſt das gottloſe, viehmäßige Rennen, ich hab's ja gleich geſagt! ſchreit der Vetter; jetzt iſt ſchon wieder ein Menſchenleben hin und ein Gaul dazu! — Es iſt aber nicht ſo arg, denn das Gras iſt weich und der Reiter ſteht

Digitized by Google

wieder auf und hinkt mit dem Roß weiter. — Hopp! hopp! jetzt kommen ſie ſchon im dritten Rennen, der Schimmel iſt wieder vorn; was das Thier ausgreift! O weh'er bricht aus! für den iſt's verloren, aber die Andern kämpfen um ſo heftiger. Wie toll wirken jetzt Sporen und Peitſche. Der Fuchs, der Rapp, der Fuchs! — Jetzt ſind ſie am Ziel, alle Hälſe werden länger: Bravo! bravo! Wer hat den erſten Preis? Der Fuchs! alſo doch der Fuchs! — Das hab' ich ja gleich geſagt! triumphirt der Vetter, es konnte gar nicht fehlen. Aber jetzt komm', Fritz, wir wollen zu Herrn Frösner in den Badegarten und und das Sauerkraut ſchmecken laſſen. — Von allen Seiten ſtürzt es von den Schranken herab zum Mittagsmahl, das theils unter den nahen Bretterbuden, wo alle Schenkwirthe von Stuttgart, Kannſtadt und Ludwigsburg ihr Lager aufgeſchlagen haben, theils in dem Badegarten eingenommen wird. Wie das prozelt und raucht und duftet! Der Vetter thut heute dick, und im Gefühle trefflich beſtandener Ehrenteuer vergeudet er einen Sechsbätzner um den andern. Freilich dauert's etwas lang, bis er ſich einen Tiſch dort an der murmelnden Sauerwaſſerquelle und im Anblick der Rutſchbahn — Fritzens Elyſium — errungen hat. Dann aber wird auch um ſo behaglicher geſchmauſt, und Fritz kriegt einen halben Schoppen Apfelmoſt, der ihn faſt trunken macht, während ſich der Vetter ſelber einen ſoliden Uhlbacher zu Gemüthe führt, und dazu blinzelt und mit der Zunge ſchnalzt, daß es eine Luſt iſt.

Zum Mittagsklettern am hohen Maſt, wo Hoſenträger, Halstücher, Weſten, Mützen und gar Uhren zu erholen ſind, geht der Vetter nicht. Wer wird auch in der Hitze noch einmal da hinaustrampen, während man's doch hier ſo bequem hat? Nein, der Meerſchaum wird hervorgezogen und gedampft, während Fritz von dem immer muthiger werdenden Vetter die Erlaubniß erhält, auch ein Paar Mal die Rutſchbahn benützen zu dürfen. Nach einigem Luſtwandeln durch die fröhliche Menge merkt aber der Vetter daß es kühl wird. Er ſchlägt daher den Rockkragen in die Höhe und macht ſich trotz Fritzens Bitten auf den Heimweg. Ich will keinen Rheumatismus, die Illumination ſehen wir weit ſchöner auf dem Heimweg, und es wird Einem bei dem nächtlichen Gedränge leicht etwas entfremdet. Überhaupt iſt Alles nur eine Weile ſchön! —

Somit greift er zum Wampenſtecher und ſteuert der Brücke zu. Aber Fritz ſchaut ſich noch gar oft um nach den hundert vielfarbigen Lichtern, die ſich in den leiſe rauſchenden Wogen des Neckars wiederſpiegeln.

Indeß wartet die Baſe unter Todesangſt und iſt wohl hundertmal an's Fenſter gelaufen. Herr Gott, der Mond ſteht ſchon am Himmel und ſie ſind noch nicht da! Da iſt etwas paſſirt, da muß etwas paſſirt ſein! — Endlich biegt das Paar wohlbehalten um die Ecke. Gott ſei Dank daß ihr endlich da ſeid! Ihr habt mir keine kleine Angſt gemacht. Iſt euch denn wirklich nichts paſſirt? — Wie magſt Du nur fragen, wenn ich dabei bin? ſpricht der Vetter, und ſchwingt mit einer gewiſſen Renommage den Wampenſtecher. Aber der Geismeyer hat doch erzählt daß ein Stier zehn Mann geſpießt habe, und vier Pferde ſeien durchgegangen mitten in die Zuſchauer hinein! Und ich kenne ja Deine Verwegenheit! — Alles erlogen! es iſt Alles mit der größten Ordnung abgelaufen; wir haben einen herrlichen Platz gehabt, und der König hat mich beim Heimfahren perſönlich gegrüßt. Hat er nicht, Fritz? — Jetzt kommt nur zur Suppe, ihr werdet heute doch noch nichts Warmes in den Magen bekommen haben. — Im Gegentheil, fürtreffliches Kraut, nicht wahr, Fritz? und dieſer delikate Uhlbacher, dieſes Bouquet! Aber daß ich's nicht vergeſſe: die Waſſel heraus, Fritz, daß die Baſe auch Etwas von dem Tag hat!

Später hat Fritz in einem ruhmvollen deutſchen Aufſätzlein den Nutzen dieſer modernen olympiſchen Spiele und ihre wohlthätige Einwirkung auf Viehzucht und Ackerbau wie auch auf Volksleben und Patriotismus auf's ſchönſte auseinandergeſetzt, und iſt frech genug geweſen, noch beſondere eigene Anſichten beizufügen, wie man es machen müſſe, um erſt ein wahres Feſt des Volkes daraus zu geſtalten. Zwar iſt er, wie es jugendlichen Genies oft ergeht, nicht anerkannt, vielmehr vom Herrn Oberpräceptor als Hansnarr tractirt worden, aber ſpäter hat er doch, wie Hofmarſchall Kalb ſelig, eine ſtille Befriedigung empfunden, als einige ſeiner kindiſchen Vorſchläge, als da waren: großes Feſtſchießen aller Schützen im Lande, Preisſingen der Liederkränze u. ſ. w. mit dem Volksfeſte verbunden wurden. So hofft er denn daß auch das Andere nachfolgen werde: die Wettkämpfe der Turner, Ringer, Fechter, der Redner und der Künſtler, — auf die Gefahr hin daß abermals ein Oberpräceptor ihn einen Hansnarren ſchelten ſollte. — —

In den letzten Jahren waren's trübſelige Volksfeſte. Das Volk ſelbſt lief wie bei einem Maskenfeſte als Vieh verkleidet in verſchiedenen Koſtümen umher: Freiheit brüllende Eſel, Gleichheit brüllende Ochſen, Brüderſchaft ſchreiende Kälber, emancipirte Gänſe mit blauen Strümpfen, emancipirte Böcke mit Judenbärten, freilich auch heulende Hof- und Schloßhunde, wimmernde Haſen und Kaninchen, die ſich hinter Kanonen verſtecken, wenn ſie ihren Kohl in Ruhe genießen wollten. Unerquicklich, höchſt unerquicklich! Hoffen wir daß der böſe Zauber zu Ende ſei, und die nächſte Septemberſonne wieder fröhliche Menſchen beſcheine in brüderlicher Eintracht, die höchſtens eine Regenwolke in Aufruhr bringt, oder eine krachende Bank.

Sehen Sie, ſagte mein Stuttgarter Freund, als er mir letzthin drohen im Bopſer Wald im lieblichen Tannenduft die alte Geſchichte erzählte, — das Alles fiel mir ein, als ich jüngſt des Vetters „Wampenſtecher“ unter die Hände kriegte, den er mir ausdrücklich für abenteuerliche Spaziergänge vermacht hatte.

Guizot und die engliſche Revolution.

Geſchichte der engliſchen Revolution, bis zum Tode Karl des Erſten. Von Franz Guizot. Mit dem Porträt Karls I. 447 S. (Hiſtoriſche Handbibliothek 14. Band. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Bulau.) Leipzig, K. Lorck.

Guizot beſitzt völlig die kalte, parteiloſe, wir möchten faſt ſagen herzloſe Ruhe des Hiſtorikers. Wie in einem klaren Spiegel bildet ſich in ſeiner Erzählung die Zeit Karl des Erſten und ſeines Volkes ab. Ohne Schminke erſcheinen die Hauptperſonen, ohne Verdrehung die Thatſachen, ohne rhetoriſche Künſtelei das ganze Gemälde. Guizot enthält ſich im Verlauf der Erzählung der Räſonnements und Schlußfolgerungen. Er überläßt ſie dem denkenden Leſer, ohne deſſen Empfindung bevormunden zu wollen. Er thut ſehr wohl daran, denn die Geſchichte iſt ſelbſtredend, und jedermann lieſt doch bekanntlich nur ſich ſelbſt aus dem Buche heraus, und läßt ſein Urtheil nach keiner Seite hin verrücken. So wird auch aus dieſem Buche der Abſolutiſt ſeinen Volkshaß ſtärken, der Republikaner ſeinen Fürſtenhaß nähren. Der Erſtere wird nur Karls Unglück, der Andere nur Karls Unrecht herausempfinden. Lernen, was hier zu lernen iſt, wird Keiner von Beiden. Und doch iſt hier viel zu lernen — für Fürſten und Völker — beſonders in unſern Tagen!

Das Sonderbarſte dabei iſt daß Guizot ſelbſt nichts daraus gelernt zu haben ſcheint. Wir ertappen ihn gleich in der Einleitung auf einem grandioſen Irrthum, der an einem Hiſtoriker ſo unverzeihlich und unbegreiflich iſt, daß man nicht weiß, ob man ſeinen Augen trauen ſoll. Nach einer meiſterhaften Schilderung Cromwell's ſchließt Guizot: „Cromwell konnte ſich die Revolution, welche er gemacht hatte, unterwerfen, es gelang ihm aber nicht, ihr Grundlagen zu geben.“ — „Welche er gemacht hatte!“ Alſo glaubt Guizot im Ernſt daß man Revolutionen machen kann, wie man Concerte und Bälle veranſtaltet, Theaterſtücke aufführt. Stellt ſich nicht im ganzen Verlauf der engliſchen Revolution, ſelbſt nach Guizots eigener Beſchreibung, klar und bündig heraus daß ſie aus der Nothwendigkeit der Dinge hervorgegangen iſt, wie die ganze Weltgeſchichte? Es iſt unbegreiflich, wie Männer von geſundem Verſtande behaupten können, einzelne Brauſeköpfe könnten ein Volk zum Aufſtand bewegen. Solchen politiſchen Aberglauben möge man doch Jenen überlaſſen, die lediglich an eine Berechtigung von Gottes Gnaden glauben. Cromwell hat eben ſo wenig eine Revolution gemacht als ſpäter Napoleon. Aber er hat ſie wie Bonaparte zu ſeinen Gunſten benutzt, und zwar weit ehrlicher als Bonaparte. Weit eher als von Cromwell könnte man von Karl dem Erſten ſagen, er habe die Revolution gemacht. Denn in ſeiner Hand lag es, ihr vorzubeugen. Er hat ſie aber, wenn auch nicht vorſätzlich gemacht, doch unwillkürlich veranlaßt. Er hat ſie verſchuldet durch das gänzliche Verkennen ſeiner Stellung, ſeiner Zeit und durch den gänzlichen Unglauben an die Rechte des Volks. Er hat ſie juſt ſo gemacht, d. h. verſchuldet, wie unſere Fürſten heutzutage. Sein früherer Aufenthalt an den Höfen von Madrid und Paris beſtärkte ihn in dem Wahn des unverantwortlichen Gottesgnadenthums, und dieſer Wahn führte ihn zu ſeiner Zeit auf das Schaffot. In dieſem Wahn hielt er Alles für erlaubt, in dieſem Wahn brach er dem Parlament ſein Wort, unterhandelte er heimlich bald mit Schottland, bald mit Irland, bald mit den Mächten des Continents. So erbitterte er immer mehr und mehr das mündig gewordene Volk, und forderte es gleichſam heraus zu einem Kampfe, der ihm ſo verderblich wurde. So ſtieg das Volk in ſeinen Forderungen von Stufe zu Stufe höher, bis es endlich auf den Punkt gelangte, ſich ganz vom König loszuſagen, ein Schritt, an welchen es anfänglich nicht von fern zu denken wagte, wozu aber der übelberathene König durch ſeine Wortbrüchigkeit, durch ſeinen Stolz bei ſo viel Schwäche, und durch ſeine Intriguen mit dem Ausland berechtigte. Durch den hartnäckigen Widerſtand ſeines Souveräns kam das Volk auf den Gedanken, ſich ſelbſt für ſouverän zu erklären. Dies alles wäre geſchehen, auch wenn Cromwell nie gelebt hätte. Die Nothwendigkeit hätte einen Andern an ſeine Stelle geſetzt, denn es gibt keinen leeren Raum, in der Weltgeſchichte ſo wenig als in der Natur.

Cromwell trägt nicht die Schuld der Revolution, wenn hier von einer Schuld zu reden iſt, aber die Schuld an der Hinrichtung des Königs trägt er, wenn auch nicht allein, doch gewiß im Verein mit der ganzen Partei der Independenten. Cromwell hätte indeß wahrſcheinlich den König noch retten können, wenn er ihm getraut hätte. Aber er hatte ihn durchſchaut. Er wußte daß Karl, wenn er wieder den Thron beſtiegen, keinem Independenten verzeihen würde. Während Karl mit Cromwell und Ireton ſich vergleichen zu wollen ſchien, ihnen ſogar Ausſicht auf hohe Beförderung und auf den Hoſenbandorden eröffnete, ſchrieb er an die Königin: ſobald er wieder eingeſetzt, würde er dieſen „Schlingeln“ ſtatt des ſeidenen Hoſenbandes einen hänfenen Strick angebeihen laſſen. Dieſer Brief war eingenäht in den Sattel des Boten. Cromwell und Ireton, durch ihre Spione davon benachrichtigt, verkleideten ſich als gemeine Reiter von der Armee des Parlaments, hielten den Boten zu Holborn an, ſchnitten ihm den Sattel auf, und fanden den Brief. Daß der König von nun an von Cromwell nichts Gutes mehr zu erwarten hatte, wird niemanden wundern. Cromwell würde auch nie ſeine Freude über des Königs Verurtheilung ſo unverholen und übermüthig geäußert haben, hätte er nicht die Bürgſchaft ſeiner Rettung in dieſer Verurtheilung geſehen. Wenn alſo Guizot geſchrieben hätte, der hänfene Strick ſtatt des ſeidenen Hoſenbandes in des Königs Brief ſei die Urſache ſeines Todes, ſo wäre das weit vernunftgemäßer, als die Behauptung, ein einzelner Mann habe die engliſche Revolution gemacht.

Guizot hat, was die Thatſachen anbelangt, aus den beſten Quellen geſchöpft, und ſie mit Scharfſinn benutzt. Er entwickelt in der natürlichſten Ordnung, wie die Sturmfluth der Revolution hervorgerufen worden, wie ſie allmälig immer höher anſchwoll, bis ſie zuletzt nicht mehr zu beſchwören war. Aller Parteien Recht und Unrecht, aller Individuen Schuld und Unſchuld, wird parteilos dargethan. Karl geht unter als Opfer ſeines Wahnes, das Parlament ſteht feſt durch die Kraft ſeiner Ueberzeugung, das Heer ſiegt durch ſeinen Feuereifer und gibt den Ausſchlag durch einen Staatsſtreich, die Gefangennehmung des Königs auf der Inſel Wight. Sein Haupt fällt. Das Oberhaus wird abgeſchafft, und das Parlament erläßt eine Akte, enthaltend die kurzen aber ſchwerwiegenden Worte:

Digitized by Google

„Die Erfahrung hat gelehrt, und das Haus thut es hiermit kund, daß das Königsamt in diesem Lande nutzlos, lästig, und für die Freiheit, Sicherheit, und das Wohl des Volkes gefährlich ist. Demgemäß ist es von heut an abgeschafft."

Es ist dabei nicht geblieben. Zwölf Jahre später bestieg Karl der Zweite den Thron seines Vaters, aber seine gewissenlose Regierung bestätigte nur zu sehr die Rechtmäßigkeit jener Akte, und die Wahrheit ihrer Worte.

(Französische Blätter brachten bereits die beiden Vorreden zu Guizot's neuen Geschichtswerken, zu seinem Buche: „Washington und die Gründung der Ver. St. von N. Amerika", und zu: „Monk, der Fall der Republik und die Wiederherstellung der Monarchie in England, 1660." Guizot äußert, zur Gründung einer Republik gehöre ein Washington, zur Restauration des Königthums ein Monk; er meint, für Frankreich sei kein Washington da, es werde sich leichter ein General Monk finden! D. Herausgeber.)

Zur Bücherschau.

Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. Frankfurt a. M., Sauerländer.

— Der unbekannte Herausgeber holt nach was Gutzkow versäumte: die unverstümmelte Vorführung des Drama's „Dantons Tod." Dies Stück ist in seiner unconsurirten Gestalt keineswegs eine erfreuliche Erscheinung, aber es vervollständigt die Acten über die poetischen Ausartungen unserer crassen Genialitäten. Grabbe eröffnete einen neuen Cyklus dieser Art, den vielleicht Hebbel beschließt. Eine frühere Reihenfolge gleicher Geister, welche die Größe im Kolossalen suchten, finden wir unter den Sturm- und Drangmännern des vorigen Jahrhunderts, wie denn Büchner in seinen Sympathien bis zu Lenz hinaufgreift und in einem Novellenfragment und diese unglückliche Gestalt vergegenwärtigt. Es ist Goethe's Straßburger Jugendfreund, der sich nachher in die Sesenheimer Friederike verliebte und wie später Hölderlin unterging. Büchner entwarf 1835 seine Novelle „Lenz" fast um sich selbst zu porträtiren; zugleich gab er freilich von seinen Helden schon halb wahnsinnigen Zuständen bei dem pietistischen Pfarrer Oberlin in Waldbach ein getreues Bild. — Was das Drama: „Dantons Tod" betrifft, so sind Büchner's Studien der großen Revolutionsgeschichte und einzelne keck und genial hingestellte Charakterzüge Dantons und Robespierre's jetzt um so mehr von Interesse, als Griepenkerl mit seinem Robespierre offenbar darauf fußt. Griepenkerl hat, um zugänglich zu werden, die Weiber in der Revolution zahm und sentimental geschildert, während Büchner das Leben mit den Grisetten in der Revolution theils ganz frisch und naiv, theils aber auch nach jenem Spruch des Dichters auffaßt: „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Spott." Ein Drama ist Büchner's Arbeit so wenig als Griepenkerl's, hat aber diesem gegenüber den Vorzug der Originalität und verräth den weit sichreren poetischen Takt und Griff, nicht Robespierre den Tiger, sondern Danton den Löwen zum tragischen Helden zu machen. — Ein aus dem Nachlaß mitgetheiltes Lustspiel ist von weniger Bedeutung. Bruchstücke aus dem „Landboten" und Briefe an seine Familie in Darmstadt, seine Braut in Straßburg u. s. w. füllen den 300 Seiten umfassenden Band.

Georg Büchner war unweit Darmstadt 1813 am Tage der Schlacht von Leipzig geboren. Gießen und Straßburg waren die Punkte seiner philosophischen und medicinischen Studien in den dreißiger Jahren, zu einer Zeit wo bei der Verfassung des öffentlichen Lebens der Hang zu geheimen Gesellschaften unter deutscher Jugend um sich griff, Verschwörungen die Revolutionen vorbereiten oder ersetzen sollten. Das Studium der französischen Revolution mochte das Motiv sein, daß die von Büchner gestiftete Verbrüderung in Gießen sich „Gesellschaft der Menschenrechte" nannte. Der „...'sche Landbote", eine Flugschrift welche die Gesellschaft herausgab, war besonders für Hessen bestimmt. 1836 ging Büchner nach Zürich, um sich dort als Docent der Medicin zu habilitiren. Nach allzu früher und allzu jäher Anspannung der Kräfte erfolgte dort schon in seinem 24. Lebensjahre sein Tod; er starb mit Börne in demselben Monat des Jahres 1837; auch sein unglücklicher Strebensgenosse, der Pfarrer Weidig, fand zu gleicher Zeit in den Darmstädter Kerkern seinen schauervollen und immer noch in Geheimnisse gehüllten Tod. Herwegh sang dem früh geendeten Georg Büchner nach:

Es bricht die müde Brust in Staub
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze,
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben
Und seine Träume müssen Träume bleiben.
Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Erinnerungen an Heinrich Zschokke. Von F. W. Genthe. Ein Supplement zu Zschokke's Schriften. Eisleben, G. Reichardt.

— Dies Supplement zu Zschokke's Schriften bringt uns Gelegenheitsgedichte, Briefe an die Schwester, an den Schwager Genthe in Magdeburg und den Neffen des Verstorbenen. Der Herausgeber erzählt auch aus seine beiden Besuche beim Oheim in Aarau und in der Sommerhalde. Von derselben Feder ist auch sein Tod, sein Begräbniß und ein Besuch an seinem Grabe geschildert. Erzherzog Johanns Trostbrief an die Wittwe, Karl von Bonnstetten's Urtheile über Zschokke's Schriften werden den Verehrern dieses deutschen Kernmannes eben so werth sein als dem Literarhistoriker die sorgsame Aufzählung sämmtlicher Schriften und Uebersetzungen. Mit welch tiefer Bescheidenheit Zschokke sein eigenes literarisches Thun in Anschlag brachte, bezeichnen die zusammengestellten Aeußerungen aus seinen Privatbriefen.

Skizzen aus Irland. (Von B. A. Huber.) Berlin, bei Wilhelm Herz. 1850.

= Diese Skizzen, von dem Verfasser der geistvollen Skizzen aus Spanien, verleugnen ihren Urheber nicht, stehen jedoch mit seinem spanischen Buche nicht auf gleicher Höhe. Von Skizzen aus irgend einem Lande erwarten wir Zeichnungen der Zustände in der Gegenwart. Diese Skizzen aus Irland behandeln aber Zustände, welche nicht mehr in der Wirklichkeit, nur in der Erinnerung We-

niger noch existiren. Es sind Skizzen aus Ireland, wie Ireland ehedem gewesen; dies raubt dem Buch den besten Theil seiner Anziehungskraft. Dies Ehedem datirt zwar nicht von sehr lange her, doch hat sich Ireland in einem Zeitraum von zehn Jahren (wie der Verfasser in dem Vorwort selbst erwähnt) „in einem Grade und in einer Weise verändert, wie die Geschichte vielleicht kein anderes Beispiel darbietet.“ Die Bevölkerung dieser unglücklichen Insel hat sich, durch Hunger, Seuchen und Elend, binnen kaum sechs Jahren baarsträubend genug! — um die Anzahl von beinahe drei Millionen Menschen vermindert! Dadurch hat sich viel von den Eigenthümlichkeiten des irländischen Volkes verwischt, und was davon in den Skizzen vorkommt, hat nur noch ein antiquarisches Interesse. Dies gilt hauptsächlich von den „Sitten und Zuständen“ welche die zweite Abtheilung des Buches schildert. Die erste Abtheilung: „Erzählungen aus dem Volksleben“, und die dritte: „Märchen, Sagen, Legenden“ bieten das lebhafteste Interesse; sie werden theils durch eine rührende poetische Färbung, theils durch einen naiven Volkshumor gehoben. Sie bilden ein erschütterndes, thränenreiches Kapitel zu dem großen kulturgeschichtlichen Thema: Untergang der Naturvölker. England brüstet sich mit seinen Sympathien für Polen und Ungarn, und hat Ireland auf dem Gewissen.

Die Germaniade. Ein Heldengedicht von Ludwig von Blum. Erfurt, W. Müller.

— Ein staunenswerthes, ein unerhörtes Gedicht, das unfruchtbarste Erzeugniß das je deutschem Fleiße und deutscher Langerweile gelungen! Was ist — der Länge und Breite nach — die Odyssee mit ihren noch nicht 12,000 Versen (sie zählt, glaub' ich, 11,808 Hexameter) gegen diese Germaniade in Steifleinen! Auf 750 Seiten, jede Seite von 4 achtzeiligen Stanzen, zählt es 3000 Oktavrimen, also 24,000 gereimte Verse. Doch was kümmert uns die Länge! Die Schöpfung des Herrn mit ihrer Ewigkeit ist noch weit länger. Aber der Inhalt! Der Erfurter Sänger Ludwig v. Blum erzählt die Befreiungskriege Deutschlands. Er erzählt sie wie ein Registrator der im Bagagewagen die Akten über die Stellung der einzelnen Regimenter und Schwadronen geführt. Diese Akten sind hier wunderbar in Vers gebracht. Man höre aus den Ebenen von Leipzig den Sang dieses deutschen Schlachten-Tasso!

Die Hauptarmee schritt vor in drei Kolonnen,
Die Corps von Bennigsen und Klenau sind
Der rechte Flügel, der den Marsch begonnen
Von Seifertshain, Holzhausen bald gewinnt.
Die zweite hatte Wittgenstein gewonnen
Und Kleist, die Beide immer gleich gesinnt,
Die schritt von Gossen gegen Wachau's Höhen,
Die Garden als Reserven bei ihr stehen.

Blanchi, Lichtenstein, die Divisionen
Von Weißenwolf und Nostitz all vereint,
Soll'n mit dem dritten Trupp den Feind nicht schonen,
Dies Corps bei Dösen, Lößnig nun erscheint.
So eng verbunden muß Erfolg belohnen,
Wie ernst der Feind auch mit dem Kampf es meint,
Der bei Probstheida mörderisch sich ländet,
Und minder nicht bei Connewitz sich fändet!

Poniatowski stand hier an der Spitze,
Dort führte Murat an zur wilden Schlacht,
Der hält Probstheida mit gewalt'ger Hitze,
Stets wurden neue Massen ihm gebracht.
Der Kerse schützte diesen Ort als Stütze,
Drum hat er ihn mit aller Macht bewacht,

Holzhausen mußte Macdonald verlassen,
Der soll bei Stötteritz sich wieder fassen.

Und so fort in's unendliche Detail! Wir haben über Stellung und Gang der Heeresmassen in Leipzig's Feldern schon manchen Beitrag. Unsere Landpastoren sammelten mit dankenswerthem Fleiße die Kunde die ihnen von der großen Völkerschlacht geworden. Jetzt brachte auch der ehemalige Bürgermeister unserer Stadt, Regierungsrath Groß, seine in der That schätzenswerthen Forschungen. Allein den Gondolieren beim Leipziger Fischerstechen auf der Pleiße und Elster ward erst jetzt der deutsche Tasso geboren. Wir werden seine fürchterlichen Stanzen beim nächsten großen und hoffentlich allgemein deutschen Fischerstechen jodeln hören. Oder die deutsche Flotte müßte denn über Nacht fertig sein und bei ihrer ersten Regatta unsern Haudegensänger auf den Focksmast ihrer Kaiserfregatte setzen zum Absingen der Germaniade. Das Heldengedicht könnte weit eher die Preußiade heißen, denn Erfurt gab uns diesen Sänger, und wesentlich nach preußischen Akten sang er diesen Sang. Natürlich ist dies Heldenlied vormärzlich gedichtet. Ein nachmärzlicher Anhang drückt ihm das Siegel des allgemeinen Deutschthums auf. Das allgemeine Deutschthum dieses preußischen Schwertundleiergesanges besteht in der Anerkennung des alten Oestreichs. Ludwig v. Blum tadelt Neuösterreich, daß es Metternich verkannt.

Auch Metternich behandelt man vermessen.
O diedres Volk von Oestreich, schäme Dich,
Wie konntest Du die Wahrheit ganz vergessen,
Daß nie Dein Wohl aus seinem Herzen wich.
Er, der des Kaisers Franz Vertrau'n besessen,
Sie Beide liebten, wirkten väterlich,
Ein halb Jahrhundert hast Du das erfahren,
Drum solltest Du die Dankbarkeit bewahren!

Der Sänger malt diesen Gedanken noch in mehreren Stanzen aus. Wird Oestreich nicht endlich einsehen daß das spezifische Preußenthum ihm gar nicht grollen kann? Der Erfurter Blum bezeugt das schwarz auf weiß, und sein Zeugniß ist nicht ungereimt.

Frauenloos. Roman in zwei Bänden. Von Julie Burow. Königsberg, Adolf Somter.

⊙ Ein Roman? Vielleicht nur zur Maske, das ganze Buch ein wahres und wirkliches Ereigniß! Es ist das ein Lob, das wir diesem kecken Buche geben können. Eine einfache und doch sehr interessante Handlung, Kenntniß des Herzens, klare Anschauung des Lebens in allen seinen Phasen, scharfsinniges Eindringen in die geheimsten Momente der Empfindung, alles dies fesselt bis zur naturgemäßen ungekünstelten Lösung. Eine besondere Stärke besitzt die Verfasserin in Schilderung des ehelichen Lebens, es erscheine in welcher Gestalt es wolle. Treffend ist die Ehe des Barons von Lederfeld und seine Gemahlin geschildert; aus dem Spiegel der thatsächlichsten Wahrheit besonders der Charakter Lederfeld's geschnitten. Am ergreifendsten wirkt das Schicksal der Agathe Lehnert mit den gräßlichen Folgen eines ersten Fehltritts. Dieses unaufhaltsame Herabsinken auf der Stufenleiter des Lasters bis zur tiefsten Erniedrigung, bis zur thierischen Entweihung des edlen Ebenbildes Gottes — hat uns schaudern gemacht. Und doch ist nichts gefälscht, nichts übertrieben, nichts auf Effect berechnet; Alles geht natürlich zu; eine Situation entwickelt sich lebenswahr aus der andern. Die Verfasserin hätte nicht nöthig gehabt, so viel Moral zu predigen; die Handlung selbst predigt sie stillschweigend, und

Digitized by Google

diese stillschweigende Moral ist die eindringlichste. — Die Verfasserin möge diesen wohlgemeinten Rath von uns annehmen. Wir leben in der Schnellzeit, in der Zeit des Dampfes und der Telegraphen; wir können keinen Aufenthalt mehr ertragen, wir haben keine Geduld mehr zu religiösen und politischen Betrachtungen die den Gang der Handlung unterbrechen; — kurz wir wollen vorwärts, wir wollen wissen wie die Geschichte ausgeht. Alles andre wissen wir schon; denn wir haben, wie Goethe sagt, „schrecklich viel gelesen.“ — An manchem unverblümten Ausdruck, an mancher grellen Schilderung könnten vielleicht zarte Gemüther Anstoß nehmen, zumal wenn man bedenkt daß sie aus der Feder einer Dame kommen; allein „der Geist hat kein Geschlecht“, und der Muth, das Kind bei seinem Namen zu nennen, ist immer lobenswerth. Auch läßt sich die Verfasserin nie lüsterne Schilderungen zu Schulden kommen; bei den abschreckenden Scenen des Lasters trägt sie in reinster Absicht mit zwanglos starken Farben auf, die grellen Pinselstriche bleiben immer in den Schranken des Anstands. „Die mich unzüchtig nennen“, sagt die Verfasserin, „weil die Folgen der Unzüchtigkeit mit bekannt sind, und weil ich es wage, sie zu schildern, haben meine Meinung mißverstanden, und ich unterwerfe mich ihrem Tadel mit Gedult. Wie glücklich aber würde ich sein, wenn dies Buch Anklang fände in den Herzen edler Frauen und gesinnungstüchtiger Männer, wenn hellere Geister, als ich, es mit mir einsähen daß die größten Forderungen der Menschheit, die von oben herab durch Kampf und Blut nicht zu lösen waren, von unter herauf löobar werden, daß Glück und Freiheit, die eine halbe Welt nicht im Ganzen zu erringen vermochte, von Einzelnen im Kreise der Familie gepflanzt und gepflegt werden müssen, und vielleicht, ja gewiß, von dort aus ihre Ranken über die Welt ziehen werden.“

Gedichte von Franz Brömel. Berlin, A. Bath.

— Noch vor dem Herannahen des politischen Sturmes unserer Tage richtete Franz Brömel an Uhland folgendes Sonett:

Du lehnst auf Deiner leuchtendgold'nen Zitter,
Und stimmst mit greiser Hand der Minne Lieder,
Und Frühlingsglocken klingen fröhlich wieder
In fürchterlicher Dämm'rung der Gewitter.
Aus Deiner Sagen Nebel steigt hervieder
Der Burgen Pracht, der graue Eisenritter,
Das Kloster, wo am ephenbunklen Gitter
Der Nonne Klagen einsam hallten wieder.
Doch neuer Zeiten Flügelschläge tönen!
Es hebt das Feld und ahnt das Schlachtentosen;
Sing' Du ein Donnerlied den deutschen Söhnen!
Den Helden ehrt der Liebe zartes Kosen.
Die Mythe wird sein Wundenmal verschönen —
Jetzt pflanze Eichen unter Deine Rosen!

Als der Sturm hrandbrach, unter dessen Schauern Deutschlands Geburtsstunde schlug, dichtete Uhland längst nicht mehr, weder von Rosen noch von Eichen; aber er stand mit seiner Überzeugung von einem einigen, allumfassenden großen Deutschland wie eine Eiche da, in der Paulskirche und selbst unter den Rosseshufen der schwäbischen Lanzenreiter. Das hat noch niemand in Verse gebracht, und doch schütten uns die Dyker aus allen Ecken und Winkeln ihrer Schränke und Schubfäcke den ganzen Vorrath auf den Markt. Es wird auch kaum nöthig sein, einen Vers darauf zu machen, denn die That für's Vaterland steht größer da als aller Sang. — Und von welchen Eichen sollte Uhland jetzt wohl singen? Es wäre weit passender, wenn die jüngeren Poeten sich nach den Eichen im Lande umsähen und die Rosenbeete den Frauen überließen. Franz Brömel ist sehr klar in Elegien; Eichen finden sich auch nicht in seinem Blumengärtchen hinter'm Hause.

[Kinder- und Jugendschriften.]

1. Zehn Thiergeschichten mit Bildern für kleine Knaben und Mädchen. Gezeichnet und herausgegeben von Heinrich Leutemann. (Leipzig, Georg Wigand. Preis 10 Sgr.)

— Wir finden unter den zehn Geschichten von merkwürdigen Thieren viele gute alte Bekannte, die jedem jungen Geschlecht immer wieder neu vorgeführt werden müssen. Da ist der schlafende Einsiedler, dem der Bär, um ihm die Bienen von der Stirn zu scheuchen, mit dem Stein den Kopf zerschmettert, Genofewa mit der Hirschkuh und dem säugenden Kind u. s. w. Die Geschichte des Androklus mit dem Löwen reicht schon hinauf in'e heidnische Alterthum; wir wissen nicht, warum der neue Erzähler ihr den römischen Charakter genommen hat. — Die Zeichnungen sind ebenso geschmackvoll wie faßlich für die Kinderwelt.

2. Der Cid. Eine Heldengeschichte. Nach alten spanischen Romanzen für Jung und Alt erzählt von T. Homberg. (Barmen, Langewiesche.)

Frau Tinette Homberg, die schon früher eine Mythologie für die Jugend schrieb, hat hier die Geschichte des Campeador (Kampfhelden) in Prosa erzählt, wie man es ebenfalls für zweckmäßig hält, die homerischen Sagenstoffe unsrer Jugend erst in Beckers Erzählungen mitzutheilen. Die Verfasserin hielt sich nicht sowohl an Herder, der bekanntlich den Cid nur stückweise und sehr willkürlich übersetzte, als vielmehr an Gottlob Regis, der das Liederbuch vom Cid nach der Keller'schen Ausgabe verdeutschte.

3. Mythologie der Griechen und Römer, mit Bezugzeilen aus deutschen Dichtern. Von K. J. Weidenbach. (Frankfurt a. M., Bernner.)

Unsere Jugend liest die Klage der Ceres, das Eleusische Fest, versteigt sich auch früh genug zu Goethe's Prometheus. Diese Gedichte werden nur durch mythologische Erklärungen zugänglich. Es ist deshalb eine Mythologie sehr willkommen, welche es sich zum Hauptthema macht, alle die deutschen Gedichte und Gedichtstellen, welche der Jugend zugetragen werden, in den Text aufzunehmen und in die Darstellung zu verstreuen. Dies finden wir für höhere Schulen und für den Selbstunterricht in vorliegendem Büchelchen recht glücklich durchgeführt. Der Verfasser ist Vorsteher einer Töchterschule in Bingen.

4. Deutsche Poetik, die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Bearbeitet von Ernst Kleinpaul. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Barmen, Langewiesche.)

Der Verfasser ist Lehrer an der Realschule in Barmen; sein Buch ist für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht bestimmt. In dieser zweiten Auflage sind Einzelnheiten verbessert und die praktischen Belege, meistens von deutschen Dichtern, berichtet und erweitert.

5. Schillers Werke. Erklärungen von Konrad Schwenk. (Frankfurt a. M., Sauerländer.)

Wir zählen diese neun Aufsätze über Schiller's dramatische Werke zu den Jugendschriften, da der Verfasser, absichtlich nicht tiefgreifend, mehr in den Gedankenstoffen des Dichters orientirt, als Untersuchungen der höheren Kritik über Form und Inhalt derselben anstellt. Im Anhang gibt der Verfasser, Conrector am Gymnasium zu Frankfurt a. M., seine Rede, die er am hundertjährigen Geburtstage Goethe's im dortigen Kaisersaale hielt. Man verdankt ihm bereits ähnliche Erklärungen der Goethe'schen Werke und der sieben Tragödien des Sophokles.

Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der letzte Hohenstaufe,

Tragödie in fünf Aufzügen von O. H. Ayrer.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 21. December.

Inhalt: Deutſches Judenthum und chriſtliche Kritik. Ein Brief und Trieſt. Die Geſtaltung Deutſchlands; Theater und Muſik in Leipzig; Londoner Gewerbsausſtellung; Druckfehler in Goethe's Werken. Anzeige.

Die Europa erſcheint wöchentlich einmal in 3 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs iſt 8 Thlr.

№ 102.

Deutſches Judenthum und chriſtliche Kritik.

Böhmiſche Juden, Geſchichten von Leopold Kompert. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

— Es hat ſich in Leipzig von zwei Seiten her eine ſpecifiſch chriſtliche Kritik aufgethan, die in Muſik und Literatur alle Auswüchſe und die ganze Summe der Corruption dem Judenthum an den Hals hängt und in die Schuhe ſchiebt. Der muſikaliſche Kritiker zeichnet ſich Freigedank, der philoſophiſche J. S. Der Letztere warf zwar Jenem vor, es ſei parador und ſchief, Halevy, Meyerbeer und Mendelsſohn in Einen Topf zu werfen, um das Judenthum für die Entartung in der Muſik verantwortlich zu machen. Herr Freigedank ging in ſeinem Gallimathias ſo weit, den Juden, als unfähig aller wahren Leidenſchaft, den Beruf zur Kunſt ſtreitig zu machen; nach ihm iſt Mendelsſohn nur ein Virtuos in ſeinen Formen. Daß juſt in Mendelsſohns Muſik die Energie und das leidenſchaftliche Pathos der Religion des alten Bundes mit der ganzen Innigkeit und zarten Anmuth des chriſtlich germaniſchen Lebens verſchmolzen iſt, ſcheint der kritiſchen Unfähigkeit entgangen zu ſein. Der literarpolitiſche Kritiker wird zweifelsohne das hohe Lied für ein klein wenig ächte Poeſie halten und den Spiritualismus des Judenthums weder in der Religion des alten Teſtamentes noch in der Philoſophie Spinoza's verkennen. Im Grunde iſt er jedoch mit Herrn Freigedank ſo ziemlich einig, dem Judenthum jede künſtleriſche Kundgebung rein menſchlichen Weſens abzuſprechen. Witz und Humor lediglich als Entartung zu faſſen, in Börne die Miſſion zu verkennen, über die Thorheiten der Welt ſeiner Zeit die Geißel zu ſchwingen: das ſchmeckt allzu ſtark nach der dürren Rechthaberei eines hölzernen Principienreiters. Neben König Lear den Narren in ſeiner Exiſtenz nicht für berechtigt zu halten, würde zu ſehr den Anſtrich eines ſehr ernſthaften Narren verrathen. Witz und Humor für die Corruption der Welt verantwortlich machen, hieße für einen eingebildeten Augiasſtall ſich in der Rolle eines Herkules gefallen, der ſicherlich an ſeinem Geſchäft zu Grunde geht.

Wir ſind ſo glücklich, unſern Leſern in Leopold Kompert einen Juden vorzuführen, der gar nicht witzig und doch eine intereſſante geiſtige Erſcheinung iſt. Der Verfaſſer des Buchs „Aus dem Ghetto“ iſt ſcharfſinnig, aber er hat nicht „das Verbrechen“ witzig zu ſein. Sein Scharfſinn iſt naiv in ſeinem Ausdruck; ſo ganz intim verſunken in ſeine objective Welt iſt Leopold Kompert. Sein Anflug von Sentimentalität verräth ſogar die ganze Pietät einer kindlichen Natur; er ſcherzt melancholiſch über die Orthodoxie ſeines Volkes, aber er iſt zu religiös, um in keckem Übermuth frivol zu werden. Vielleicht wird er ſeine Stoffe die er entwickelt noch zu wenig los, um ſie frei in plaſtiſchen Gruppen hinzuſtellen; aber das Talent zur künſtleriſchen Geſtaltung in der Novelle iſt entſchieden vorhanden. Und ſelbſt wo dies Talent fehlt, iſt dem Judenthum der freie Geiſteszug und der energiſche Drang zur Selbſtentwickelung als literariſche Berechtigung ſelbſt dann nicht abzuſprechen, wenn die Geſtaltungen des nationalen Deutſchthums mit den Regungen eines vaterlandsloſen Kosmopolitismus in Widerſpruch treten ſollten.

Der Inhalt des neuen Buches von Kompert zerfällt in drei Abſchnitte: Der Dorfgeher, Eine Verlorne, und Trenderl. Durchgehend iſt jedoch die Geſtalt eines Emanuel, der im Verkehr mit dem Chriſtenthum dem alten Glauben abſpenſtig wurde, aber heimgekehrt zu den Seinen im Dorfe, ſeine ganze Zuſammengehörigkeit mit dem Schickſal des Stammes Juda reuigen Herzens von neuem fühlt; „auch das Weltgemüth, das mit dem blonden Rabbi von Nazareth am Holze ſtarb“, ſchreibt er an ſeine Geliebte, „ging aus dem Ghetto hervor“, und mit ſeinem Stamme leben und ſterben, erſcheint ihm unentrinnbar als ſein Loos

Digitized by Google

ſelbſt bei dem Verluſt des chriſtlichen Mädchens, das ſein Herz gewann. „Fürchte nichts für mich, geliebtes Mädchen“, ſchreibt er ihr, nachdem er unerkannt das väterliche Haus wieder betreten, „meine Sehnſucht iſt nun befriedigt, ich habe ſie Alle geſehen ehe die Wogen eines alten Glaubens über meinem Haupte zuſammenſchlagen und ich wieder am Geſtade eines neuen auftaucche, wo die menſchgewordene Liebe meiner harrt.“ Er ſchildert die Scenen des Wiederſehens und fühlt ſich gefeſſelt. Emanuel fühlt bei alledem ſehr klar über ſeinen Stamm. „Willſt Du wiſſen, Klara“, ſchreibt er in ſein Tagebuch, „warum die Juden im Leben gewöhnlich ſo ſelbſtändig auftreten? Nicht angeborner Speculationsgeiſt iſt es, nicht höhere Begabung, nicht unter äußerm Drucke elaſtiſch gewordene Intelligenz. Tritt einmal in eine Synagoge, verlache da mit Recht nach der Sitte der Deinigen dieſes athemloſe, unmelodiöſe Geplärre, dieſes pagodenhafte Bücken und Beugen, und Du haſt den Schlüſſel zu meinem Räthſel gefunden. Es wird Dir vor allem die Selbſtändigkeit in den Gefühlsäußerungen der Beter auffallen; ein jeder ſchreit, ein jeder bewegt ſich, ein jeder drängt ſich gleichſam wie in einem Audienzſaal vor Gott um gehört zu werden. Wenn Ihr Heilige habt, die als Vermittler in der Mitte der Leitern ſtehen, die Ihr an den Himmel anlegt, während Ihr unten in jammervoller Demuth hinanſeht, wie ſie Eure Opfergaben hintragen, ſo hat der Jude die Unmittelbarkeit ſeines Gebetes voraus. Wer aber ſchon zu ſeinem Gott in ſo offenem Verhältniſſe ſteht, ſollte Der vor Menſchen Scheu haben? Ihr habt zu viel Andere die für Euch beten, bitten und handeln.“ — Seinen Vater, den „Dorfgeher“, ſchildert Emanuel mit dem ganzen patriarchaliſchen Tiefſinn ſeines bibliſchen Gemüthes. — Die zweite Novelle, „Eine Verlorene“, ſchildert uns ebenfalls eine Poſche Israel, eine Abtrünnige von Israel. Madlena iſt aber dem neuen Glauben getreu geblieben, weil er ihr zugleich alles gegeben hat, was ein liebendes Weib an Erde und Himmel bindet: den Mann ihres Herzens, und die Kinder die ſie ihm geboren. Sie hat Eltern und Geſchwiſter verlaſſen und gilt den Ihrigen für eine Verlorene, bis der Zufall den Bruder zu ihr führt. Er findet ſie im Schweiß ihres Angeſichts, die harte Scholle Erde furchend. Über den ſchweren Dienſt ihrer Händearbeit entſetzt, fragt der ſtolze, arbeitſcheue Bruder, ob ſie bei ſolchem Thun glücklich ſei. „Wie es nur Eine ſein kann“, entgegnet ſie ruhig; „mein Mann und meine Kinder ſind mein Alles auf der Welt.“ Joſſef fährt ſeufzend mit der Hand über die Stirn. Das hab' ich nicht gewußt, ſagt er ſtockend. — „Ganz am Anfang, erzählt Madlena, wie ich zu meinem Manne gekommen bin, da iſt das freilich ganz anders geweſen. Es hat mir das Herz geblutet und geweint, daß ich Euch habe ſo viel Leid anthun müſſen; ich habe nicht glücklich ſein können. Aber auf das kannſt Du Dich verlaſſen, Joſſef! Wie Du haſt kommen müſſen zu mir und Dich ausſöhnen mit mir, und kannſt nicht weiter böſe ſein auf mich, ſo hab' ich zu meinem Manne gehen müſſen; es war das meine Beſtimmung und ich hab's nicht anders machen können.“ — Joſſef blickt nach dieſen Worten verwundert die Schweſter an. Sie fährt fort: „Das ſag' ich Dir nur, weil Du nicht meinen ſollſt, ich wär' aus Leichtſinn oder weil ich Euch habe kränken wollen, aus dem Hauſe gegangen. Tauſendmal hab' ich mich gefragt: Muß t du Pawels Weib werden? Und tauſendmal hab' ich zu mir ſelbſt geſagt: Du ſtirbſt ja, Dinah, wenn du ſein Weib nicht wirſt. Alles Andere iſt mir als nichts vorgekommen; kein Menſch auf der Welt, kein Kaiſer und kein König hätten mich davon abbringen können. Es war mir alles gleichgültig, das ſag' ich Dir jetzt; denn wo ich gegangen und geſtanden bin, da hat es mir nachgeklungen und nachgeſchrieen: Pawel muß Dein Mann werden!“ — Joſſef hört mit ſprachloſem Staunen die Geſtändniſſe der Schweſter an. Madlena-Dinah fährt nach einer Weile fort: „Erſt wie mich der Pfarrer getauft gehabt, da iſt mir ſchwer auf die Bruſt gefallen, was ich Euch gethan, daß jetzt alles wie mit einer Scheere zwiſchen mir und Euch abgeſchnitten und zerriſſen war. Keine Mutter, kein Bruder mehr! Sie kennen mich nicht, ſie wollen nichts wiſſen von mir! Wenn mich mein Mann getröſtet hat, ſo war mir gut; aber es hat Stunden gegeben, wie mir ſie Gott nicht weiter zuſchicken ſoll. Aber Gott muß mit mir es gut gemeint haben: er hat mir meine Kinder gegeben.“ — „Hätten es nicht jüdiſche ſein können?“ unterbricht ſie Joſſef, indem er ſein Auge faſt vorwurfsvoll auf Madlena richtet. Tröſten wir uns! Es war die Neige der Bitterkeit, die zum letzten Male auf die Oberfläche eines noch nicht beruhigten Gemüths als Schaum emporſtieg. Madlena ſieht lächelnd zu ihrem Bruder auf. „Da ſieht man, ſagt ſie, was Ihr Männer ſeid! Wenn Ihr die Kinder möchtet gebären, Ihr müßtet da anders reden. Da denkſt Du nicht daran, was Du geweſen biſt; Du willſt doch, die Kinder ſollen gut und rechtſchaffen werden; ob als Chriſten oder als Juden, das iſt ja dann gleichgültig. Eine Mutter ſieht nur immer auf den Vater von ihren Kindern. Wie Der iſt, ſo werden auch die Kinder. Iſt der Vater ein ſchlechter Jud oder Chriſt, ſo werden's die Kinder auch. Darauf kannſt Du Dich verlaſſen!“ — „Biſt Du vielleicht darum eine ſo gute Chriſtin geworden?“ fragte Joſſef etwas ſpitzig. — „Ich bin was mein Mann iſt“, entgegnete ſie raſch, „das Weib ſoll auch gar keine andere Religion haben als der Vater. Es kommen nur Streitigkeiten zwiſchen Beiden heraus, das nicht gut iſt, und was ſoll erſt mit den Kindern geſchehen? Nimm an, Joſſef, ich hätt' meinen Pawel genommen und wär' eine Jüdin geblieben. Meinſt Du, es hätt' ihn nicht geſchmerzt, wenn ich ſeine Kinder auf jüdiſche Art, wie ich's im Haus bei Euch hab' geſehen und

Digitized by Google

gelernt, aufgezogen hätt'? Mein Mann iſt gewohnt von ſeiner Kindheit auf an die Mutter Gottes zu denken, ſie anzurufen in allen Nöthen. Meinſt Du, ich hätt' den Kindern ſagen ſollen: Stoßt Euch nicht daran, wenn der Vater den Namen der heiligen Mutter Gottes ausſpricht; er kann ja nichts dafür daß er als Chriſt iſt geboren worden! Oder wenn Ihr Eure Feiertage habt, meinſt Du, ich ſollt' da zu meinen Kindern ſagen: Heute darf man nicht arbeiten, darf man nicht auf's Feld hinausgehen, kein Holz hacken! Schön würden mich die Kinder anſehen; ihr Vater arbeitet ja doch, geht auf's Feld hinaus und hackt Holz und hat doch keinen Feiertag!" — „An das hab' ich nicht gedacht", ſagte Joſſef zögernd. — „Du möcht'ſt ſchon darauf denken, wärſt Du ein Weib wie ich! Ich hab' gehört, es ſoll Länder geben, wo Chriſten und Juden ſich nehmen dürfen und braucht Keines von Beiden ſeine Religion zu wechſeln. Schön iſt das, das muß man ſchon ſagen, wenn weder der Mann noch das Weib den Ihrigen das Herzeleid anzuthun und ſie zu kränken braucht. Denn traurig iſt die Sache doch immer, wenn man um einen Mann oder ein Weib zu bekommen, ſeine Religion vertauſchen muß! Aber ich kann mir vorſtellen, wie die Beiden das anfangen; ich höre, ſie machen vor ihrer Verheirathung einen Contract, und ſteht drin: Wenn das Kind ein Knabe iſt, ſo wird's ein Chriſt wie der Vater; iſt's aber ein Mädchen, ſo bleibt's bei der Religion der Mutter. Oder auch umgekehrt, wie ſich das gerade trifft. Was möcht' man dann vor der Hochzeit nicht alles aufſtellen und unterſchreiben? Glaub' mir aber: wenn die Zwei ſich genommen haben, da wird die Sache ganz anders, und erſt wenn Gott ihnen Kinder gibt! Den Vater ſchmerzt es doch, daß nicht alle ſeine Kinder von ſeinem Glauben ſind, und er wird einige darunter immer lieber haben als die andern, ohne es zu wiſſen. Meinſt Du daß eine Mutter dem zuſehen kann? Es ſind ja doch alle ihre Kinder und ſie hat ſie doch alle geboren, geſäugt und aufgezogen. Eine Mutter ſoll neun Monate mit ihrem Kinde ſchwanger gehen und mit Schrecken auf die Geburt warten, weil ſie nicht weiß, ob dann der Vater nicht ſagen wird: Schon wieder ſo Eines, das ich nicht nach meinem Glauben aufziehen darf? Neun Monate ſoll alſo die Mutter nicht wiſſen, ob der Vater dem Kind ein Vater ſein wird? Wie kann ſo eine Mutter das nur aushalten und ſtirbt nicht vor Angſt und Sorge? Ich wär' ſchon hundertmal geſtorben." — Joſſef ſtarrte der Schweſter in das hochgeröthete Geſicht; es lag ein wunderſames Licht innerſter Begeiſterung darauf. — „Und dann", fuhr ſie fort, „es iſt auch nicht gut, wenn die Kinder wiſſen daß zwiſchen Vater und Mutter nicht alles gleich iſt. Sie richten ſich darnach, und der Streit geht im Hauſe gar nicht aus. Man macht ſich und Andere dadurch unglücklich; die Mutter nimmt für dieſes, der Vater für jenes Kind Partei; auf die Letzt wird Einem das Leben ſauer, und man bereut es daß man ſich genommen hat. Joſſef! Mann und Weib werfen ſich's dann vor und ſchlagen mit bittern Worten um ſich, wie mit ſpitzigen Meſſern daß ſie ſich einmal genommen haben! Gott behüt' das Weib und den Mann vor ſo einem Leben! Beſſer wär's, ſie werfen ſich Beide in einen Teich, da wo er am tiefſten iſt."

Tief erſchüttert bedeckte Joſſef mit der Hand ſein Antlitz. „Und ich hab' Dich vor meiner Thür niederfallen laſſen und hab' meinem Kind verboten Dir zu helfen!" rief er mit gebrochener Stimme. — „Joſſef!" ſagte Madlena vorwurfsvoll.

„Alſo Deinem Mann zu Liebe haſt Du alles gethan?" fragte er ruhiger nach einer Weile.

„Wie hätt' ich's anders können!" ſagte ſie, „jüdiſch hab' ich meine Kinder doch nicht aufziehen können und eine Religion haben ſie doch haben müſſen! Eine Mutter muß ihren Kindern immer mit dem Beiſpiel vorangehen; vom Vater ſehen ſie das weniger. Hätt' ich mir alſo ein Geſpött aus Gott gemacht: was hätten dann die Kinder gethan? Meine Kinder ſind die frömmſten im Dorfe, und wenn der Pfarrer in der Schul' ausfragt, ſo weiß mein älteſter Knabe den Katechismus am beſten. Ich halt' ihn dazu auch an."

Beide ſchwiegen dann eine geraume Zeit. Endlich ergriff Joſſef Madlena's Hand und ſagte: „Ich verſtehe Dich jetzt ganz; ich hab' nicht wiſſen können, was Du alles weißt; ich geſtehe Dir ein, ich hab' groß Unrecht gehabt, und wenn Du mir nicht verzeihen willſt, Gott kann's nicht."

Madlena ſaß ſtill da. Sie wagte durch kein Wort ihre innere Bewegung zu verrathen; aber die ſchweren Thränen die über ihr Angeſicht ſchlichen, ſagten mehr als alles andere. —

Auf dieſe menſchlich ſchön gefühlte Scene folgt die Ausſöhnung der „verlornen" Tochter mit der Mamme des Hauſes. Die Mamme liegt krank danieder; aber ſie kann nicht ſterben, bevor ſie noch vom Urbede ein altes vergilbtes Pergament aus dem Gerümpel des Schrankes hervorgezogen hat, auf das der Sterbende einſt ſeinen letzten Glauben niederſchrieb. Es iſt ſpät in der Nacht, und Joſſef erſchrickt, wie er ſitzt und lieſt. Der Urbede iſt ein gewaltig frommer und großer Mann geweſen, aber ſie haben ihm alle zehn Bücher, die er geſchrieben, vor der Schule verbrannt; nur das eine Blatt iſt heimlich zurückgeblieben, und das eine Blatt, das Bruchſtück ſeines Glaubensbekenntniſſes, das die Schriftgelehrten der Synagoge verwarfen, iſt — die Bergpredigt des edlen Rabbi Jeſus von Nazareth, den die Nazarener ihren Chriſt und Heiland nennen.

Joſſef aber hat ſchon längſt in einem Streit mit dem wilden katholiſchen Bauer Parzik ſein menſchlich ſchönes Gefühl, ſein ganzes ächtes Menſchenthum bethätigt. Der Parzik iſt im Haß gegen die Pfaffen und gegen den blinden Aberglauben ſeiner Kirche groß geworden; aber ſein Haß

Digitized by Google

iſt eben ſo blind, ſein Unglaube eben ſo finſter als der Aberglaube, den er überall wo er ihn findet, mit der Gewalt ſeiner Fäuſte niederwerfen will. Im böhmiſchen Patzik ſteckt ein Reſt buſſitiſcher Bilderſtürmerei, und ſo hat er ſich am Feſt des heiligen Nepomuk verſchworen, in der Nacht auf der Brücke die mit Laub und Lampen gezierte Bildſäule des Heiligen zu ſchänden und zu zertrümmern. Joſſef ertappt ihn auf dem Frevel. — „Was weißt Du Judas davon!“ ruft ihm der Bauer zu, „Den ſie da mit Blumen und Laub und Bändern geſchmückt haben, das iſt auch Einer von denen geweſen, den die Pfaffen dem Volke beſchercrten. Es iſt aber kein wahres Wort daran daß ſie ihn einmal von der Brücke in die Moldau geworfen. Das haben die Pfaffen ſelbſt erfunden, und Einer hat's nachgeſchrieben und Millionen haben ihm das geglaubt!“ — „Wie mögt Ihr nur ſo ſprechen!“ hält ihm Joſſef vor, — „ein Heiliger!“ — „Was Heiliger! ſchreit der Bauer, es gibt keine Heiligen. Meinſt Du, wenn ſie ihn auch wirklich in die Moldau geworfen haben, ſo ſind dann die fünf Sterne um ſeinen Kopf erſchienen? Du abergläubiſcher Narr! Oder man hat die Zunge gefunden, und es iſt Blut herausgefloſſen? Du abermals Narr! Die Pfaffen haben Einen gebraucht daß ſie dem Volke einreden könnten: Ihr müßt Eure Sündenſchuld Tag für Tag im Beichtſtuhl abthun, ſonſt könnt Ihr nicht ſelig werden! Und da haben ſie nun, um zu zeigen, wie treu der Geiſtliche die Beichte behält, den heiligen Johann von Nepomuk erfunden. Aber es iſt kein wahres Wort daran!“ — „Fluche nicht! ſagt ihm der Jude, und hör' mich an! Wenn tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen an etwas Heiliges glauben, ſich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und Einer glaubt nicht daran, meinſt Du, der Eine dürfe aufſtehen und ſagen: Schafft mir das Götzenbild aus den Augen, denn es ärgert mich! Meinſt Du, Der habe das Recht dazu? Tauſend und zehntauſend und Millionen Menſchen müſſen aufſtehen und ſagen: Wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig iſt! Wenn das aber nur ein Einziger thun will, Gott ſei davor! ich ſage Dir, Parzik, es gibt gar keine größere Sünde!“ — „Du biſt auch Einer von den Pfaffenfreunden!“ murmelt der Bauer, „an Dir iſt Einer verloren gegangen, der möcht' den einzigen Löffel im Hauſe verkaufen, um ihn dem Geiſtlichen zu geben!“ —

Und wie der wilde buſſitiſch geartete Menſch Hand anlegt an die umlaubte Säule, entwickelt ſich zwiſchen Beiden bis zu blutigem Ausgang ein leidenſchaftlicher Kampf. Ein Lichtſtrahl aus der bunten papiernen Laterne beleuchtet die ringenden Männer, den Gotteslästerer und den Juden, der ihn hindern will das Heiligenbild zu verwüſten. — Kleine Scenen dieſer Art ſind in Komperts Buch mit plaſtiſcher Lebendigkeit ausgeführt. Über Johann von Nepomuk gibt der Verfaſſer in Folgendem ſeine Anſchauung: „Unter allen Heiligen der katholiſchen Kirche iſt St. Johann von Nepomuks Glorienſchein der am weiteſten hinleuchtende. Aus den ſtillen Fluthen der Moldau hat ſich vor Jahrhunderten ein Lichtſchimmer ergoſſen, der noch jetzt von den fünf Sternen, mit denen das Volk den Kopf des Heiligen umgibt, in tauſend Seelen ſich ergießt. Der Strahlenkranz der von ſeinem Haupte ausgeht, legte ſich einſt nicht prächtiger um die Krippe des bethlehemitiſchen Kindes; das Volk ſelbſt hat ihn zu ſeinem Heiligen gemacht. Die Menſchennatur hat hier im dunkeln Drange den rechten Weg gefunden. Jener bleiche Prieſter, der ſelbſt um den Preis eines grauenhaften Todes die anvertrauten Geheimniſſe einer Menſchenſeele nicht entheiligen wollte, hat dem Volke das Schweigen vergöttlicht. Unter zehn leidenden Herzen gibt es nur eines, das geneigt iſt, ſeinen Jammer laut und vor aller Welt auszuſprechen; die anderen ſuchen ſich „auszuſchweigen“, oder der heilige Prieſter mit dem Sternenkranze um das Haupt — tröſtet ſie. Tauſend Hände ſind jederzeit geſchäftig den Heiligen zu ſchmücken, ihm Blumenſträuße darzubringen, farbige Lämpchen anzuzünden, grünes Laubwerk in verſchlungenen Zierrathen um ſeine Bildſäule zu winden; denn tauſend Herzen bewegt es in trauriger Ahnung, daß ſie im Laufe des Jahres leid- und ſchmerzvoll vor dem bleichen Prieſter ſchlagen werden.“

Die dritte Geſchichte: „Trenderl“ führt uns einen Juden vor, der aus Ehrgefühl und aus Liebe Handwerker wurde. — Emanuel, der Chriſt gewordene Jude, der aber unter ſeinem Stamm herumwandernd wieder menſchliche Reue fühlt, die Seinigen unter ihrem Sklavenjoche verlaſſen zu haben, ſchreibt darüber in ſein Tagebuch und an ſeine chriſtliche Geliebte: „Unſer Volk hat nie arbeiten gelernt, und das iſt die Geſchichte ſeines ganzen Leidens Nur darin liegt der Schlüſſel zu all den Vorzügen, aber auch den Fehlern unſerer Nation. Es gibt keine Trunkenbolde unter uns, ſagen wir ſelbſt; aber iſt unſere Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wirklich ſo hoch anzuſchlagen als etwa der Hang unſerer chriſtlichen Handwerker und Bauern zu dieſen menſchlichen Verirrungen wieder nicht genug zu verachten iſt? Iſt es nicht wahrlich grauenhaft daß unter Millionen Dahingeſchiedener und im Laufe von Jahrhunderten Begrabener ſo Wenige die Seligkeit jener Empfindungen kannten, wie ſie der Zimmermann empfindet, wenn er hoch oben auf dem Karſte des Daches den bunt bebänderten Blumenſtrauß aufpflanzt und ſeinen Spruch dazu herſagt und mit einem gewaltigen Wurfe das weingelerte Glas unter die Leute wirft. Weiß Jemand von uns, was die Bruſt des Maurers ſo hoch aufpochen macht daß auch er es geweſen, der an dem herrlichen Gebäud ſeinen Theil gemauert und die Idee des Werkmeiſters aus führen geholfen habe? Und zuckt nicht jede Wimper unſeres Volkes vor dem bloßen Anblick, wenn der Schloſſer an der Thurmſpitze der Kirche einen Blitzableiter anbringt? Unſer Volk hat die Kühnheit des Auges und der Hand verloren; es muß ſie wieder gewinnen. Nur wer kühn, iſt auch heiter. Kann denn auch die Hand, die ſich ſcheut das heiße Eiſen anzufaſſen und auf dem Amboß zu formen, es wagen, nach dem vollen Trinkglaſe zu greifen? Setzt nicht beides ein gewiſſes Muthigſein voraus? Und wiſſolite das Auge, das da nie gelernt hatte, von den Zinnen eines Thurmes herab den Abgrund zu ermeſſen, der ihn zu Füßen liegt, frei und unbefangen in ein anderes Menſchenauge blicken können? Macht man und nicht den Vorwurf der Kriecherei, der Demuth, des Schrickchens und Bückens? Die Hand und das Auge des Volkes müſſen ſtärker und kühner werden, ſoll man nicht überhaupt an ſeine Zukunft verzweifeln! — Wir haben hier in der Gemeinde auch Handwerker, Schneider zumeiſt und Goldſchmiede aber ſie ſchauſpielern ihr Handwerk und bei der erſten beſten Gelegenheit legen ſie Schminke und Maske ſogleich ab. Es iſt ein widriger Anblick, dieſe Leute in der Halbheit ihres

Digitized by Google

Berufes zu betrachten. Der Schneider ſitzt nur darum auf ſeiner Bank ſo emſig ſich abmühend, weil er in ſich ſchon den künftigen Tuchhändler ahnt, der draußen „unter den Lauben“ ſein Gewölb aufſchlagen wird: und der Goldſchmied bläſt nur darum faſt über ſein Bedürfniß in das Löthrohr und hämmert und ſchmiedet, weil ihm der Juwelenkaſten mit funkelnden Ringen und Ketten ſchon vor den Augen ſteht. Die ächte Freudigkeit am Handwerk, jenes ſchöne Walten zwiſchen Ruhe und Arbeit kennen ſie nicht; das Handwerk iſt ihnen nur Erwerben, nicht der Erwerb ſelbſt; es iſt ihnen ein vorübergehender Zuſtand von Mühen und Drangſal, und wenn das Auge unſerer Profeſſioniſten im Sterben bricht, fällt es nicht gern auf die Werkſtätte. — Es iſt bedeutungsvoll und faſt nicht ohne Ahnung geſchehen, daß König Salomo zum Aufbaue ſeines Tempels fremder Hände und Künſtler bedurfte. Wir laſſen uns auch unſere Synagogen bauen; unſer Volk iſt überhaupt noch immer der Miethmann dieſer Erde; wir laſſen alles für uns bereiten, ausſchmücken, und zahlen nur den Miethzins dafür. Sollte denn der Vorwurf, daß der Jude keine Heimath hat, ſo unbegründet ſein? Kann er eine einzige Hütte unſeres Vaterlandes nennen, die er ſelbſt gebaut?“

Die Schlußgedanken des chriſtlich, weil ächt menſchlich fühlenden Juden Emanuel ſind folgende: „Die neue Geſetzgebung unſeres Vaterlandes ſorgt für jedes Rädchen im Staate; ſie ordnet und regelt die große Maſchine; aber ſie hat wie ein Schuldner, der Tauſende von Gläubigern zu befriedigen hat, gerade Diejenigen vergeſſen, die durch ihn unſäglich elend geworden ſind. Die neue Geſetzgebung unſeres Vaterlandes, die den Boden frei gemacht, die mein Volk auf den Acker und in den Gemeindeverband, in das freie Haus und in die freie Kirche gerufen hat: — für uns, Klara, für Herzen, die ſich auf dem Strom des Lebens von büben und drüben gefunden, hat ſie noch keine Zeile finden gekonnt, nicht das armſeligſte, kleinſte Wort. Doch laß Dich nicht vergällen, Herz, durch den bittern Niederſchlag dieſer Gedanken!“ —

Wer ſo ächt menſchlich fühlt, wie dieſer Jude Emanuel und wie Leopold Kompert, Dem wird wohl keine Arroganz einer ſpecifiſch chriſtlich ſeinwollenden Kritik Befug und Fähigkeit zur künſtleriſchen Auſſerung menſchlichen Weſens abſprechen dürfen. Und wer ſo klar über ſein Volk denkt, hat auch ein Recht, es zu lieben.

Ein Brief aus Trieſt.

[Das Deutſchthum in Trieſt.]

Bei dem vielfachen Intereſſe welches dieſe Stadt in neuerer Zeit erregt hat, dürften nachſtehend meine Betrachtungen und Erlebniſſe vielleicht nicht unintereſſant ſein, und dazu dienen, einen Blick in die dortigen Verhältniſſe zu gewähren und ſich über das deutſche Element daſelbſt einige Aufklärung zu verſchaffen.

Vor dem Jahre 1848 hielt der Druck des ſtarren Despotismus jede Bewegung der Völker nieder, und der hie und da genährte Nationalhaß wurde von Metternich gerade dazu benutzt, einen Volksſtamm Öſtreichs durch den andern zu knechten. Daran gewöhnt, jede Regung ihres Lebens im Keime erſtickt zu ſehen, hielten ſich die Stämme auch ziemlich fern von allen Verſuchen, einen Conflict mit andern herbeizuführen. Zwar glimmte längſt der Funke im Verborgenen, den günſtigen Zeitpunkt erwartend, um zur hellen Flamme aufzulodern und den ſchrecklichen Racenkampf zu beginnen. Die Deutſchen wurden von den Slaven und Italienern als ihre Unterdrücker betrachtet, obwohl ſie unter demſelben Drucke ſeufzten. War nicht das Kommando in der Armee deutſch? war nicht die ihnen verhaßte Sprache die officielle? und die Beamten, wie ſie meinten, größtentheils Deutſche? Dies genügte, um den Deutſchen zu ihrem unverſöhnlichſten Feinde zu machen!

Der Panſlavismus tauchte auf, und ſuchte Öſtreich zu einem ſlaviſchen Staate zu machen, oder alle ſlaviſchen Völker unter die Ägide Rußlands zu bringen. Die italieniſche Propaganda war nicht minder thätig, die Deutſchen aus der Lombardei zu vertreiben, und Italiens Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zu gründen. Trieſt, mit ſeinen bunt durch einander gewürfelten Nationalitäten blieb von dem propagandiſtiſchen Treiben ziemlich unberührt, da das Handelsintereſſe das vorwiegende iſt, und der wohlhabendere Theil, bei welchem der Barometer der Procente faſt immer das politiſche Glaubensbekenntniß beſtimmt, ſich, wie überall, der Regierung zuneigte; Trieſt, als Rivale Venedigs, hatte in commercieller Hinſicht keineswegs verkannt, welche Vortheile ihm aus einer Verbindung mit Deutſchland erwuchſen, da ſein Hafen der Hauptſtapelplatz des Südens für deutſche Producte ſei, und nach der Vollendung der Eiſenbahn die directe Verbindung mit den nordiſchen Handelsplätzen hergeſtellt werde. Die Municipalität liebäugelte daher mit der Regierung, und ſah mit Freuden, wie ſich Venedig zum Kampfe rüſtete und ſeinem Untergange entgegen ging. Unter ſolchen Verhältniſſen brach der Sturm 1848 herein und mit ihm ſoderte der mühſam gedämpfte Haß in hellen Flammen auf. Die Regierung, ohnmächtig wie ſie war, vermochte nicht den Strom der Leidenſchaft in ſein Bett zu dämmen, und erlag bald der Parteiwuth.

Auch in Trieſt wiederhallte der Ruf von Mailand und Venedig: „Morte ai Tedeschi!“ und die Behörden waren nicht im Stande, einige mißliebige Perſonen vor Inſulten zu ſchützen, verhinderten aber wenigſtens den offenen Ausbruch der Revolution. Zwar wurde das Tergesteum belagert, ein Bild des Metternich, das ſich dort befand, vernichtet, und ein Beamter des Lloyd konnte nur durch die Flucht ſich dem wüthenden Haufen entziehen. Die Nachricht von Ertheilung der Conſtitution verſetzte jedoch Alles in die freudigſte Stimmung, die ſich in den tollſten Ausgelaſſenheiten und Gewaltthätigkeiten des Volkes äuſſerte, denn ſie verſtanden unter dem Worte „Freiheit“ nur die Entfeſſelung aller Leidenſchaften. Die Deutſchen, die nur etwa den achten Theil der Bevölkerung ausmachten, mußten ſich unter ſolchen Umſtänden paſſiv verhalten, konnten ſich ohne Gefahr, inſultirt zu werden, nicht einmal in ihrer Mutterſprache unterhalten.

War nun früher Mancher veranlaßt, ſich mit deutſcher Sprache und Literatur zu beſchäftigen, ſo war es jetzt wie durch einen Zauberſchlag umgewandelt. Die deutſche Sprache mußte in Trieſt bis 1848 in den Schulen gelehrt werden, und faſt jeder eingeborene Trieſtiner ſpricht

Digitized by Google

daher ziemlich gut, aber nur ungern deutsch. Seit 1848 ist es dem Belieben der Eltern anheimgegeben, ihren Kindern diese Sprache lehren zu lassen. Was die Bildung anlangt, so ist die niedere Klasse ziemlich verwahrlost. Religiös bis zum Fanatismus, scheuen sie sich nicht, zu jeder Schlechtigkeit die Hand zu bieten, wenn es nur bezahlt wird. Da diese Klasse fast ohne Ausnahme italienisch spricht, so war sie auch leicht von einigen Agitatoren zu gewinnen und für ihre Pläne zu gebrauchen. Fast mit jedem Tage tauchte ein italienisches Blatt auf, Telegrafo della sera, Costituzionale, La Frusta, Il Diaboletto u. a.; es entstand ein ordentlicher Wetteifer, für die Unabhängigkeit Italiens zu wirken, und gehörte Triest nicht zu Italien? Es bildete sich bald ein slavischer Verein, der Panslavismus zu fördern; seine Blätter suchten dafür zu wirken. — Nur die Deutschen gaben kein Lebenszeichen von sich, obschon sie den Slaven an Zahl (10,000) gleichstehen. Bei ihnen war es so weit gekommen daß im sogenannten „deutschen Casino“ Verhandlungen und Rechnungen italienisch geführt wurden! — Zwar existirte von früher her ein „deutscher Redeverein“, von dem vormaligen amerikanischen Consul, Hrn. Warrens, dem jetzigen Redacteur des Wiener Lloyd, in's Leben gerufen; aber ausschließlich aus aristokratisch-bureaukratischen Elementen zusammengesetzt, denn seine Statuten hielten jeden Andersdenkenden fern, folglich auch nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, hatte er durchaus keinen Einfluß von Bedeutung erlangt. Von Journalen erschien nur „der Lloyd“, ein Handelsblatt, in deutscher Sprache, das als solches mit den Tagesfragen wenig zu thun hatte. Im Sommer 1848 wurde er nach Wien verlegt, und wurde dort in anderer Form ein ministerielles Organ des Hrn. v. Bruck. An seine Stelle trat im December desselben Jahres der „Freihafen von Triest“, ein serviles, taktlos redigirtes Blatt, das angeblich als Organ des „deutschen Redevereins“ gelten sollte, und dessen reactionäre Principien auch würdig vertrat. Es erschien wöchentlich zweimal und brachte abgestandene Lobhudeleien der Minister, die niemanden behagten, während die italienischen Blätter täglich die Stadt überschwemmten, die Opposition immer stärker und mächtiger wurde. Ist es daher zu verwundern, wenn der „Freihafen“ eher ein wehmüthiges Kacheln erregte, als dem deutschen Element in Triest irgend welchen Vorschub leistete?

Während der Kriege in Italien und Ungarn bot die Municipalität von Triest Alles auf, neutral zu bleiben, d. h. öffentliche Demonstrationen zu Gunsten der einen oder der andern Partei zu unterdrücken, und seinen Vortheil nicht dem Parteiglück unterzuordnen, obwohl die starke italienische Bevölkerung den vor der Stadt liegenden Albini gern in ihre Mauern aufgenommen hätte, ihre Sympathien laut und ungescheut für „la Spada d'Italia“ (Karl Albert), wie für Kossuth an den Tag legte, und sich gern mit den italienischen Farben schmückte. Nach dem für die östreichischen Waffen günstigen Ausgange und dem Fall Venedigs unterließ es Triest nicht, sich als „allergetreueste Stadt (Città fedelissima) des kaiserlichen Wohlwollens zu versichern, um auf Unkosten des Nebenbuhlers zu steigen, und dessen Handel an sich zu ziehen. Natürlich mußte Östreich die revolutionäre Stadt bestrafen und die allergetreueste belohnen; jener das Freihafenprivilegium entziehen und sie vollends zu Grunde richten, diese aber, als schon im Besitz desselben, zum Kriegshafen ernennen. Auch wurde den Triestinern eine eigene Verfassung versprochen, und ein Besuch des Kaisers zugesagt, dem deutschen Element aber dadurch auch nicht der mindeste Vortheil gewährt.

Trotz diesen Chancen wüthete der Parteikampf fort, je nachdem es die Umstände erlaubten, öffentlich oder im Geheimen, und artete nicht selten in rohe Barbarei aus. Nachdem die Reaction mehr und mehr erstarkte, zeigte sie sich auch thätig, und nichts unterblieb, den Terrorismus der gesetzlichen Gewalt, Belagerungszustand u. s. w. auszubeuten, mißliebiger Gegner sich zu entledigen, und die ohnedies kühlen Sympathien zu unversöhnlichem Haß zu steigern. Der größte und einflußreichste Theil der deutschen Kaufmannschaft gehört der streng conservativen Partei an, und jede Demonstration die zu Gunsten der Regierung geschieht, wird als von den schwarzgelben Deutschen ausgegangen betrachtet. So zogen im Karneval 1849, um die Opposition zu reizen, herausfordernden aber zu demüthigen, Handlanger, Facchini*), mit einer östreichischen Fahne und unter Vortritt von Musik durch die Stadt, die Nationalhymne „Gott erhalte ꝛc.“ singend und Vorübergehende mit deutschen oder italienischen Hüten, den Abzeichen der Republikaner, insultirend oder, wenn es thunlich war, steinigend. Dies geschah, wie allgemein versichert wurde, auf Veranlassung und mit dem Gelde eines deutschen Kaufmanns.

Auf einem Ball in Monte verde verlangte das Publikum stürmisch vom Musikchor den italienischen Nationaltanz Monfrino. Der Kapellmeister entschuldigte sich, der Tanz sei verboten, gab aber, den Sturm zu beschwichtigen, nach, und die Musik begann. Hierauf treten der Kommandant der Nationalgarde und mehrere k. k. Offiziere in die Mitte des Saales, gebieten der Musik zu schweigen, und erklären, der Tanz dürfe durchaus nicht gespielt werden. Ein allgemeiner Scandal war die Folge. — Später wurde er auf allen Gassen, allen Bällen und im Theater gespielt, ohne Gefahr für die europäische Sicherheit.

Man erzählte, ein Italiener, Namens Bianchi, der als Republikaner bekannt war, versammle in seinem Hause mehrere Abende der Woche einige seiner Freunde um sich, die bei Debatten und Trinksprüchen der Republik leben ließen. Ihre Gegner wußten einige Facchini zu dingen, die den Mitgliedern dieser Gesellschaft beim Nachhausegehen auflauern und sie durchprügeln sollten. Bekanntlich ist Italien nicht arm an solchen Individuen, die für ein Paar Gulden zu Allem zu gebrauchen sind. Diese postirten sich also in der Straße der etwas abgelegenen äußern Vorstadt und erwarteten ihre Opfer. Sei es nun daß der Genius der Republik die Genossen länger beim Gelage aufgehalten, oder die Schurken ihre Anwesenheit in der Osterie für nothwendiger hielten: — kurz, sie fielen die ersten Besten an, die die Straße herabkamen, ohne sich zu überzeugen, ob es die Rechten seien. Harmlos und im Ge-

*) Als charakteristischer Zug dieser Leute mag folgende Thatsache dienen: Der Besitzer des Kaffeehauses Tomaso ließ, um seine Sympathien für die italienischen Republikaner zu bezeugen, auf seinem Schilde ein e einschalten, und nannte es fortan Tomaseo. Dies ärgerte einen sogenannten Schwarzgelben; er versprach einem Facchino eine Belohnung, wenn er die Firma herunternähme. Zur Rede gesetzt, was ihn das anginge, erklärte er: das Schild herunterzunehmen, sei er bezahlt; wenn er wieder bezahlt würde, mache er es auch wieder hinauf! — Von der Polizei wurde der Kaffeewirth angehalten, das e zu vertilgen und den alten Namen beizubehalten.

Digitized by Google

spräch begriffen kamen zwei Deutsche, aus der Champagne heimkehrend, die Straße daher, wurden unerwartet von den Räubern angefallen und dermaßen mißhandelt, daß der Eine am Hinterkopf arg beschädigt, Beide halbtodt von der Straße fortgetragen wurden und nur langsam im Spitale wieder genasen. Die Schurken entflohen und die Sache war von der Polizei bald — vergessen!

Die Deutschen in Triest hatten sich fast jedes Jahr des Besuchs einer wandernden Schauspielertruppe zu erfreuen, die dort auch eben keine schlechten Geschäfte machte. Allein unter welchen Bedingungen wurde dem Director die Betheiligung am Abonnement von Seiten der kaufmännischen Aristokratie zugesichert! — Es scheint fast unglaublich, aber es ist leider nur zu gegründet. Eine Matrone, G. v. R., verspricht und leistet dem Director bedeutende Beiträge, wenn er ihr die aufzuführenden Stücke zur Censur einschicken und die der hohen Dame etwa geschmacklos scheinenden Stellen gereinigt weglassen wolle. Daß dadurch die Gesellschaft, die sich übrigens, beiläufig erwähnt, unter Hrn. Thomé's Leitung alle Anerkennung erworben hat, oft verbindert ist, die besten Stücke aufzuführen, oder wenn sie doch über die Bretter gehen, arge Verluste erleiden und ihres Salzes gänzlich beraubt sind, leuchtet ein. Die Karlsschüler, Uriel Acosta und viele andere Stücke haben die Beweise geliefert. Wie Hohn oder Ironie klang uns folgende Stelle in der Eröffnungsrede, womit Hr. Thomé am 9. April 1849 seine Vorstellungen begann:

„Was deutsche Kunst Vorzügliches geboten,
Was sie aus fremden Zungen übertrug,
Was sie gesungen, jene großen Todten,
Die man noch immer ehrt mit Recht und Fug,
Was Neu're uns geschürzt in schönen Knoten,
Wir bringen es Euch ganz und ohne Trug.
Denn frei vom Zwang darf jetzt in diesen Hallen
Wie in ganz Oesterreich das freie Wort erschallen!

Wer die dortigen Verhältnisse berücksichtigt, wird es begreiflich finden daß ein Unternehmen dieser Art, das mit großen Kosten verknüpft ist, besonders wie die Preise in Triest stehen, auf Unterstützung des gebildeten Publikums rechnen muß; und es ist in der That dankbar anzunehmen, wenn eine reiche Dame die pecuniäre Verantwortlichkeit für ein entstehendes Deficit übernimmt. Natürlich wird man ihr dann einge Capricen zu Gute halten müssen, zumal da sie für die Ruhe und Ordnung zu sehr besorgt ist, und revolutionäre Dichterphrasen dem Publikum zu entziehen sucht, das ohnedies nach ihrer Meinung zu sehr verdorben ist.

Daß alles dies auf möglichst ausgedehnte Weise von den Feinden des Deutschthums ausgebeutet wird, die ganze Nation zum Stichblatt des Spottes und der Verachtung zu machen, und ihren Einfluß zu untergraben, leuchtet ein. Fügen wir nun noch hinzu daß dem Deutschen einestheils das stolze Selbstbewußtsein des Britten und Franzosen mangelt, die im Bewußtsein eines kräftigen Schutzes von Seiten ihrer Regierung andern Nationen gegenüber keineswegs so bülflos dastehen, wie der Deutsche, andernttheils nicht die Unverschämtheit und Frechheit der Italiener und Slaven besitzen, so ergibt sich die traurige Rolle von selbst, zu der der größte Theil der Deutschen im Auslande verdammt ist.

Diese wenigen Züge aus dem socialen Leben Triest's dürften genügen, einen Blick in die dortigen Zustände zu thun, unter denen das deutsche Element nicht eben erfreulich gedeiht. E. H.

Zur Chronik.

[Die Gestaltung Deutschlands.]

— Im Brühlschen Palais zu Dresden werden die freien Conferenzen eröffnet. Was die Vertreter des Volkes in der Paulskirche zu Frankfurt nicht zu Stande gebracht, das werden jetzt die Abgeordneten der deutschen Kabinette feststellen. — Wir wollen nicht an die omindse Bedeutung erinnern, die sich an das Brühlsche Haus zu Dresden historisch knüpft. Wir wollen auch darauf kein Gewicht legen daß der Punkt, an welchem sich jetzt das Schicksal des zu gestaltenden Vaterlandes vollziehen soll, geographisch so verschieden ist, Dresden fast eben so nahe der russischen Grenze, als Frankfurt der französischen liegt. Jedenfalls behaupte der Zar jetzt mehr Einfluß auf unsere Zustände als sich die Republik Frankreich zur Zeit anmaßte wo unsere Volksvertreter tagten. Eben so thatsächlich ist daß die Kabinette es sind die jetzt Deutschland construiren, nachdem das Volk mit der Leidenschaft seiner Parteien an dieser Aufgabe gescheitert. Wir wollen nicht Rechnung halten, wie groß das Vertrauen zur Paulskirche war, und wie groß jetzt die Besorgniß vor dem was uns der Brühlsche Palast bringen kann. Damals lauter Jubel, jetzt geheimer Argwohn in allen Gauen des Vaterlandes. Aber der Jubel und das Vertrauen hatten uns getäuscht. Mag uns jetzt der Argwohn klug und besonnen finden! Dieser Argwohn ist noch die letzte nachhaltige Zuckung der Furcht vor einem zerfleischenden Bruderkriege, den wir dem dynastischen Ehrgeize und dem Ehrgeize der Parteien verdanken sollten. Der Ehrgeiz der beiden großen Kabinette ist beseitigt, der Ehrgeiz der Parteien niederzuhalten. Wenigstens ist die Eifersucht der deutschen Großmächte der Klugheit gewichen, und die Eifersucht der Parteien wird sich nicht von neuem sinnbetäubend zu leidenschaftlichem Ausbruch verleiten lassen. Es sieht sogar danach aus daß sich mit beiden Großmächten ein Dualismus für Deutschland gestaltet. Östreich und Preußen werden sich vorherrschend die Executive der Bundesgewalt vorbehalten. Wir werden damit an Klarheit gewinnen. Die Verworrenheit unserer Wünsche war unser größter Verderb. Es steht aber auch fast zu gewärtigen daß sich in unseren Bedürfnissen ein Dualismus herausstellt. Wir werden endlich so weit sein, nach ausgetobten Leidenschaften auf das was unser bürgerliches und politisches Bedürfniß fordert, einzugehen. Und hier kann sich nach Erwägung der Möglichkeiten und Nothwendigkeiten herausstellen daß Niederdeutschland mit Preußen, Oberdeutschland mit Östreich sich in Sachen des bürgerlichen Verkehrs zu zwei großen Ganzen zusammenschließen werden, falls zwischen den Forderungen nach Handelsfreiheit im Norden, und den Forderungen eines Schutzzollsystems im Süden kein Ausgleich ermöglicht wird. Schon wies Römer in Stuttgart auf die Construction dieser zweifachen Gruppirung hin, wonach der Main die Grenzlinie beiden Zollvereinen ziehen würde. Die Nordseeküste mit den Hansestädten scheint nur im Freihandelssystem ihre Eri-

Digitized by Google

ſtenz finden zu können, Preußen kann ſeine Oſtſeeländer nicht opfern wollen, und ſchon erweiſt ſich Hannover wieder Preußen geneigt. Tritt Öſtreich andrerſeits, dem Bedürfniß nach einem Schutzzollſyſtem gemäß, mit den ſüddeutſchen Staaten zu einem Ganzen zuſammen, ſo fragt ſich freilich wo unſer Sachſen bleibt, nach welcher Seite hin es Front machen ſoll! — Wie es heißt, geht Preußen damit um, den Entwurf eines zweitheiligen Deutſchlands vorzulegen, während Öſtreich noch an der Möglichkeit einer allgemeinen bürgerlichen Geſammtheit arbeitet. Das Miniſterium in Wien ſinnt ſogar auf eine Reform des öſtreichiſchen Münzfußes. Auch in Münze und Maß wäre Einheit wünſchenswerth. — Jedenfalls wird der bisherige preußiſch-deutſche Zollverein ſo wenig wieder in's Leben treten als der bisherige deutſche Bund.

[Theater und Muſik in Leipzig.]

— Der geſuchte Held für's Schauſpiel ſcheint in Hrn. Deetz gefunden zu ſein. Hr. Deetz aus Königsberg kündigte ſich uns als Anfänger an, aber als ein Anfänger von vortrefflichen Mitteln, ungewöhnlicher Begabung und Bildung. Mehrere Momente in ſeinem Fauſt konnten als ſehr glückliche bezeichnet werden. Das Theater wird jetzt im Stande ſein, hinter der Literatur und deren bedeutenderen Neuigkeiten nicht länger zurückzubleiben. Otto Ludwig's Erbförſter, Mosenthal's Bürger und Molly, Dingelſtedt's Haus Barneveldt, Zahlhas' Touſſaint, — alle dieſe und mehrere Neuigkeiten blieb uns das Leipziger Theater noch ſchuldig. Vor der Hand ſcheint es uns den Dilettantismus einiger Stadtkinder vorführen zu wollen. Für mehr als eine Dilettantenarbeit kann ſchwerlich Wb. Schirmer's hiſtoriſches Luſtſpiel „Ein guter Tag Ludwigs XI." gelten. Die erſten Akte ſchienen uns ganz geeignet ein Privat- und Liebhabertheater zu beſchäftigen. Doch ſteht uns kein Urtheil über das Ganze zu, da wir am Abend der erſten Aufführung noch vor dem Schluß das Haus verließen, um das Concert des Pauliner Geſangvereins zum Beſten der Verwundeten in Schleswig-Holſtein zu beſuchen. Dieſer treffliche Verein jugendlicher Männerſtehlen gab in Ernſt und Scherz eine Reihe patriotiſcher Geſänge. Welch' wunde Stellen berührten in uns jetzt zwei unſterbliche Lieder: Weber's Schwertlied und Lützow's wilde Jagd! Unſer Schwert für die deutſchen Brüder iſt zerbrochen, unſerer Diplomatie wird es endlich gelingen die wilde Jagd zahm zu machen. — Frln. Meyer und Herr Behr, die trefflichen Talente unſerer Oper, unterſtützten als Soli das Concert das mehr als 500 Perſonen verſammelte.

Unter den muſikaliſchen Neuigkeiten Leipzigs heben wir ein neues Werk von Prof. Moſcheles hervor: Majurka empaſſionata. Wir bewundern die Kraft und Friſche in dieſer neueſten Gabe des werthen Altmeiſters in der Kunſt. Auch ſtehen neue Lieder von ihm zu erwarten. Sein Pult iſt reich an gediegenen kleinen Meiſterſtücken in der Liedercompoſition. Wir bezeichnen als ein an Schwung, Phantaſie und Jovialität äußerſt glückliches das Lied der Zigeunerin.

In Frln. Maria Wieck, einer jüngern Schweſter der Frau Clara Schumann, beſitzen wir jetzt für das Piano ein neues Talent, das Kenner als ein ungewöhnliches bezeichnen.

[Die Londoner Gewerbausſtellung und die Leipziger Illuſtrirte Zeitung.]

— Die in Leipzig erſcheinende Illuſtrirte Zeitung erbietet ſich zum Organ für die große univerſelle Gewerbausſtellung zu London. Sie wird nicht nur einen eigenen techniſch gebildeten Berichterſtatter nach London ſenden, ſondern auch ihre wöchentlichen Berichte mit Abbildungen der vorzüglichſten Ausſtellungsgegenſtände begleiten. Die deutſchen Induſtriellen ſind ſämmtlich aufgefordert, ihr die Zeichnungen derjenigen Sachen einzuſenden, welche nach London beſtimmt ſind, um dort durch Neuheit oder Werth von dem Standpunkte des deutſchen Gewerbfleißes Zeugniß abzulegen. Die Illuſtrirte Zeitung wird dieſe Zeichnungen in ihrer xylographiſchen Anſtalt unter Leitung des Herrn Ed. Kretzſchmar ausführen laſſen. Während auf der Ausſtellung ſelbſt bei einer ungeheuern Maſſe von Erzeugniſſen die Wahrſcheinlichkeit eines Überſehens einzelner Gegenſtände nahe liegt, wird gedachte Zeitung durch Abbildungen und Beſchreibungen dieſem Übelſtande entgegenarbeiten. Sie eröffnet dieſe ihre Illuſtrationen bereits mit dem neuen Vierteljahre.

[Druckfehler in Goethe's Werken.]

— Die vollſtändige und neugeordnete Ausgabe von Goethe's ſämmtlichen Werken in 30 Bdn. veranlaßte das Literariſche Centralblatt (Leipzig bei G. Wigand) zu folgender Bemerkung: „Was ſoll man ſagen, wenn man ſchon bei flüchtigem Durchblättern der erſten beiden Bände auch hier wieder die garſtigſten Druckfehler gewahr wird? So heißt es Bd. 1 S. 73 in dem Gedicht an Belinden:

Bin ich's noch, denn du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hälſt?

und Band 2 S. 177 Z. 6.

Als gegen ſeinen Geiſt (lies: Gaſt) das Herz am ſtärkſten quoll.

Wie ſehr iſt es zu bedauern daß die geehrte Verlagshandlung, welche bei der Ankündigung dieſer Ausgabe die Verſicherung gab, daß dieſelbe alle Wünſche befriedigen werde, wenigſtens die Wünſche Derer welche vor allem endlich einmal einen correcten Textabdruck haben möchten, nicht gekannt zu haben ſcheint!"

„In Bd. 3 und 4 — heißt es Nr. 9 des Centralblattes — wird man mit Befriedigung die Spuren einer ordnenden Hand gewahr, indem die 52 Sprüche, die in der Ausgabe von 1840 zweimal vorkommen (nämlich Bd. 3 S. 37 — 44 und Bd. 4 S. 62 — 69) gegenwärtig nur einmal, und zwar an dem Platze wo ſie hingehören, abgedruckt ſind. Eine gleiche Beſchränkung auf Einmaligen Abdruck hat ſich auch das Gedicht „Freunde, flieht die dunkle Kammer" gefallen laſſen müſſen, das man in der letzten Ausgabe nach Belieben entweder mit Überſchrift unter der Rubrik „Gott und Welt" oder ohne Überſchrift unter den zahmen Xenien leſen konnte. Der Druckfehler Bd. 3 S. 73:

Amor jubilirt und Mars den (lies: der) Krieger

iſt nichts Auffallendes, da das Gedicht in welchem er vorkommt, ſchon ſeit 1827 an dieſen Accuſativ gewöhnt iſt."

Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.

Ein Roman
von
Eliza Wille, geb. **Sloman**.

Zwei Theile.
12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Guſtav Kühne.

1850. 28. December.

Inhalt: Eine Nacht in Neubeuern. Von K. W. Vogt. — Georg Volker, von O. Müller; Ein Magyarenkönig; Politiſche Zeitgerichte von Bauernfeld; Neue Gedichte von Luiſe v. Plönnies. — Anzeige.

Die Europa erſcheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs iſt 8 Thlr.

№ 103.

Eine Nacht in Neubeuern.

Oberbaieriſche Dorfgeſchichte von **K. W. Vogt.**

Wo der Innſtrom, der Sohn des graubündtiſchen Engadein, ſich aus den Bergen Tirols hervorwälzt in die reichen fruchtwogenden Ebenen und unter die Obſtbaumhaine des Flachlandes, da ſteht, wie hingeklebt an die letzten Gebirgsfelſen, einem altertümlichen Schnitzwerke nicht unähnlich, der gewerbſame Marktflecken Neubeuern. Im Rücken dieſer Ortſchaft thürmt ſich das Granzhorn (alſo benannt von Granig i. e. Grenze) empor, deſſen etwas über 5000 Fuß abgerundetes Haupt dem Helm eines baieriſchen Soldaten gleicht, gleichſam um anzudeuten daß dieſer Berg die Grenzwache zwiſchen Baiern und Tirol bildet. An ſelbes ſchließt ſich, wie eine das Gebirge vom Flachlande ſcheidende Titanenmauer, die noch ungleich höhere und langhingedehnte Hochrieſe. Drüben aber, jenſeit des Stromes, liegt im Schatten, welchen der bewaldete Fuß des Wendelſteines, des höchſten Berges dieſer Gegend, drüber her wirft, das Schloß Brannenburg mit ſeiner prangenden Terraſſe von Obſtbäumen. Um dieſe Perle eines Ritterſitzes haben ſouveräne deutſche Fürſten geworben, aber Baierns reichſter Kavalier, der Graf von Arco-Zinnenberg, trug ſie meiſtbietend als ſein Eigenthum davon.

Neubeuern treibt Schifffahrt und Waarenſpedition von Hall in Tirol bis hinab nach Wien. Herrliche Marmorbrüche beſchäftigen Hunderte von Händen. Eine großartige Bierbrauerei darf unter den Hauptnahrungsquellen der fleißigen Einwohner nicht vergeſſen werden.

Auf dem Kulm des Felſens aber, an deſſen Wänden der Ort gleich einem Schwalbenneſte hängt, ragt in feſter, ſchauriger Herrlichkeit ein Thurm aus grauer Römerzeit empor, welcher die Kämpfe der alten Schyrenfürſten (Verwandte Odoacers) gegen Dietrich von Bern geſehen, und von deſſen Dache man durch die Innſchlucht in die Eiswelt der Tauern blickt, während zur andern Seite das ebene Land gleich einer coloritten Mappe ſich ausbreitet.

Naß und müde war ich von Walchſee in Tirol über die Berge herüber gekommen und wollte mich noch Abends über den Inn ſetzen laſſen, um meiner Heimath vor Nachts noch näher zu kommen; der angeſchwollene Strom wehrte aber dem Fährmanne ſein Werk zu thun. So blieb ich denn unter dem gaſtlichen Dache meines Wirths, welcher zugleich Steinbruchbeſitzer, Schiffmeiſter und Spediteur iſt. Wohlhabenheit ſprach ſich in der ganzen Einrichtung des Hauſes, ſtilles beſcheidenes Glück und innige Zufriedenheit in den Blicken und im Benehmen ſeiner Bewohner aus.

Ich mochte mich nicht in den Tabaksqualm der Gaſtſtube ſetzen, ſondern blieb in der Hausflur, wo ich meinen Braten von Bergwild und meinen Tirolerwein mir trefflich ſchmecken ließ. Nicht lange blieb ich allein, denn die zwei allerliebſten Kinder des Wirthes machten ſich an mich und rückten immer näher. Ihre Zutraulichkeit wuchs; endlich ſaßen ſie auf meinen Knieen und ich mußte ihnen nolens volens ein Märchen erzählen, welchem Begehr ich alſo willfuhr:

Das Wunderland „Paradies.“

Der Uraufenthaltsort der erſten Menſchen, jenes Eden, von welchem die heilige Urkunde ſo ſchön und in ſo hoher Einfalt uns erzählt, und deſſen die Stammſagen aller Nationen der Erde gleich einer Erinnerung aus der früheſten Kindheit des Menſchengeſchlechts erwähnen, iſt zwar für uns geſchloſſen und nicht mehr auffindbar, wohl gar von dieſer Erde entrückt; aber ein Wiederſchein ſeines Glanzes, ein Nachhall ſeines Götterfriedens iſt uns hienieden

Digitized by Google

geblieben in einem Wunderlande, vielmehr in einer kleinen, von der übrigen Erde mit ihren Sorgen und ihrer Trostlosigkeit abgesonderten, dabei aber ihr doch angehörenden, glücklichen Welt. Ich meine damit keines jener auf dem Korallengezweige ruhenden Eilande der Südsee, die von Palmen umfächelt im Ocean zu schwimmen scheinen wie die breiten saftgrünen Blätter der Wasserlilie auf dem friedlichen Wasserspiegel eines kleinen Landsee's ruhen. Sie ist aber doch in der Wirklichkeit zu finden, jene kleine paradiesische Wunderwelt, und nicht im Reiche der Phantasie und des Märchens; vielmehr ist sie die wahre Heimath dieser beiden buntgefiederten Genien, diese sind in Wirklichkeit nur in ihr zu finden, während die übrige Welt nur von ihnen träumt; in ihr leben sie, treten thätig handelnd auf, sind ihren Bewohnern unterthan und dienstbereit auf den kleinsten Wink. Will z. B. der Bewohner des in Rede stehenden irdischen Paradieses einen Ritt machen, so nimmt die dienstfertige Phantasie den nächsten besten, in irgend einem Winkel stehenden Stock, schafft im Nu ihn durch die Zauberkraft ihres Willens in ein stolzbrausendes, köstlich aufgezäumtes Prachtpferd, das den freudigen Paradiesbewohner wiehernd, bäumend und galoppirend dahin trägt. Sie bekleidet ihn mit den höchsten Würden, die ihm nur eben behagen. Meist ist er Offizier, wohl auch General, Feldmarschall oder Prinz. Was er in Bildern sieht, in Büchern liest, macht sie ihm zur Wirklichkeit. Ein Spagatendchen wird ihm durch sie zum goldnen Wehrgehänge, ein Spahn oder eine Haselgerte zum Damascenerschwerte, die Samenkapseln der Disteln zu behurbanten Köpfen von Türken und Mohren oder zu Ritterhelmen, aus deren geschlossenen Visiren ihm kampfmuthige Augen drohend entgegen blitzen. Von Feindeswaffen starrt das Feld der Gefahr, er ist allein gegen Hunderte, gegen Tausende — aber kühn blickt er über die gewappneten Feinde, über ihre von drohenden Spitzen starrenden Schaaren hin, sein Streitroß schäumt und stampft, die treue Klinge lodert in seiner Faust, er bricht los und hurtendweise fliegen die Köpfe der Feinde, daß die Welle davon stiebt. Unversehrt kehrt der siegreiche Held aus dem Kampfe, und dieselbe dienende Fee welche ihm den Stock zum feurigen Araber, die Haselgerte zum Schwerte umschuf, sie macht aus seiner eignen hohlen Hand die Tuba der Kalliope, mit welcher er, Held und Herold der verübten Thaten zugleich, den eignen Ruhm und die eigne Hoheit in die Welt hinausposaunt: er, Trompeter jetzt, der erst Ritter und Feldherr gewesen, beides aber mit gleichem stolzen Selbstgefühle.

Dieselbe gütige und dienstbereite Fee übt ihre freudige Kunst mit nicht minderem Eifer, um den Wünschen und Ideen der Bürgerinnen jenes irdischen Paradieses zuvorzukommen. Auf ihren Wink wird eine aus Handschuhleder verfertigte und mit Sägespähnen ausgestopfte Puppe, ja jedes mit Windeln oder Tuchlappen umwundene Holz, auf welches ein rothbackiger Apfel gespießt ist, zum lebenden, liebegebenden und liebebegehrenden Kinde, welches getragen und gehätschelt, gewärmt, gebettet und gefüttert, eingesungen, in Kleider gehüllt und entkleidet, spazierengeführt und heimgebracht werden muß, wie ein leibliches Kind das alle diese Bemühungen mit gleichem Danke, gleicher Liebe vergilt.

Die zweite Fee, das Märchen nämlich, stellt sich bei den Paradiesbewohnern Abends am Kaminfeuer ein. Sie begleitet das Gesumme der Theekanne mit Worten wie der Text die Musik, sie macht das Dunkel hell, das Leblose lebendig, und fügt dem Alltagsleben jenes würzige prickelnde Salz einer süßschaurigen Furcht vor unbekannten Dingen bei, welche sie mit allem Reize des Geheimnisses und eines heimlichen Schauers umgibt.

Aber es waltet zugleich ein Engel in diesem Paradiese, welcher jeden neuen Ankömmling mit offenen liebenden Armen empfängt, ihm die Quelle des Lebens aufschließt und ihn daran sich laben läßt, ihn bewahrt daß seine Füße an keinen Stein stoßen, daß er behagliche Wärme finde, wenn draußen Frost herrscht, und kühlen Schatten in der Hitze des Sommers.

Mit Gesang, Erzählung und Spiel sucht dieser liebende und fürsorgende Schutzengel dem Paradiesbewohner die Weile zu kürzen und ihn zu erheitern; gegen jede Gefahr vertheidigt er ihn, alle Bequemlichkeiten und jedes Angenehme des Daseins, ja dieses Dasein selbst opfert er freudig für seinen Schützling auf.

Ist aber der beneidenswerthe Bewohner dieses Paradieses eine Weile darin heimisch, so hat er es satt, und je länger je mehr. Er wünscht sich aus der purpurnen Phantasie in die aschgraue Wirklichkeit, aus den liebewarmen Armen des schützenden Genius in das kalte Leben hinaus, er sehnt sich aus wonniger Ruhe, aus rosigen Träumen zu erwachen, um ein trostlos ermüdendes Tagewerk freudeuler zu beginnen. Der Bewohner dieses Paradieses ist eben auch ein Mensch, und der Mensch ist nirgend zufrieden, am wenigsten da, wo er es am besten hat. ——

Die Kinder schienen sich an dieser Erzählung um so höchlicher zu ergötzen, je weniger sie davon verstanden. Es schien ihnen damit zu ergehen wie manchen „gelehrten" Damen mit der Philosophie oder wie gewissen jungen und alten Leuten mit den politischen Fragen des Tages.

Mehr skeptischer Natur schien die Wärterin der Kinder zu sein, um welche schätzbare Person sich der Kreis meiner Zuhörer vermehrt hatte. Sie behielt den Mund offen, so lange ich sprach, gleich als müsse sie den Fluß meiner Rede unterstützen. Als ich aber schwieg, fragte sie mit schwer zu beschreibendem Ernste: „Und ist das Alles wirklich wahr?"

Die Kleinen aber wollten wissen, wo das schöne Land

Digitized by Google

ſei. Worauf ich ihnen erklärte daß ich und ihre Eltern einſt daſſelbe bewohnt hätten, daß man aber nach einmal überſchrittenen Grenzen es nie wieder betreten könne und ſich daher Zeitlebens vergeblich danach ſehne! denn das Paradies der Phantaſie, des Märchens und der reinen ungetrübten Freuden ſei die Kindheit, der ſchützende Engel in demſelben die Mutterliebe. —

Des nächſten Morgens las ich in den freundlichen Augen der Wirthin den Dank daß ich gegen ihre Kinder gut geweſen war. Sie ſetzte ſich an meinen Frühſtücktiſch. Ihre Redſeligkeit ſprang von den Kindern auf den Gatten über und zuletzt auf die Umſtände, unter denen ſie ihn „gekriegt“ hatte. Letzteres dünkte mich eine gar anziehende Geſchichte, weßhalb ich ſie hier wiederholen will.

Mein jetziger Mann, ſagte ſie, war der einzige Sohn ſeiner Eltern, welche dieſes Haus mit allem Zubehör beſaßen. Seine Mutter hatte er in ſrüheſter Kindheit verloren. Meine noch lebenden Eltern beſitzen den Kramladen da drüben an der Ecke. Zugleich war mein Vater, bis die Gebrechlichkeiten des Alters ihn zu reſigniren zwangen, Ortsbürgermeiſter. Mein Heinrich und ich hatten als Kinder zuſammen geſpielt, waren zu gleicher Zeit zur Schule gegangen; in ſpäteren Jahren, wo die Jünglinge ſich aus dem Kreiſe der harmloſen Kinderſpiele und von dem Umgange mit den kleineren Mädchen reißen, um ſich an die Geſellſchaft der erwachſenen ledigen Burſche anzuſchließen, da wollten die Leute an Feierabenden, wo die unverheiratheten jungen Männer mit lautem Sang und brennenden Pfeifen durch die Straßen zogen, während Frauen und Mädchen plaudernd und „heimgartend“ auf den Bänken vor den Häuſern, die Männer aber bereits im Wirthshauſe ſaßen, — da wollten die Leute, namentlich meine Baſen, bemerken daß der goldne Löwenheinrich (wie man ihn ob des Schildes ſeines Vaterhauſes zu nennen pflegte) vor unſerer Wohnung ſeine Stimme heller erklingen laſſe, ſich mehr zuſammennehme und eine ſtolzere Haltung zu behaupten ſuche als im ganzen übrigen Marktflecken. Als ich aus der Feiertagsſchule getreten war und Winters darauf den Bürgerſchützentanz mit meinen Eltern beſuchen durfte, war ich Heinrich's erkorne Tänzerin und meine „Kamerädinnen“ neckten mich mit ihm. Nächſtes Frühjahr mußte Heinrich anfangen an ſeines Vaters Statt die Schiffzüge zu begleiten und war immer unterwegs zwiſchen Hall und Wien; ja bis tief nach Hungarn kam er hinab. Ich aber wurde von meinen Eltern auf ein Jahr zum Schuhbräu nach Aibling geſendet, wo die Gäſte der dortigen Sool- und Moorſchlammbadanſtalt und die übrigen, in jener reizenden Gegend ihren Sommeraufenthalt nehmenden Fremden ſo delicat ſpeiſen wie in den erſten Gaſthöfen der Hauptſtadt — nur billiger. Da lernte ich nun kochen, ſah aber meinen Jugendgeſpielen, welchen das Reiſen ſehr braun, zugleich aber ſehr hübſch und gewandt machte, äußerſt ſelten. Wenn es aber geſchah, brachte er mir auch etwas Hübſches aus Wien, Peſth oder Innsbruck mit.

Es iſt etwas Schönes um die Schiffzüge auf dem Inn, von denen ſo viele Leut' ihr Brot haben. Wenn nur die theuern Zölle nicht wären! Wir wünſchten uns gar nicht mehr von der deutſchen Einheit, als daß die Mauthämter in ganz Deutſchland aufgehoben würden! Dabei danken wir Gott daß dieſer unſer Strom ſo wild und unſtät iſt und eine Dampfſchifffahrt gar nicht leiden würde, durch welche unſer Gewerb und der Flor unſers Orts gänzlich darnieder gelegt wäre!

Als der Winter die Schiffzüge einſtellte, kam Heinrich in eine Weinhandlung nach München, die Kellerei zu erlernen, und nun ſahen wir uns gar nicht mehr. Doch wollten wir nicht vergebens ſchreiben gelernt haben; daher wir uns fleißigſt Briefe ſendeten.

Ich war wieder zu Haus bei meinen Eltern und grade ſehr trüben Sinnes, denn ich hatte — zum erſten Mal ſeit Beginn unſrer Correſpondenz volle acht Tage keinen Brief erhalten, als ich in das ſchönſte Zimmer unſers Hauſes von der Mutter berufen wurde. In der Meinung, ich müſſe ihr etwas aufräumen helfen oder ſonſt bei einem Geſchäfte zulangen, eilte ich im Sprunge dahin und — blieb an der geöffneten Thüre wie feſtgebannt, dabei aber wankend und einer Ohnmacht nahe. Meine Eltern, die gar feierlich und gerührt auf mich blickten, ſaßen in Geſellſchaft des goldnen Löwenwirthes vor einem Glaſe unſers beſten und älteſten Weines nebſt dazu paſſenden Erfriſchungen, wie man ſie hierorts nur den geehrteſten Gäſten vorzuſetzen pflegt. Der Löwenwirth aber war gar ſtattlich, als ging er zur heiligen Communion, in ſeinen langen feinſten Tuchrock mit den ſilbernen Knöpfen von durchbrochener Arbeit und in die blaue Sammtweſte gekleidet, aus welcher das ſchwere Uhrgehänge herabhing. Im Knopfloche trug er einen mächtigen Blumenſtrauß. Von des Vaters Seite erhub ſich Heinrich in jugendlicher Manneſchönheit, — ſein Schnurrbart war mir etwas ganz Neues, — und trat in ſchüchterner Verlegenheit, aber doch verklärten, wonneſtrahlenden Auges auf mich zu. Er reichte mir die Hand... Mehr weiß ich von der Geſchichte jenes Tages nicht; ſie iſt in meinem Gedächtniſſe wie die Erinnerung eines Traumes. — Ich war Braut, die altbereitete Braut des reichen Goldenen-Löwen-Heinrich. Meine Eltern ſchwammen in Seligkeit über meine gute Verſorgung, meine Baſen prieſen mich glücklich, meine Geſpielinnen thaten fremd gegen mich und zogen ſich von mir zurück. Heinrichs Vater war gegen mich ſo gut, ſo zärtlich, wie nur ein liebevoller Vater ſein kann. Hoffte er doch zu ſeinem einzigen geliebten Sohne nun in mir eine gleich theuere Tochter zu gewinnen, und eine liebe Tochter war ja das Einzige geweſen, ſo von ſeinem vollen Glücke noch abging.

Heinrich und ich, wir waren zwei, im höchſten Sta-

Digitized by Google

dium der Seligkeit befindliche, untrennbare Beſtandtheile eines Ganzen, zwei in einander verſchmolzene Seelen; ich lebte nur mehr in ihm, er nur noch in mir. Ich kann mir das erſte Zuſammenleben unſerer Ureltern im Paradieſe nicht anders denken! — Zweimal waren wir bereits von der Kanzel verkündet, an der Hochzeitſe wurde bereits die Tanne gefällt, deren Zweige das Thor des goldenen Löwen bei meinem Einzuge ſchmücken ſollten. . . . . .

„Ich hatte im Anfange Ihrer Erzählung vermeint, Ihrer Heirath ſeien bedeutende Hinderniſſe im Wege gelegen?“ bemerkte ich, ward aber mit dem Bedeuten zum Schweigen gebracht: ich ſolle den Tag nicht vor Sonnenuntergang loben.

Das Thor des goldenen Löwen war bereits geſchmückt, fuhr die Erzählerin fort, die Glocken des Pfarrkirchthurmes läuteten zu unſrer Trauung, die Muſik, die geladenen Gäſte ſtanden bereit, die Braut zur Kirche abzuholen. Der Bräutigam wartete nur des Vaters, welcher heute ganz beſonders lange zu ſeinem Anzuge, zu Bereitung ſeines Frühſtücks zu brauchen ſchien, denn der alte Herr machte ſeinen Kaffee ſich täglich ſelbſt. Die Geduld eines Bräutigams, ſagt man, iſt ein zerbrechlich Ding. Heinrich trat in das Zimmer des Vaters und bemerkte mit Schrecken daß der gute alte Mann noch tief im Bette lag, feſt ſchlummernd, wie es ſchien. Heinrich faßte des Schlafenden Hand — ſie war kalt und ſtarr, die Hand einer Leiche. Aus dem Hochzeitfeſte wurde eine Funebralfeier. Unſre Verbindung war um ein ganzes Trauerjahr, ja wohl ein Trauerjahr, hinausgeſchoben. Heinrich war urplötzlich in ein Meer von Mühe und Sorgen geſtürzt, von Sorgen die er bisher gar nicht gekannt hatte. Statt an der Seite ſeiner Braut, ſaß er nun vor den Rechnen- und Einſchreibebüchern des Vaters, las die ausſtändigen Schuldpoſten, las die eingetragenen, von dem Vater berichtigten Zahlungen, verglich das „Soll“ und „Haben“, fand aber zu ſeinem größten Schrecken weder Quittung noch Schuldbriefe; durchaus keine Documente!

Dieſe ſeine Verlegenheit ward ortsbekannt, die Kunde davon verbreitete ſich in der Umgebung. Forderungen die in ſeinen Büchern als getilgt angeführt waren, wurden laut; Schuldner leugneten ihre Verpflichtung. Heinrich konnte hier nicht bezahlen, wurde dort mit der Diffamationsklage verfolgt, er und ſein würdiger, im Grabe ruhender Vater wurden geſchmäht, als Betrüger ausgeſchrieen, der alte ehrenhafte Ruf des goldnen Löwen war untergraben, der redliche, bisher ſo geachtete Name ſeiner Beſitzer ein Gegenſtand des Spottes giftig ſchadenfroher Zungen geworden.

Ich ließ von Heinrich nicht, ſo ſehr mich Verwandte und Nachbarn auch beſtürmten. Mein Vater half, wo er helfen konnte, es reichte nicht aus. Endlich wurden alle Anſtalten getroffen Heinrichs Vaterhaus und Anweſen zu verkaufen, um die Gläubiger zu befriedigen. Mein Vater hatte ihm das eigne Haus angeboten, wollte ihm ſein Anweſen mit dem Handelsrechte übergeben, wie ein Vater dem Sohne. Heinrich nahm es nicht an, denn in dem Orte, wo ſein Vater geſchmäht, wo ſeine eigne Ehre angetaſtet war, konnte und mochte er nicht leben. Sein Ränzchen war geſchnürt, er wollte in der weiten Welt ſein Fortkommen ſuchen — und wie er es gefunden, kommen und mich holen.

Ich war zu jener Zeit ein Bild des Schmerzes. Zum letzten Male ſaß Heinrich in des Vaters Schreibſtube, weinend, denn er hatte Abſchied genommen von Allen, die ihm noch theuer waren auf Erden, und jetzt galt es ſich auch von dem wohlgetroffenen Bilde des Vaters zu trennen, welches den Verewigten in voller Mannsgröße und ſtehend darſtellte, und ob dem Schreibtiſche an der Wand hing. Wie milde und freundlich die theuern Züge des würdigen Mannes ihn anlächelten! Dieſes Vermächtniß durfte nicht im Schiffbruch ſeines Erbes, ſeines Glückes mituntergehen. In meiner Eltern Hauſe, dem innig befreundeten, ſollte es aufbewahrt werden, ein werthes Andenken an den Geſchiedenen und an vergangene ſchönere Tage. Nur auf den freilich kaum zu hoffenden Fall daß es ihm gelänge eine neue Heimath zu finden, wollte er des Vaters Bild mit der treuen Braut zugleich abholen.

Schon hörte er auf der Hausflur die Leute welche es in unſer Haus tragen ſollten. Er ermannte ſich, ſtieg auf den Schreibtiſch und fühlte an dem Rahmen umher, wo und wie dieſer an die Wand befeſtigt ſein möchte. So fand er eine verborgene Feder, die ſeinem Drucke nachgebend eine dicke eiſerne Thüre, in welche das Gemälde eingeſchraubt war, und ſomit den Eingang zu einem bomben- und feuerfeſten Gewölbe vor Heinrichs erſtaunten Blicken öffnete. Das Gewölbe enthielt außer mehreren auf dem Steinboden liegenden Säckchen mit Silbermünzen und aufgehäuften Rollen Gold noch ein kleines Hausarchiv, eine Regiſtratur, in welcher alle ausbezahlten Summen quitirt, alle ausgeliehenen oder ſonſt ausſtändigen Gelder durch Documente bewieſen waren.

Die Ehre des Hauſes war gerettet, des ſeligen Vaters guter Name wieder rein und makellos; ich durfte nicht mehr um Heinrich weinen! Dieſer Gedanke erfüllte ſeine ganze Seele; an ſich ſelbſt dachte er nicht. Aber der plötzliche Übergang vom bitterſten Schmerze zu ſolcher Seligkeit überwältigte ihn. Erſt nach geraumer Zeit vermochte er ſich wieder zu faſſen, im innigſten Dankgebete zu Gott, ſeinem Retter und Helfer, das gepreßte übervolle Herz zu lüften und Kraft zu finden, auch uns zu dieſer plötzlichen Wendung des Glücks ſchonend vorzubereiten.

Bald hernach kam die Gerichtscommiſſion von Roſenheim um zu inventiren, zu protocolliren, zu regiſtriren, zu obſigniren, zu ſubhaſtiren und vor allem die Taxen und Sporteln zu requiriren. Hinter dem Schreiber, den Schätzleuten und dem Gerichtsdiener aber drängte ſich der Schwarm von ſogenannten „Gläubigern“ des Verlebten, von Neugierigen und Andern in das Haus, die bei Heinrichs Schiffbruche von dem Strandrechte profitiren und gute Beute machen wollten. Heinrich verſtändigte den Gerichtsaſſeſſor von der in ſeiner Lage eingetretenen Veränderung; er trat Denen die Forderungen an ihn machten, wie Jenen, ſo ihre Schulden und Ausſtände ihm leugneten, mit würdiger Ruhe entgegen, legte Erſteren die von ihnen ſelbſt ausgeſtellten Quittungen, den Zweiten ihre eignen Schuldverſchreibungen vor, aber ohne ein Wort zu ihrer Beſchämung zu ſagen. Er verzieh Allen die feindlich gegen ihn aufgetreten waren, und half und hilft jedermann ohne Ausnahme nach Möglichkeit.

Die Sonne des Glückes iſt bei nie getrübtem Himmel ungleich minder herrlich und ſtrahlenvoll als wenn ſie uns durch den Flor kaum geſtillter Thränen anlächelt. So genoſſen auch wir unſer Glück, welches uns ſeit jener Prüfung durch Gottes Gnadenſegen treu blieb, in erhöhtem

Digitized by Google

Maße. Ich ward nach vollendeter Trauerzeit Heinrichs glückliche und beneidenswerthe Gattin und bin selig als Mutter seiner Kinder.

Wie arm, dacht' ich, iſt gegen ſolch erfülltes, wirkliches Menſchenleben mein — Märchen vom Paradieſe! Hier war ein Paradies voll Wirklichkeit!

Zur Bücherſchau.

Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Drei Bände. Von Otto Müller. Bremen, Franz Schlodtmann, 1851.

⊙ Eine anziehende Handlung iſt hier mit den Begebenheiten des Revolutionsjahres geſchickt verflochten. Die Scene iſt eine fingirte Grafſchaft Nellenburg im Odenwald. Der regierende Graf iſt ein Vollblutariſtokrat, der im Verein mit ſeinem Ammann, einem eingefleiſchten Büreaukraten, in ſeinem kleinen deutſchen Lande ſo viel Böſes thut und ſo viel Gutes unterläßt als nur möglich. Seit lange leidet und murrt das Volk, und alle Elemente einer Erhebung ſchlummern ſchon unter der Aſche. Da kommen die Februartage in Paris und ihr Wiederhall durch ganz Deutſchland. Auch der Odenwald erhebt ſich unter Anführung dreier Häupter, des Bauerngutsbeſitzers Georg Volker, des Frankfurter Patrizierſohnes Germanos, und des alten penſionirten Hauptmanns Bär von Bärenhorſt. Dieſe ſtellen ſich an die Spitze, Jeder durch andere Motive getrieben: der Hauptmann aus Haß gegen den Grafen, Germanos aus ſchwärmeriſcher Geiſtesrichtung, Volker aus Liebe zur gerechten Sache der Bauern. Der Hauptmann will aber von einer Republik nichts wiſſen, Germanos will ganz Deutſchland republikaniſiren, Volker bezweckt nur beſſere Zuſtände für die Leidenden. Volker, wiewohl nur ein Bauer, iſt der natürliche Sohn des verſtorbenen alten Grafen Leopold von Nellenburg, und alſo der Bruder des Grafen Alfred. Dieſer haßt ihn tödlich, und trachtet unter der Maske der Freundſchaft darnach ihn um ſein Beſitzthum zu bringen. Die Intriguen, welche hier geſpielt werden, der Diebſtahl einer Schenkungsurkunde ꝛc. führen Scenen von großer Spannung herbei, die durch Mitwirkung mehrerer Nebenperſonen ein mannigfaltiges Intereſſe bieten. Unter dieſen ragen beſonders hervor die Comteſſe Eugenia, und Annli, ein von Zigeunern abſtammendes Mädchen, die in Volkers Hauſe erzogen worden. Beide lieben Volkern, und Annli wird wieder geliebt. Beide ſind edle Charaktere, und beſonders iſt Annli anziehend und merkwürdig wegen ihrer ſchwärmeriſchen Stimmungen. Die Comteſſe bildet einen wohlthuenden Contraſt gegen den ſchroffen Adelsſtolz und die Volksverachtung ihrer vornehmen Verwandten, des Grafen Alfred und ſeiner ſtolzen Gemahlin. Dieſe Perſonen bilden den edleren Beſtandtheil der Handlung. Im zweiten Range ſteht Paul, der Bruder Annli's, der als Sergeant in der Armee dient, und aus Rache gegen den Grafen Alfred, den Verführer ſeiner Mutter und Schuldträger am Selbſtmord ſeines Vaters, ſeine Fahne verläßt und ſich der Revolution anſchließt. Noch tiefer ſteht der verworfene Sträfling Buhl, der, kaum aus dem Zuchthaus entlaſſen, ſich an die Spitze eines Haufens von Verbrechern und Geſindel ſtellt, und durch Brand, Raub und Mord die Revolution entehrt. So bringt der Verfaſſer alle Motive der Schilderhebung in ſein lebenvolles Bild.

Die Revolution in der kleinen Grafſchaft ſcheitert, das Militär ſiegt, die Reaction tritt ein. Germanos und der Hauptmann Bär entfliehen in die Schweiz, Volker erſchießt ſich, Buhl bleibt todt bei der Erſtürmung des Schloſſes Nellenburg, und Paul wird ſtandrechtlich erſchoſſen. Hier ſcheint uns die poetiſche Gerechtigkeit etwas zu grauſam verſäumt. Der Graf und ſein Ammann kommen allzu wohlfeilen Kaufs davon. Denn daß das Schloß Nellenburg von Buhl's Haufen geſtürmt und verbrannt wird, daß Graf Alfred vor Paul's gerechtem Zorn aus dem Fenſter ſpringt und ſchmachvoll entflieht: das verſöhnt uns nicht genug mit dem Schickſal, zumal da Paul, indem er dem Grafen nachſpringt, ſich den Fuß verſtaucht, nicht weiter kann, gefangen wird, und dann ſtandrechtlich ſein Leben laſſen muß. Dieſer Sergeant hat ſo lebhaft intereſſirt, der Graf hat ſo lebhaft indignirt, daß es weh thut, den Erſten untergehn, den Zweiten ſtraflos davonkommen zu ſehen. Einen Säbelhieb wenigſtens hätte der Verfaſſer hier octroyiren können. Und vollends der Ammann Leo! Dieſer Erzſchurke, der Anſtifter von allem, was am Volke ſowohl als am Georg Volker geſündigt wird, der Helfershelfer bei jedem Frevel des Grafen, der nichtswürdigſte aller Büreaukraten, er kommt ganz glücklich davon, er wechſelt die Kleider mit einem Blödſinnigen; die Verfolger erſchlagen Dieſen und Leo entwicht! Er lebt vielleicht jetzt in irgend einem Winkel Deutſchlands mit ſeinem zuſammengeſtohlenen Vermögen herrlich und in Freude, und niemand darf ihm etwas anhaben, denn er hat ſich bei der Revolution nicht betheiligt, und iſt folglich eine persona grata. Nicht? — Eben ſo weh thut es und daß Volker in dem Gefecht bei Görgenhauſen, auf die Nachricht von der Beſtürmung des Schloſſes Nellenburg, die Volksfahne verläßt, um dem Grafen zu Hülfe zu eilen, wodurch er den Sieg des Militärs veranlaßt. Das Schloß Nellenburg, und ſelbſt die ihm theure Comteſſe Eugenia mußte dem Mann des Volks nicht mehr am Herzen liegen als die Sache des Volks. Wer hier nicht ein Brutus zu ſein vermag, der muß gleich beim Anbeginn die Brutusrolle nicht übernehmen. Wo der Held des Romans aufhört ein Held zu ſein, da wenden wir uns um ſo ſchmerzhafter von ihm ab, je lebhaftreren Antheil wir an ihm genommen.

Wiewohl die meiſten Situationen des Romans natürlich ernſter Natur ſind, ſo fehlt es doch auch nicht an einigen heitern Momenten, unter denen eine Viſite Volkers und ſeines Freundes Germanos auf Schloß Nellenburg beſonders hervorragt. Die beiden Freunde kommen eben zu einem Bankett hochadeliger-Herren, wo der Champagner ſtromweiſe fließt. Germanos, dem die Univerſitätsjahre noch anhängen, thut des Guten zu viel, und geräth unvermerkt in einen gewiſſen exaltirten Zuſtand. Doch weiß er ſich zu beherrſchen, und ſo lange nur Herren gegenwärtig ſind, faſt alle eben ſo begeiſtert wie er, geht alles noch gut. Das Bankett geht aber zu Ende, die Herrengeſellſchaft empfiehlt ſich, und Graf Alfred behält die beiden Freunde zum Thee, um Germanos ſeiner Frau, der Gräfin Ma-

Digitized by Google

thilde, und seiner Cousine, der Comtesse Eugenia, vorzustellen. Volker zittert für Germanos, dessen Zustand einen Scandal erwarten läßt. Laß mich nur machen! sagt Germanos, ich werde bei der Gräfin den schweigsamen Philosophen spielen, und hat mich erst einmal ein weicher Fauteuil aufgenommen, so kannst Du sicher sein daß ich eher einschlafe als eine einzige Albernheit begehe oder sage! — Und so benimmt er sich auch, als er nach den ersten Begrüßungen festsitzt. Eine aristokratische Damengesellschaft umgibt den Theetisch, Volker thut sein Möglichstes, die Unterhaltung zu beleben, Germanos schweigt und starrt auf seine Fußspitzen. Auf alle Anreden und Fragen der Gräfin hat er nur ein Nicken zur Antwort, das Gespräch geräth in Stockung, eine Verstimmung tritt ein, die der gesellige Takt kaum zu maskiren vermag. Plötzlich kommt eine fürstliche Depesche mit der Nachricht von der Revolution in Paris. Nach dem ersten Schreck, wo alles verstummt ist, fängt der Wein von neuem in Germanos' Adern zu sprühen an, sein demokratisches Blut kommt in Wallung, alles schwankt und wankt vor seinen Blicken, seine Stirn glüht, er greift nach einer krystallenen Karaffe, um durch Wasser sich abzukühlen, aber die Karaffe zerbricht unter seinen Händen und überströmt eine Dame und den Mops auf ihrem Schooße. Mit unsicherer Stimme wendet sich Germanos an die Hausfrau und will eine Entschuldigung stammeln. Der ganze Abend, entgegnet sie ironisch, hat uns ja Unglück gebracht! Ich bin überzeugt, ohne die Pariser Revolution wäre uns dieser Schreck erspart worden! — Mit diesen Worten ist der Funke in's Pulverfaß geworfen. Die Revolution! schreit plötzlich Germanos, von allen bösen Geistern und Dämonen seines Lebens gepackt, — ja, Sie haben recht, gnädige Frau, die Revolution ist uns näher als wir alle denken, heut in Paris, morgen in Wien, übermorgen vielleicht in Petersburg! Wer kann wissen wo sie ihren Weltlauf beschließt! Throne werden stürzen, der Absolutismus wird seinen letzten Trumpf ausspielen, aber die Völker werden ihm das va banque! seiner Vernichtung entgegendonnern, und vielleicht noch schneller als der Frühling aus der Knospe in die Blüthe tritt, bricht der Sturm auch in Deutschland los! Dann heißt's: Schwert heraus! Zopf hinein! wenn der rothe Phönix der Freiheit über'n Rhein fliegt, und vor seinem helltönenden ça-ira-Gesang die Geier der Despotie frächzend die Flucht ergreifen! Madame, gnädige Frau, und Sie, kleine geniale Blondine, lassen Sie uns noch in dieser Stunde vereint zum neuen Bund der Menschheit brüderlich uns die Hände reichen! Denn bald, das schwör' ich Ihnen, so wahr ich ein Republikaner bin, bald wird es in Deutschland keine Fürsten mehr geben und keine Grafen, sondern nur freie glückliche Bürger! Und der schönste Titel, mit dem der Deutsche sich schmückt, wird heißen: Republikaner! Ja, ich sag' es ja immer, dieses Hundeleben muß ein Ende nehmen, und wär's auch ein Ende mit Schrecken, und sollten auch alle Aristokraten — — Hier schlägt Germanos mit der geballten Faust auf den Tisch, und wird von Volker festgehalten. — Diese Scene ist von unwiderstehlicher Wirkung, und mit solcher Wahrheit herbeigeführt und geschildert, als hätte der Dichter sie persönlich irgendwo erlebt.

Eine Scene ernster Natur ist eben so kräftig durchgeführt. Es ist das Zusammentreffen Volkers mit dem entlassenen Zuchthaussträfling Buhl, einem durch den Buchstaben des Gesetzes zu Grunde gerichteten und dadurch tief verwilderten Verbrecher. Zwölf Jahre, im Zuchthaus verlebt, haben ihn nicht gebessert, sondern nur noch mehr demoralisirt, weil er fühlt daß er durch Schikane zum Verbrechen getrieben wurde. Geschehen ist geschehen! sagt er zu Volker, und ich bereue es noch bis zur Stunde nicht. Auf Volker's Vorstellungen erwidert er: Was Recht! Was Richter! Mein Recht war, nicht zu leiden daß des Müllers Wassergraben meinen Acker ruinirte. Darum fing ich Prozeß mit ihm an und hatte schon meine Sache so gut als gewonnen, als der reiche Mehlwanst, der nicht mehr wußte, wo aus, wo ein, den Amtmann Leo mit Geld bestach, daß Dieser schließlich noch gegen mich abutheilte. Ich setzte mein Letztes dran, und appellirte vom Amt an's Hofgericht, und von da an den Appellhof, aber überall erhielt ich abschlägigen Bescheid, und jedes Papier kostete mich neues Blutgeld. Derweil lag daheim mein armes Weib darnieder; ich konnte weder Doctor noch Apotheker bezahlen, weil der Advocat mir alles weggehrte. Der Müller aber mahlte immer lustig drauf zu, und steckte dem Amtmann so viel goldene Büchse in die Tasche, daß alle Welt davon redete, wie die Schelme mich ruinirten. Und als mein Weib in Kummer und Elend gestorben war, hatte der Schuft in der Mühle heimlich alle Schuldbriefe an sich gekauft — ach, sie lag noch auf dem Stroh, da kam der Vogt des Amtmanns, verkaufte meinen Hof, verkaufte mir die Frucht auf dem Halme, und die letzte Kuh, die ich noch im Stalle hatte, ersteht mein Todfeind, der Müller. Lustig wollte sie mir der Knecht von der Krippe losbinden. Laß die Kette zurück! rief ich ihm zu. Der Müllerknecht lachte mich an und sagte: Wem die Kuh gehört, dem gehört auch die Kette. Das konnt' ich nicht mit ansehen. Mein Recht war dahin, so wollt' ichs einmal mit dem Unrecht versuchen! Und ich erschlug den Volker, man hat Euch damals nicht gut und menschlich behandelt. Es ist, wie Ihr sagt; der Müller und der Amtmann staken unter einer Decke, und der Amtmann schrieb einen falschen Bericht über Euch an das Hofgericht, unterschlug außerdem wichtige Akten, und so ging Eure Sache verloren. — Beide schreiben, Buhl mit dem festen Vorsatz, sich an dem Müller zu rächen, Volker mit dem eben so festen, den Müller zu warnen. — Wodurch, sagt er zu sich selbst, unterscheidet sich nun dieser Verbrecher von Jenen, die ihn mit dem blutigen Kainszeichen gebrandmarkt haben? Schändlicher Eigennutz und beispiellose Pflichtvergessenheit schließen einen Bund mit dem starren Buchstaben des Gesetzes, um einen Menschen zu verderben, den sie Schritt vor Schritt zum Verbrechen drängen, in dessen schuldreiner Seele sie methodisch den glimmenden Funken der Leidenschaft bis zur verzehrenden Flamme des Jähzorns entzünden, den sie so lange verfolgen, hetzen, peinigen, so lange in dem Labyrinth des modernen Rechtsstaates herumjagen, bis er, am Rande des Abgrunds angelangt, aus einer Beute der Verzweiflung ein Opfer höllischer Mächte wird, und zur Holzart greift, dem Werkzeug seines letzten Rechtes und seiner ersten Missethat. Mitten in der menschlichen Gesellschaft, die sich mit ihrer Ordnung, mit ihrer Humanität und Gesetzlichkeit so selbstgenügsam brüstet, wird der Elende, der nirgends Schutz und Hülfe findet, zum Morde gedrängt. Vergebens ruft er Gesetz und Menschlichkeit an, vergebens gibt er sein

Digitized by Google

nen letzten Heller hin, um nur sein gutes Recht zu behaupten — der Staat, der mit tausend Argusaugen wacht, den Verbrecher zu erreichen, er hat keinen einzigen weisen und gerechten Richter, dessen Auge die Nacht der List und Bosheit durchschaut und sich der Sache des Verfolgten annimmt. Erst da dieser zur Selbsthülfe greift, tritt der Staat als strafende Nemesis dazwischen, und schleudert Den den er nicht retten konnte, mit dem rubigsten Gewissen in das Reich der Verdammniß. Jetzt auf einmal ist der gerechte Richter gefunden, der des beleidigten Gesetzes Ansehen aufrechthält, und den Feind und Störer der öffentlichen Ordnung zur Strafe zieht, weil Dieser sich erdreistet hat, sein verlornes Recht mit Gewalt zu vertheidigen! — — Ignaz Loyola (schließt Volker sein Selbstgespräch) war ein Stümper gegen den erfindertischen Kopf, der die Ordensstatuten zu jener weltlichen tausendgliedrigen Mandarinengesellschaft entwarf, die in Kette und Krone ihre beiden Symbole verehrt, Altar und Richterstuhl in ewigen Pacht genommen hat, und sich Büreaukratie nennt! In ihrer Santa Casa liegen die Akten von mehr als einem Weibig begraben, und das deutsche Volk wird elend bleiben, so lange dieser Geier an seiner blutenden Prometheusbrust nagt.

In den Gesprächen zwischen Volker und Germanos werden alle Anschauungen einer deutschen Revolution abgehandelt, jeder Grund und Gegengrund mit deutscher Gründlichkeit erwogen, kurz, dieses Thema wird wie ein Globus nach allen Seiten gedreht, betrachtet, geprüft und erklärt. Und all dieß in einem natürlichen, markigen und poetisch schönen Style. — Das muß man und Deutschen lassen: wenn wir auch in unsern Revolutionen nicht zweckmäßig zu handeln verstehen, so wissen wir doch hinterdrein trefflich und treffend darüber zu schreiben!

Ein Magyarenkönig. Balladen. Leipzig, Grunow und Comp. (61 S., mit einem radirten Kupfer).

— Der Held dieses interessanten Balladencyklus, König Salomo, aus dem Stamme der Arpaden, 1051 geboren, war siebenjährig, als sein Vater Andreas ihn krönen ließ. Dies gab Veranlassung zum Kriege zwischen Andreas und seinem Bruder Bela. Dieser siegte, Jener wurde auf der Flucht von den Hufen seiner eigenen Reiterschaaren zertreten. Im dritten Jahre seiner Regierung saß Bela in Dömös zu Gericht; plötzlich brach der Thronsessel unter ihm zusammen, zum Tode verletzt starb er bald darauf. Seine drei Söhne, alle drei reif zum Throne und des Thrones würdig, strebten — beispiellos in der Geschichte — nicht nach der Krone: sie traten sie ihrem Vetter Salomo ab unter der Bedingung, ihnen nach Geburt und Verdienst Macht und Ehre zu gönnen. So ward Salomo zum zweiten Male gekrönt. Böse Rathgeber störten das freundschaftliche Bündniß; die drei Vettern flohen nach Polen und kehrten mit einem Heere zurück. Der Friede ward vermittelt, Salomo zum dritten Male gekrönt. Die Vettern erhielten den Herzogstitel und den dritten Theil Ungarns als Eigenthum. Wie die Krone damals des Königs, so war das Schwert das Herzogs Zeichen. In der ersten Ballade bietet Salomo dem Vetter Ladislaus die freie Wahl zwischen Krone und Schwert an, und ist bereit, sich mit dem Schwerte zu begnügen, falls der Vetter die Krone vorzieht, hat aber den Henker mit dem blanken Beile hinter sich, um sofort zu bethätigen, wie er das Schwert handhaben würde. Der Herzog wählt das Schwert, der Henker zieht sich zurück, der Pact ist geschlossen. Dennoch wird der König zum Verräther. Ein Graf Vid räth ihm nicht blos die Würde, sondern auch die Macht allein zu besitzen; ein Abt belauscht in der Kapelle den Plan zum Treubruch, und der Krieg lodert von neuem auf. — Dies wirft einen guten Blick in die Geschichte Ungarns; Polen hat uns ähnliche Scenen aufzuweisen. Der Dichter widersteht selbst nicht dem Gelüst zu Parallelen mit der Gegenwart.

Du stolzer Königssprosse so jung ein König schon!
Noch erst der Knaben Genosse, nun Herrscher auf dem Thron!
Früh selbst du die Geschicke von einem Volke wägen,
Recht sprechen mit scharfem Blick, Fluch künden oder Segen.
Und fingen schon seile Leiter daß du ein Weiser ganz,
Und kunst'ger Thaten Feirer von einem Lorbeerkranz.
Als deiner Weisheit Preben laß aus dem Land sie stäuben,
Laß eigne Kraft dich loben, nicht Weihrauch dich belauben!
Kaum schwärzt das Kinn noch Flaum dir, o König Salomo!
Zeit war gegönnt noch kaum dir zu Thaten frei und froh.
Du mußt dich jetzt ermuthigen; in der Geschichte Blättern
Emsi schreibt zu dich mit blutigen, vielleicht mit goldnen Lettern.
Ob zu der Menschheit Heroen dich einst die Nachwelt weiht,
Ob sie an die Neroen mit einem Fluch dich reiht:
Noch bist du Herr des Geschicks, ob deiner Thaten dunkeln,
Ob lichten Sternenblickes sie über der Gruft dir funkeln.

In der Schlacht flieht der König vor dem Herzog. Als die Seinen sich darob verwundern, weil sie ihn sonst als einen der Tapfersten kannten, ruft Salomo: Nicht vor diesem Manne floh ich, aber zwei Engel sah ich über ihm mit gezücktem Schwertern. In der That halten zwei gestügelte Engelsgestalten das Diadem in der ungarischen Krone, mit welcher König Stephan der Heilige im Jahre 1000 zu Gran gekrönt wurde. Die alte Krone macht jedoch nur den obern Bestandtheil der jetzigen aus; der untere Theil ist ein Geschenk des Kaisers Michael Dukas. — Salomo entsagte der Krone, wurde jedoch als abermaliger Friedensstörer des Herzogs Gefangener, bis er, frei geworden, den Krieg erneute. Abermals in der Schlacht besiegt, legt er das goldene Kleinod im Walde nieder und verschwindet.

Wo ist der König? fragen die Ritter sich betreffen.
Wie sie sich näher wagen, seh'n sie einen Abgrund offen;
Doch von der Krone Funkeln erhellt ihr thränender Blick:
Nicht kann auf lange dunkeln des Ungarlands Geschick,
Nicht wird dem Fremden zum Hohne das edle Volk der Magyaren,
So lang sie die heil'ge Krone und Stephans Schwert sich wahren.
Die treuen Ritter berathen, ob sie das theure Gut
Für kunst'ger Zeiten Thaten vertrauen der Erde Hut.
Dann soll die Krone glänzen; doch bleibe sie begraben
Wenn keinen Helden zu krönen die stolzen Männer haben.

Das Ende des Königs wird von den Chronisten verschieden erzählt. Die meisten stimmen überein daß Salomo bei Pola in Istrien als Einsiedler büßfertig lebte. Ein Priester gerieth zufällig in die Höhle des Sterbenden und erschrickt über die Beichte des Reulgen, der dem Volke von Königstreue ein so böses Beispiel gab. — Wie schön, an Reimen und Bildern reich, der Dichter das Nibelungenmaß handhabt, bezeugen die angeführten Strophen. Doch fehlt es auch nicht, denn der Dichter ist ein Sohn Österreichs, an confusem Bilderschwall. Ein Mann mit schwarzem Gelock z. B. küßt den weißen Busen seiner Geliebten, und da heißt es: „ein Rabe mit schwarzem Gefieder, in weißen Blüthen wühlend!“

Digitized by Google

Politische Zeitgedichte von Bauernfeld. (36 Seiten.) Wien, Jasper, Hügel und Manz.

— Die Lustspielgrazie vom Burgtheater tritt hier mit politischen Bekenntnissen als Bär Atta Troll auf. Es fehlt auch nicht trotz aller Bravheit der Gesinnung an bitterbösen Klatschereien, wie sie sich sonst nur in Krähwinkel erzeugen. Die „Genesis der Revolution“ gibt Bauernfeld in einer lustigen Handwurstiade zum Besten.

Raubritters Söhn' — man nennt sie Ständ' —
Die hau zuerst sich aufgelehnt;
Hofräthe setzten sich zur Wehr,
Und Aktenstaub flog hin und her.
Kam drauf die kecke Jugend frisch
Und schmiß die Alten unters Tisch,
Zerbrach auch ein'ge Fensterscheiben —
Im Ganzen war's ein lustig Treiben.
So ward befreit das Volk, der Thron —
Man heißt das Constitution;
Volkswehr und Preßfreiheit dabei,
Verbrüderung und noch Allerlei!
Da setzten in geschäftiger Regung
Die Gänseliel' sich in Bewegung,
Und tunkten ohne Unterlaß
In's demokrat'sche Tintenfaß.
Und derbe Fäuste mit Stang und Spieß
Die wachten über die Freiheit süß;
Durch die weiten Lande ein Jubel groß —
Die Stände krochen in's Ahnenschloß;
Die Hofräth' nahmen Urlaub sein
Und strichen ihre Besoldung ein;
Die Proletarier, nicht faul,
Streckten was ihnen vorkam in's Maul;
Der Klerus schwieg und schien verlegen,
Und predigte damals nicht dagegen.
Indeß regierte man wußt' nicht wer,
Und wo der Koch und Kellner wär',
Ein Jeder verlangte man wußt' nicht was,
Warf Einer auf den Andern Haß.
Das Ding ging weiter man wußt' nicht wie,
Hieß demokratische Monarchie.

Der Durcheinander war recht artig —
Doch allzuscharf macht eben schartig,
Und kam just die Armee nach Haus
Da war der ganze Jubel aus.

In dieser Weise predigt Bauernfeld als Kapuziner. Die Arbeit des Jahrhunderts hat aber viel zu ernst begonnen und wird zu ernst fortgeführt, um mit einem Fastnachtspaß zu endigen. Auch möchten wir bezweifeln daß die Pritsche des Schalksnarren noch das rechte Instrument der Satyre ist. Wenn der Pickelhering von den großen Eieleien in der Paulskirche spricht, so wissen wir in der That nicht, wem Bauernfeld damit in's Gesicht schlagen will. — Der dritte Abschnitt des Heftchens: „die Kriegslustigen, ein leitender Artikel in Versen“, gibt eine recht wackere Parodie auf den unsinnigen Streit der beiden feindlichen Brüder Östreich und Preußen. Der Verfasser des deutschen Kriegers und des Franz von Sickingen hat uns jedoch in diesen beiden Schauspielen hinreichend gezeigt, wie wenig er den Geist des deutschen Nordens versteht, um ihn gegen den Bruder Süddeutschland richtig in die Schranken zu führen.

Neue Gedichte von Luise v. Plönnies. Darmstadt, Jonghaus.

— Wir kennen Luise von Plönnies als glückliche metrische Übersetzerin. Wer so innig fremde Gedanken in verwandter Form wiederzugeben weiß, kommt leicht in den Verdacht, auf die Entwicklung des eigenen Gedankenlebens verzichtet zu haben. In der That erweist sich uns die Dichterin in ihren eignen kleinen Schöpfungen wesentlich als Meisterin in der Form. In ihren Balladen und Romanzen ist sie den Stoffen nach im Norden wie im Süden gleich sehr zu Hause. Ein Sonettenkranz schildert uns das Liebesleid Abälards und Heloisens. Es fehlt auch nicht an Gedichten, die sich näher oder ferner an Freiligrath anlehnen. König Ludwig von Baiern ist reichlich beschenkt mit zehn Gedichten.

Anzeige.

Pränumerations-Einladung für das erste Semester 1851:

Der Wanderer

österreichische politische Zeitung in Groß-Folio-Format erscheint täglich zweimal: als Morgen- und Abendblatt.

Die freisinnige **Tendenz** des „**Wanderer**“ bleibt unverändert, die **Original-Correspondenzen** wurden abermals vermehrt und für das **Feuilleton** werden stets neue Kräfte gewonnen. — **Wo immer die Benützung des Telegraphen freigegeben ist, wurde die Anstalt getroffen, daß die wichtigsten Nachrichten auf diesem Wege der Redaction zugesendet werden.** Die Inserate, welche bei einer Auflage von 9000 Expl. den günstigsten Erfolg stets erzielen, werden, dem Wunsche des Publikums gemäß, nur im Hauptblatte erscheinen.

Auch wurde die Veranstaltung getroffen, daß unsere Commissionäre in den Provinzial-Hauptstädten, sowie für das übrige Deutschland unser **Commissionär in Leipzig, Herr Buchhändler Heinrich Hübner, Inserate gegen Entrichtung oder Einsendung von 1 Ngr. Gebühr** für die Petitzeile übernehmen. **Selbe werden unmittelbar nach deren Einsendung im Wanderer erscheinen.**

Die Post-Expedition der Morgen- und Abendblätter geschieht **täglich zweimal**, durch welche Einrichtung der auswärtige Abonnent die politischen Nachrichten durch unsere Zeitung mindestens **zwölf Stunden** früher als durch andere Blätter, die **amtlichen und telegraphischen** Nachrichten aber an einem Tage mit der officiellen Wiener Zeitung erhält.

Pränumerations-Preis für ganz Deutschland: Ganzjährig 18 fl. C.-M. = 12 Thlr. Halbjährig 9 fl = 6 Thlr. Vierteljährig 4 fl. 30 kr = 3 Thlr. Jedes Postamt des In- und Auslandes übernimmt Pränumerations-Aufträge.

Wien, im Decbr. 1850. **Die Expedition des Wanderer.**

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1850. 28. December.

Inhalt: Silhouetten aus Galizien. Von Ph. Löbenstein. — Aus Stuttgart, Wien und Leipzig. Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Die deutsche Aletie. Auerbach über Lenau. — Anzeigen.

Die Europa erscheint wöchentlich einmal in 2 Nrn. Der Pränumerationspreis des Jahrgangs ist 8 Thlr.

№ 104.

Silhouetten aus Galizien.

Von **Philipp Löbenstein.**

[Eine Reise in der Budka; die jüdischen Rekruten.]

Ich habe mich einmal in einem sächsischen Landstädtchen einen halben Tag herumgetrieben, eh' ich einen Einspänner zur nächsten Eisenbahnstation bekommen konnte. In Galizien hat man's nicht so unbequem, eben weil man auf die Bequemlichkeit gar nicht angewiesen ist, gepolsterte Sitze und Wagen auf Federn entbehren gelernt hat. Eine jüdische Budka, die nur in der russischen Kibitka eine würdige Nebenbuhlerin findet, bietet unleugbar wenig Comfort. Sie besteht außer dem eigentlichen Wagengerüst aus einem Korbe von Holzgeflecht, über den einige Reifen und einige Ellen Leinwand gespannt sind. Gewöhnlich fehlt's solchen wenig luxuriösen Equipagen nicht an hinreichenden Luftlöchern, weil die Leinwand schon alt und zerfetzt ist; eine neue Budka ist in den kleinen Städtchen ein weißer Rabe. Dafür gehen solche Budken nicht um vieles weniger regelmäßig ab als die östreichischen Eilwagen, höchstens um vier bis fünf Stunden später als die Budkenführer bestimmen. Aber wenn man dieses einmal weiß, läßt sich die Abfahrtszeit ziemlich leicht berechnen. Das sind nun die Stell- und Gesellschaftswägen, die Omnibus Galiziens, und wir müssen uns um so mehr mit ihnen bekannt machen, als sie mit zu den erwähnenswerthesten Eigenthümlichkeiten dieses Kronlandes gehören und sich noch dazu ein großer Theil der Reiseromantik aus den deutschen Postwägen in die jüdisch galizischen Budka's geflüchtet hat.

Steigen wir also getrost in diese Budka, die an der Ecke des Marktplatzes steht, und deren Äußeres Sie so sehr überrascht; sie bringt uns unversehrt in die nächste Kreisstadt. Erschrecken Sie nicht vor der Masse von Passagieren, die, da es an Bänken fehlt, etwas pêle-mêle sitzen; mancher Fuß und manches Bein muß zur Unterlage, mancher Arm oder Rücken zur etwas drückenden Lehne dienen. Nur muthig hinein, es wird sich noch ein Plätzchen erobern lassen, und Sie brauchen grade nicht für jeden — versteht sich zufällig — ausgetheilten Rippenstoß ein höfliches Pardon oder Excusez zu flüstern. Sehen Sie, es ist gelungen; wir sitzen hier vielleicht weniger unbequem als mancher arme Teufel auf der östreichischen Staatsbahn in einem Wagen dritter Klasse, und so schlecht auch immer die östreichischen Finanzen stehen mögen, sie befinden sich noch immer in einem bessern Stande als die des armen Budkakutschers, des armen Isaak. Er zieht eben ein winziges schmutziges Lederbeutelchen, das seine ganzen Activa enthält, aus der Tasche seines, wegen der vielen geflickten, vielfarbigen Lappen einer Karte von Deutschland nicht unähnlichen Rockes, um noch einigen sogenannten Personenmäklern die ihnen gebührende Provision zu zahlen, weil sie ihm Passagiere zugeführt haben.

„Nun, Isaak, werden wir bald fahren oder wartet Ihr noch auf Passagiere? Ich denke, Ihr habt genug aufgeladen!"

„Wir fahren sogleich, ich nehme niemanden mehr auf, nur eine arme Köchin mit einem kleinen Päckchen, die mit mir auf dem Kutschbock sitzen wird. Meine Frau hat's mir erlaubt, setzte er kichernd hinzu, — und einen kleinen Jungen, der sich in der Kreisstadt sein Brot suchen will. Der wird wenig Platz einnehmen, die Fütterung bei seinen Eltern hat ihn nicht fett gemacht."

Endlich war die Budka vollgepackt, das Dreigespann aus zwei Grauschimmeln und einem Falben bestehend, die den Muthwillen der Jugend längst hinter sich hatten, setzte sich langsam in Bewegung und es blieb Muße genug unsere Reisegesellschaft zu mustern. Hoch oben, an die ausgespannte Leinwand gelehnt, so daß diese sich bauschte und die Luftlöcher geräumiger wurden, saßen ein Kaplan und ein evangelischer Missionär in brüderlicher Eintracht. Der Erste war ein hageres, gebeugtes Männchen, dem man in dem gefurchten Gesichte die Abhängigkeit herunterlesen

Digitized by Google

konnte, in der er ſich beim hochwürdigen Pfarrer befand. Es war eine gar wehmüthige Geſchichte von kleinen Entbehrungen, ſcheinbar unbedeutenden Verletzungen, die aber in der Tiefe heftig bluteten und dem ſtillen Kummer über getäuſchten Ehrgeiz, die den ohnedies ſchwachen Körper ganz darniederdrückten. Der evangeliſche Miſſionär ſchien dagegen mit dem katholiſchen Prieſter die Rolle ausgetauſcht zu haben. Er war wohlgenährt, hatte bereits den Anflug eines Schmeerbauches und benahm ſich im Bewußtſein des freien Wirkens, nur den fernen Obern Rechenſchaft ſchuldend, gegenüber ſeinem katholiſchen Collegen mit einer gewiſſen Überlegenheit, die ihre Wirkung nicht verfehlte. In der jüdiſchen Bukka hatte Luther den Papſt vollkommen beſiegt, der Kaplan ſtrich vor ſeinem mächtigen Gegner die Segel und geſtand eben als der Wagen ſich in Bewegung ſetzte, daß das Cölibat nicht im Evangelium gegründet ſei und nur eine Willkür Hildebrands geweſen. Der gute Kaplan dachte, er würde bei dem von der Liebe gewürzten Mahle ſich wohl behaglicher fühlen als am Tiſche des Pfarrers, wo die ihm nicht gewogene autokratiſche Wirthſchafterin jeden Biſſen den er in den Mund führt, mit giftigem Blicke verfolgt. Ich ſuchte mit den geiſtlichen Herren ein Geſpräch anzuknüpfen, erlaubte mir den Miſſionär zu fragen, ob er in Galizien ſchon viele Proſelyten gemacht, und hatte da eine Saite berührt, die unangenehm vibrirte.

„Ich möchte lieber Barbaren bekehren als galiziſche Bauern und Juden, denn auf dieſe bin ich doch größtentheils angewieſen. Die Erſten haben noch keinen Begriff von Religion und verehren ihren Popen und die Heiligenbilder wie die Ägyptier ihren Apis und die Fetiſchdiener ihre Götzen. Die Andern ſind, wenn ſie ſich civiliſiren, über jede Religion erhaben, oder wenn ſie orthodox bleiben, ſo zäh und unzugänglich daß ich das ſchwerſte Geſchütz meiner Polemik in die blaue Luft verpuffe.“

„Warum verſuchen Sie Ihr Glück nicht bei den polniſchen Gutsbeſitzern? Dieſe werden, auf einer höhern Stufe der Civiliſation ſtehend, für die reine Lehre des Evangeliums wohl am empfänglichſten ſein!“

„O, bei Denen iſt gar nichts anzufangen! Ihnen iſt die Religion leeres Formenweſen, eben ſo wie dem Bauer, nur mit dem Unterſchiede daß der Bauer mit blindem Glauben daran hängt, der Edelmann aber über dieſe „Alfanzereien“ im Voltairiſchen Geiſte ſpöttelt und doch die Ceremonieen mitmacht, weil er im Katholicismus den treueſten politiſchen Verbündeten beſitzt.“

Der Kaplan hatte von unſerm Geſpräche nicht viel verſtanden, denn es wurde in deutſcher Sprache geführt, die ihm nicht ganz geläufig war. Er ſchenkte demſelben auch wenig Aufmerkſamkeit und beſchäftigte ſich damit die wenigen Gulden die er in ſeiner Brieftaſche hatte, wahrſcheinlich die Erſparniß ſeiner Berufsreiſe, wieder und wieder zu zählen und mit kindlicher Freude zu betrachten.

Deſto aufmerkſamer horchte auf unſere Unterhaltung ein ältlicher, ziemlich wohlhabend gekleideter Jude, in deſſen Phyſiognomie ſich Intelligenz und Gemüthstiefe klar abzeichneten.

„Ich dächte, jede Religion ſteht mit der Politik im Bunde und ſie unterſtützen ſich gegenſeitig!“ bemerkte der Jude.

„Gewiß, in ſo weit Ordnung und Sitte, Volkswohl und Moralität ſich wechſelweiſe bedingen, einen und denſelben Zweck verfolgen“, erwiederte der Miſſionär.

„In dieſem Falle wird's hier zu Lande wohl keiner weitern Belehrung mehr bedürfen!“ ſagte der Jude. „Die bei uns herrſchenden Religionen werden wohl gleichfalls ihrer Miſſion gewachſen ſein, die Volksaufklärung und der Zeitgeiſt müſſen das Ihrige thun und ſomit wäre die religiöſe Propaganda durch die erzeugte Beirrung, durch den unnöthig geweckten Zweifel eher ſchädlich als nützlich. Religiöſe Miſſionen gehören, meiner muthmaßlichen Anſicht nach, in die unbekannten afrikaniſchen Gefilde, in die indiſchen Urwälder, zu den Heiden und Barbaren, aber nicht in die civiliſirten Staaten, nicht zu den Anhängern offenbarter Religionen.“

Wir waren über die eigenthümliche Wendung die er dem Geſpräche gegeben hatte, überraſcht. Der Miſſionär ſtaunte den kühnen Sprecher an und würde ihm die Antwort nicht ſchuldig geblieben ſein, wenn nicht ein gar jämmerlich Gewinſel in einer andern Region der Bukka unſere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Unweit von uns ſaß eine Gruppe von vier augenſcheinlich zuſammengehörenden Perſonen, aus zwei Ehepaaren beſtehend, von denen das eine ſchon auf der Lebensneige ſich befand, das andere kaum die Mittagſonne des Lebens begrüßt hatte. Der junge Mann, der Sohn und die Stütze der Alten, ſollte in der Kreisſtadt ſich vor der Rekrutirungscommiſſion ſtellen, und wenn man den kernigen Bau, die ſchöne, ſich muthig hebende, breite Bruſt und das ganze blühende Ausſehen des ſchlankgewachſenen Landmannes betrachtete, konnte man über ſein Schickſal keinen Zweifel hegen. Die Alten und die junge, faſt verzweifelnde Frau ahnten das Loos ihres Andruſcha und konnten ſich des Weinens und Schluchzens nicht enthalten. Unſer philoſophirender Jude erfuhr bald die Urſache ihres Kummers und tröſtete ſie, ihnen mit der größten Zuverſicht verſprechend, ihren Sohn und Gatten vom Militärdienſte frei zu machen.

„Seid ruhig, Ihr Narren!“ ſagte er ihnen, „trocknet die Augen! Heute noch werdet Ihr die Rückreiſe antreten und kein Mitglied Eurer Familie ſoll Euch fehlen.“

Ich blickte den apodiktiſchen Gewährsmann mit ſtaunenden, aber etwas Zweifel ausdrückenden Augen an.

„Sie ſtaunen über meine Allmacht oder beſpötteln meine Prahlſucht?“ ſagte er lächelnd. „Ich will auch Sie bekehren und Sie ſollen mir Ihren Skepticismus abbitten.

In Galizien geſchehen noch Wunder, aber ſie laſſen ſich ſelbſt ohne Beihülfe der natürlichen Magie, höchſtens mit ein klein wenig Erfahrung leicht erklären."

Wir baten den dienſtwilligen Juden inſtändigſt um genaue Auskunft, da der eigentliche Zweck unſerer Reiſe dadurch bedeutend gefördert wurde.

„Es iſt unleugbar, begann der Jude, daß Galizien nicht nur während der Kriegsperiode, ſondern ſelbſt beim friedlichen Stillleben der vormärzlichen Diplomatenherrſchaft ein übermäßiges Truppencontingent zu ſtellen hatte. Die Exelleute, die Beamten, die Ärzte und Advokaten waren vom Soldatenſtande befreit, die ganze Laſt fiel alſo auf die Bauern und Juden. Das bäuerliche Contingent war bald abgeſtellt, der Gutsbeſitzer ſchickte mit ſeinem Mandatare die ſelbſt gewählten Individuen in die Stadt zur Commiſſion, wobei er nicht immer die Billigkeit bei der Wahl vorherrſchen ließ, ſondern oft aus perſönlichem Groll oder wenn ein kleines bedachtloſes Gelüſt im Spiele war, den Mann von Frau und Kindern riß oder den braven Burſchen im Dorfe unter die Soldaten ſteckte. Es war nur darum zu thun daß ſie angenommen wurden, und zu dieſem Behufe ſtattete der Freimann ſelbſt oder der Verwalter den Militärarzte und dem Verbofftziere Beſuche ab, und dieſe übten gewöhnlich einen ſolchen Zauber aus, daß alle mitgebrachten Rekruten für tauglich erklärt wurden. Da haben Sie ein kleines Wunder unſerer galiziſchen Zuſtände. Nun ſoll das jüdiſche Contingent abgeſtellt werden und da bieten ſich mehr Schwierigkeiten dar, ſo daß auch hier die Wunderweit zu Hülfe gerufen werden muß. Erſtlich iſt der größte Theil, von Nahrungsſorgen erdrückt und wegen des theuern jüdiſchen Fleiſches auf wenig nährende Speiſen angewieſen, wirklich zum Soldatenſtande untauglich. Außerdem ſcheuen alle Juden, nicht aus Furcht, ſondern aus religiöſen Gründen, dieſen Stand und es werden in jeder Gemeinde Sammlungen veranſtaltet, zu denen die Militärpflichtigen beitragen und die dazu verwendet werden, ſie dem Militärdienſte zu entziehen. Es kommen auf dieſe Weiſe bedeutende Summen zuſammen und nur im äußerſten Falle wird davon für den Einen oder Andern ein Erſatzmann geſtellt. Gewöhnlich reicht ein freundſchaftlicher Beſuch der ſich mit dieſem Gotteswerke befaſſenden Juden beim Militärarzte und Verbofftzier hin, um alle die zur Sammlung beigeſteuert, untauglich zu machen, dem Einen eine ſchmable Bruſt, dem Zweiten ſtrophulöſe Anlage, dem Dritten Plattfüße und dergleichen zu verſchaffen. Es gibt Fälle, wo das Wunder nur halb wirkt und die Herren Verbeoffiziere dafür nicht empfänglich ſind. Dann muß der Arzt ſchon die ganze Laſt übernehmen, und er vollbringt das von ihm erwartete Wunder als umgekehrter Heiland, der anſtatt Krankheiten zu heilen, welche octrovirt, zum Staunen der ganzen Kommiſſion, die es gar nicht begreifen kann, wie dem Anſcheine nach tüchtige Individuen zum Militärſtande untauglich ſein können. Viele Juden verſtümmeln ſich abſichtlich, um ſich nicht jedes Jahr ſtellen zu müſſen, und laſſen ſich einen halben Finger wegſchneiden oder die vordern obern Schneidezähne herausziehen durch unbefugte Bader, die ihr ganzes Leben lang ungeſtraft ihr Handwerk treiben."

„Die Truppencontingente kommen alſo auf dieſe Weiſe gar nicht zuſammen?" fiel ich ihm in die Rede.

„Geduld, auch dafür wird geſorgt, wenn auch etwas langſam, was dem Staate Strafgelder einträgt, womit die armen jüdiſchen Gemeinden belaſtet werden und die man auf dem Executionswege einteibt. Zuerſt gibt es einige reiche Leute die für ihre Söhne Erſatzmänner ſtellen, die vom Contingente abgezogen werden. Dann ſuchen die Juden Freiwillige anzuwerben, indem ſie paßloſen Landſtreichern eine gewiſſe Summe Werbegeld geben, ſie vermittelſt eines kleinen Wunders zu Eingeborenen machen, und durch den letzten Akt des vielbenützten Wunders es dahin bringen, daß ſie alle völlig geſund, makellos und folglich für tauglich befunden werden. Gewöhnlich bleibt dann noch ein nach der Population verhältnißmäßig größerer oder geringerer Rückſtand, der zum neuen Contingente, welcher nicht lange auf ſich warten läßt, geſchlagen wird, und das Spiel beginnt von neuem, leider noch bevor die armen Juden ſich hinreichend erholt haben, um für die ungeſchwächte Kraft des Wunders Sorge zu tragen."

Ich begriff nun, warum der Jude den Bauern mit ſolcher Zuverſicht die Freiheit ihres Sohnes verſprechen konnte, und warf noch einen Blick in die Budda, um zu ſehen, ob ich ſchon mit allen Reiſegefährten Bekanntſchaft gemacht, oder ob ſich noch Gelegenheit darbieten würde, von dem wohlunterrichteten und richtig denkenden Juden über irgend welche Zuſtände Auskunft zu erhalten. Wirklich erblickte ich noch, in eine Ecke des Wagens gedrückt, einen jungen Menſchen von einnehmendem Äußern, den der orientaliſche Schnitt des Geſichtes zu einem Abkömmling Iſraels ſtempelte, obgleich er ziemlich modern gekleidet war. Ich ſuchte ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen und erfuhr daß er ſeines Handwerks ein Schneider ſei, in Wien und Prag, um ſich zu vervollkommnen, gearbeitet habe und jetzt in ſeine Vaterſtadt zurückkehre, um da als Meiſter eine eigene Werkſtatt zu errichten.

„Das wird wohl ſchwer halten!" bemerkte der Jude, „Ihr werdet manchen Kampf zu beſtehen haben und wer weiß, ob es Euch gelingt."

„Ich habe meine Papiere in der beſten Ordnung, in meinem Wanderbuche iſt nichts Nachtheiliges angemerkt, und außerdem habe ich noch Zeugniſſe bekannter Meiſter, bei denen ich zu ihrer Zufriedenheit gearbeitet habe. Mein Meiſterſtück bringe ich hoffentlich auch zuſammen." So ſagte der etwas in Eifer gerathende junge Mann.

„Das iſt überall recht ſchön und gut", bemerkte der Jude mit beſonderer Ruhe, „nur nicht bei uns in Galizien. Wie haben für die meiſten Handwerke Zünfte, deren Zunftmeiſter ſich einer unbeſchränkten Macht erfreuen, beſonders wenn es gilt, gegen die Aufnahme eines neuen Mitgliedes anzukämpfen. Es iſt wohl unleugbar daß die Zunftmeiſter unter dem Magiſtrate ſtehen und einen eigenen Referenten für die Erledigung etwa vorkommender Streitfälle haben. Eben dieſer Referent lebt aber mit den Zunftmeiſtern im beſten Einverſtändniſſe, wahrſcheinlich aus einer beſondern Sympathie, aus der folgerecht eine Antipathie für alle die den Zunftmeiſtern nicht genehm ſind, entſpringt. Auf dieſe Weiſe iſt beſtens dafür geſorgt daß kein ordentlicher Handwerker aufgenommen werde und die alten, ſchlechten Handwerker ein eigenes Monopol ausüben zum perſönlichen Vortheile und zum Nachtheile der gezwungenen Kunden. Glücklicherweiſe gibts auch gegen dieſe Willkür ein Hülfsmittel, das aber von Pfuſchern eben ſo gut wie von gelernten Geſellen benützt wird. Es iſt dies das unbefugte Winkelarbeiten ohne Meiſterbrief und Meiſterrecht. Die

Digitized by Google

Zunftmeiſter und ihr gefälliger Referent, der übrigens bei gewiſſen Fällen, wo man ſich ſeine Nachſicht zu erwerben weiß, ein Auge zudrückt, eifern freilich dagegen, aber die Polizei, welche den Auftrag erhält, den Pfuſchern das Handwerk zu legen, iſt wieder zu human geſinnt, um ſo viele Familien brotlos zu machen und begnügt ſich gegen eine honnette Gratification, die Sache beim Alten zu laſſen." —

Unſere Budka hatte ſich indeſſen ruhig fortbewegt. Die Pferde kamen nicht aus ihrem ſanften Trabe, der in der Nähe eines Hügels noch etwas gemäßigter wurde und blieben ſchon aus Gewohnheit vor jeder Dorfſchenke ſtehen, da der alte Iſaak in jeder etwas zu ſchaffen hatte. In der einen hatte er ein Briefchen mitzunehmen oder abzugeben, in der andern warf er den Pferden etwas Heu vor oder tränkte ſie, in einer dritten und vierten trank er ſelbſt ein Gläschen Branntwein und verzehrte dabei das von Hauſe mitgebrachte Schwarzbrot, das er in der Buſentaſche aufbewahrt hatte. Auf dieſe Weiſe dauerte es eine geraume Zeit, bis die wenigen Meilen in die Kreisſtadt zurückgelegt waren. Endlich hielten wir unſern Einzug durch eine langmächtige Vorſtadt, die den ſchon beſchriebenen Straßen der kleinen Städte auf ein Haar gleicht, nur daß noch der eben nicht angenehme Umſtand hinzukam, daß die Pferde im tiefſten Kothe wateten, der hier beim kleinſten Regen nicht zu den Seltenheiten gehört. Nach ſchwerer Mühe, nachdem ſich der alte Iſaak heiſer geſchrieen, und er die armen Roſſe windelweich geſchlagen, wobei die Budka in Gefahr kam, umzuſtürzen und uns in dem welchen Schlamme zu betten, gelangten wir endlich halbwegs ins Trockene und zwar in die Hauptſtraße, den ſogenannten Ringplatz. Durch dieſen unterſcheiden ſich eben die Kreisſtädte von den kleinern Städten, denn ein ſolcher Ringplatz nimmt hier immer einen Anlauf, ſich nach großſtädtiſchem Muſter zu geſtalten, behält aber trotzdem ſeinen kleinſtädtiſchen Typus bei. Er iſt gewöhnlich von einem weiten Kreiſe ziemlich hübſcher Steinhäuſer gebildet, wobei noch jedes Haus einen mit Gold verzierten Balkon aufzuweiſen hat. Alle dieſe Häuſer gehören mit höchſt ſeltener Ausnahme den jüdiſchen Bewohnern der Kreisſtadt, welche auf parterre ihre Handlungen haben. Auch die ſogenannten Hotels ſind auf dem Ringplatze und werden faſt alle von Juden gehalten. Wir brauchten alſo nicht lang zu ſuchen, nahmen von unſern Reiſegefährten Abſchied, dankten dem mehrerwähnten Juden für das gütige Anerbieten, zu unſerer Orientirung, wenn wir es wünſchten, beizutragen und begaben uns in das nächſte Hotel, um den Koth von unſern Kleidern zu wiſchen und von den Stößen der trotz ihrer Langſamkeit hinteichend rüttelnden Budka auszuruhen. Es bleibt uns dann noch Zeit genug, mit Hülfe unſeres jüdiſchen Cicerone einigen Entdeckungen in einer galiziſchen Kreisſtadt nachzugehen.

Zur Chronik.

Aus Stuttgart.

[Die Kunſtausſtellung, Dem. Rachel, Duprez, Sontheimer, Kugler's Jacobäa, Salomar's Demankreuz; politiſche Stimmungen.]

Am Ende der langen und langweiligen Neckarſtraße, wo Naturalienkabinett, Bibliothek, Hofkirche, Reithaus und Münze wie koloſſale Staatsſchnörrbodarii trübſelig und menſchenſcheu unter ihren ſteinernen Schlafmützen hervorſchauen, am Ende dieſer liebenswürdigen Straße, welcher im Grunde nichts fehlt als eine Portion Menſchheit, erhebt ſich, in myſtiſchen Chauſſeeſtaub gehüllt, das Stuttgarter Kunſtgebäude, von allen andern Menſchenwohnungen eine gute halbe Stunde entfernt und folglich dem ohnedies ſo regen Kunſtintereſſe der Stuttgarter eben ſo nahe gelegt. „Wenn's nur wenigſtens in Canſtadt oder in Kaltenthal läge! ſagen die Leute, ſo könnte man doch eine Promenade dahin machen und ein Glas Bier dazu trinken; ſo aber iſt's für einen Spaziergang zu nahe und für einen Beſuch zu fern."

Wenn wir durch den Portikus eintreten, begegnen wir in der Vorhalle einem alten Bekannten, der hier wie in einem Schilderhauſe gegen die Unbill der Witterung geſichert ſteht, nur leider beinahe den Kopf anſtößt, weshalb er ihn auch gebührend hängen läßt. Es iſt der Herr von Schiller, das heißt das Thorwaldſenſche Modell. Grüßend wandeln wir an ihm vorüber die breite Treppe hinauf in die Ausſtellung der rheiniſchen Kunſtvereine.

Im Allgemeinen erfreut ſich die Kunſt in Schwaben nur geringer Unterſtützung. Die Leute ſind hier zu Lande zu unbemittelt, um hierin etwas Erhebliches thun zu können; und dann iſt man gewöhnt, den etwaigen Überfluß nicht der ätheriſchen Kunſt, ſondern der Solidität des Leibes zuzuwenden. Gut, aber viel eſſen, gut und noch mehr trinken, dann ſpazieren fahren, ſchöne Kleider, elegante Möbel — darauf hornirt ſich hier zu Lande faſt alle Glückſeligkeit. Höchſtens daß man ſeine eigene intereſſante Phyſiognomie auf Leinwand verewigen läßt. Das geſchieht aber nur im poetiſchen Rauſche des Brautſtandes oder zur Zeit irgend eines Jubiläums, z. B. bei Empfang des Kronenordens. Im Übrigen begnügt man ſich, die Lithographien und Kupferſtiche der Herren Ebner und Autenrieth während des Promenirens auf der Königsſtraße anzuſtaunen. Iſt das nicht genug für ein ſo überflüſſiges unnützes Ding wie die Kunſt? — Aber in die Kunſtausſtellung gehen ſie dann auch pünktlich, wie in eine Kirche, und verdienen ihr Entrée ab im Schweiß ihres Angeſichtes.

Die diesjährige Ausſtellung hat in der That Schweiß genug gekoſtet, denn nicht weniger als 400 und etliche 80 Bilder waren da zu bewundern, und was für welche! O meine armen Augen! Zwar hat der ſchwäbiſche Merkur von einem gewiegten Kunſt- und noch mehr Künſtler-Kenner, Gönner und Freund eine prachtvolle Beſchreibung geliefert, und jedes, auch das unbedeutendſte Bildchen hat ſich einer Auseinanderſetzung ſeiner Vorzüge erfreut, als ob ihm ein Rafael zu Gevatter geſtanden wäre. Allein nichts deſtoweniger erlaube ich mir die allgemeine Stimme des Publikums hierüber zu wiederholen, die da in großer Entrüſtung meinte: ſo viel erbärmliches Zeug ſei noch nie geſehen worden ſeit dem Beſtehen des Kunſtvereins, und wenn man nach dieſen Muſtern urtheilen wolle, ſo müſſe die Kunſt ebenſo am Rande des Verderbens ſein wie noch viel andere Dinge. — Nicht als ob

Digitized by Google

nicht einige rühmliche Ausnahmen vorhanden gewesen wären! Peters, Herm. Kauffmann, Const. Schmidt, M. Müller, Brewster und Flarland haben hübsche Bilder geliefert, aber Ausgezeichneteres wird wohl niemand herausgefunden haben. Und selbst jene Ausnahmen, in welch' geringer Anzahl! Kaum drei Procent wie die schlechtesten Staatspapiere, und nichts Neues enthaltend, nur Fortsetzungen eines übrigens wackeren Styles.

Wir wollen uns deshalb auch nicht länger bei ihnen aufhalten, sondern nur — aus würtembergischen Patriotismus — zweier artiger Bilder erwähnen, die, weil von Neulingen und Stuttgartern geliefert, einen erfreulichen Eindruck auf uns gemacht haben, und immerhin eine rühmliche Zukunft versprechen. Es sind dies: Christus der die Kranken heilt, von Jak. Grünewald, trotz mancher Reminiscenzen in den Köpfen und Stellungen, voll Kraft, Milde und Innigkeit, ein lebensvolles, poetisches Bild nach Auffassung und Ausführung; — und eine Scene aus dem schwäbischen Bauernkriege von Maulbetsch, eine ergreifende, höchst charakteristische Schilderung, interessante Gestalten, ausdrucksvolle Köpfe, verständlich ohne weitere Erklärung.

Von der bildenden Kunst geben wir zur dramatischen über. Hier war die Ausstellung erfreulicher. Zuerst erhielt uns die Rachel zwei Tage lang in Aufregung. Das erste Mal (Phädra) war das Theater gepfropft voll. Die Meisten gingen freilich hinein, wie man in eine Menagerie geht: — um ein Wunderthier zu sehen! Daraus erklären sich die offenen Mäuler, als der rapide Strom der fremden Sprache um die Ohren brauste. Sie verstanden kein Wort, darauf konnte man schwören. Aber auch Die die gar nichts verstanden, mußten wenigstens so viel begreifen daß eine außerordentliche Erscheinung vor ihnen sich bewegte. Dieser seine, wir möchten sagen, durchsichtige Kopf, in dem die geistige Flamme hell aufleuchtet und aus allen Poren hervorsprüht, diese Elektricität der Mimik, die ungeheure Energie der Sprache — das waren Dinge, die man an unsern gleichmüthigen, rothbackigen und hausbackenen Schauspielerinnen nicht gewohnt war. Die saßen aber auch da als ob ein Gericht Gottes über ihnen schwebte. Denn mochten sie sich auch damit beisen daß sie Alles für eitel Übertreibung und Lüge erklärten: das fühlten sie doch in ihrem Innern daß ein gewaltiger Geist, den sie kaum zu ahnen vermochten, über die Bretter schreite, ein Geist, vor dem sie sich beugen mußten. Es gab aber auch Momente der Größe, wo der Geist wie handgreiflich und vor Augen trat: so in der Liebeserklärung der Phädra gegen Hypolite, im Zammer bei der Entdeckung seiner Liebe zu Aricie, im Fluch über Önone. — Wir halten es mit Denen, die lieber Etwas bewundern, obgleich es ausländisch ist, als geringschätzen und herabzuziehen suchen, eben weil es fremd ist. Diese Gattung Patriotismus dünkt uns sehr kleinlich, um so mehr wenn man nicht im Stande ist, ein einheimisches Äquivalent aufzuweisen. Mag daher diese Phädra bei aller Gluth ihrer Leidenschaft keinen Funken wahrer Liebe zeigen, mag sie dem steigenhaften Racine mit keker Naturkraft in's Gesicht schlagen: was kümmert uns das? Auch diese einseitige Leidenschaft mit allem manirirtem Anhang bleibt immer noch unendlich großartig, und ist es auch nicht Racine's Phädra, so ist es doch eine andere, jedenfalls ebensoviel werth als die Reifrock-Phädra des französischen Dichters. Ja, wir gestehen, wir empfanden ein Ergötzen daran, als diese parfümirten Alexandriner malträtirt wurden, wie es uns stets freut, wenn ein Sturmwind in die Perrücken fährt. Es gibt Leute, denen die Perrücken lieber sind, die ihnen eine Berechtigung zuerkennen. Auch gut, chacun a son goût.

Das Publikum war verdutzt, es hatte etwas Anderes erwartet. Darum wurde Adrienne Lecouvreur vor ziemlich lichten Bänken gespielt. Hätte man freilich ahnen können daß Rachel nicht nur schön rasen und böse Träume machen könne, daß sie als Adrienne so einfach, so wahr, so liebenswürdig sein und namentlich so deutlich sprechen werde, da wäre es anders gewesen. Ja, unendlich lieblich war sie in der Ergäbung der zwei Tauben, unnachahmlich schön ihr einfaches „Oui", womit sie das feste Vertrauen in ihren Freund ausspricht; groß war sie in dem Entschlusse, ihre Nebenbuhlerin zu retten, erschütternd ihr Schmerz über die verrathen geglaubte Liebe, erhaben ihr Zorn über diese elende Nebenbuhlerin. Aber entsetzlich, abscheulich, unäßbetisch war die Sterbescene; — die Virtuosität der Darstellung ließ das Häßliche nicht verschwinden. Der Vorwurf trifft freilich mehr die Henkerphantasie des Dichters.

Duprez, der nach der Rachel kam, machte nur mäßiges Glück. Er selbst war nur noch eine Schattengestalt von ehedem. Seiner Schule und einigen seiner Schüler ließ man alle Gerechtigkeit widerfahren; doch ist die deutsche Oper nicht so arm an Kräften, um von Frankreich aus eines Besseren belehrt werden zu müssen. — Mehr Beifall fand der Tenor Sontheimer, der leider nur dreimal auftreten konnte, theils in Folge ungünstiger Zufälligkeiten, theils, wie man glaubt, weil seine hiesigen Herren Kollegen nicht denselben Gefallen an ihm fanden wie das Publikum. Die Schauspieler sind nicht besser als andere Menschen, sie wollen leben. Und da Sontheimer's Stimme trotz seinem allzu häufigen Tremolo und schlechtem Spiel mit ganz anderer Macht an die Herzen griff, als wir hier sonst gewohnt waren, und er deshalb auch in jeder Vorstellung mehrmals gerufen wurde, so mochte man fürchten daß der Stimme des Publikums, das ihn hier zu behalten wünschte, nachgegeben würde.

Unter den neuen Stücken, die in der jüngsten Zeit gegeben wurden, nennen wir außer einigen unbedeutenden Lustspielen das Trauerspiel „Jacobäa" von Kugler, und die Oper „das Demantkreuz" von Saloman. Die Jacobäa ging ziemlich spurlos vorüber. Sie ist auch in der That nicht geeignet, sonderlich anzusprechen. Wie im Schattenspiel gleiten Charaktere und Scenen vorüber; da ist kein Anhalt, kein Raum, wo sich irgend eine mächtige Leidenschaft, ein interessanter Charakter entwickeln könnte; Alles nur angedeutet, nur novellenartig abgehandelt, ein hübsches Geschichtchen. Freilich wurden gerade die interessanteren Charaktere, die Jacobäa und der Herzog, mittelmäßig gespielt, und wenn auch Grunert als Hofnarr ein artiges Genrebild gab, so war es doch vom Dichter zu sehr in den Hintergrund gestellt, um einen bedeutenden Effect zu machen. Man verließ das Haus kalt und unangeregt. Immerhin blieb es jedoch der Mühe werth, diese Neuigkeit vorzuführen. — Das Demantkreuz aber fiel, nachdem es vorher wochenlang die Tortur der Sänger und Sängerinnen gewesen, so kolossal durch, wie nur immer die Arbeit eines Anfängers durchfallen kann. Herr Regisseur Lewald

Digitized by Google

hat seine unverwelklichen Lorbeeren hierdurch ansehnlich vermehrt. Gott schütze uns vor diesem Dänen.

Die Dänen bringen mich auf die Politik. Es war eine trübe Stimmung im Lande, als es hieß: Krieg gegen Preußen! Der Hof und ein Paar Ultramontane ausgenommen, war hier Jedermann dagegen; die Einen — die Mehrzahl — weil sie überhaupt gegen einen Krieg Deutscher wider Deutsche sind und die schmähliche Franzosenwirthschaft nicht vergessen haben, welche die Würtemberger gegen Oestreicher und Preußen jagte; die Andern, weil sie nicht sowohl dem preußischen Volke oder gar der preußischen Politik zugethan sind, als weil sie sich überzeugt halten daß Preußen vermöge der ihm inwohnenden Intelligenz vorwärts muß, es mag wollen oder nicht; Einige endlich, weil sie in der Aufhetzung gegen Preußen Jesuiten riechen und für ihren protestantischen Glauben fürchten. — Im Innern geht Alles ruhig fort. Sie irren in der That, wenn Sie diese Ruhe für eine Gewitterschwüle halten. Wären Sie hier, so würden Sie sich bald überzeugen daß es die vollständigste Gleichgültigkeit ist, die es nur geben kann. Die Regierung mag thun oder lassen was sie will, es wird ihr von keiner Seite etwas Ernstliches in den Weg gelegt werden. Trotz aller ängstlichen Anstalten der Behörden ist auch nicht die leiseste Spur einer Gährung zu entdecken. Die Constitutionellen sind zu Thaten von jeher unfähig gewesen, und die Demokraten haben warten gelernt. Diese werden freilich wieder loschlagen, und dann in allem Ernste und unterstützt von einem großen Theile der Constitutionellen — aus den Vorgängen in Kurhessen und Holstein erklärbar; — aber nicht eher wird irgend Etwas geschehen, als bis 100,000 Franzosen den Rhein passirt haben. Eine saubere Hoffnung für Deutsche! Daß die Franzosen spätestens 1852 kommen, davon sind die Demokraten überzeugt, und dann, sagen sie, gute Nacht, deutsche Regierungen! Freilich dann auch gute Nacht, Demokratie, und vor Allem gute Nacht, armes Deutschland! Das sind die Früchte politischer Leidenschaft von Unten und — bekannter Dinge von Oben.

Aus Wien.

[Burgtheater und Kunstverein.]

‡ Im Burgtheater sahen wir an Reprisen: „die Braut von Messina", „Emilia Galotti", Grillparzers „Medea" und „Traum ein Leben." An neuen Stücken und Stückchen wurden und vorgeführt: „Häusliche Wirren" von Lederer, „die schöne Müllerin" und gestern Scribe's „Königin von Navarra." Lederers Lustspiel ist amusant, wenn man ein Ballspiel mit weiblicher Würde amusant nennen kann. Es gibt aber Leute, welche eine blasirte Anschauungsweise noch immer modern, also auch interessant und pikant finden. Wir sehen Menschen ohne Herz und Seele, denen Alles hier auf Erden langweilig ist, besonders wenn sie das Unglück haben, es zu besitzen. — Es wurde viel gelacht über dieses Stück, wie auch über „die schöne Müllerin", in welchem Stückchen Fräulein Wildauer Gelegenheit hat, ihr Talent für das derb Komische neuerdings geltend zu machen. Scribe's und Legouvé's „Königin von Navarra" ist ein Intriguenstück. Gibt man einmal die Berechtigung der Gattung zu, so ist dieses Lustspiel eines der besten in derselben. Tausend Schlingen und Fäden wirren und durchkreuzen sich bis in den letzten Akt hinein, spannen, irren und irrlichteliren vor unsern Augen, Witz und Geist schlagen ihre Feuerräder um die frappanten Situationen. Der Eindruck ist blendend für uns, die wir gewöhnt sind, am Strande des ruhigen breiten Stromes der deutschen neuern Dichtung seit Otto Prechtler zu sitzen, und vom Blumenduft der Phrasen umzogen in liebkosendem Schlummer zu sinken. Das Stück spannt und schürtelt Gesichts- und Gehörnerven durcheinander. „Aber klassisch ist es nicht", so was wir Deutschen unter Lustspiel verstehen — und doch nicht bestigen. — Gespielt und arrangirt waren diese Stücke vortrefflich. — Vorbereitet wird jetzt Freitags: „Waldemar."

Die Decemberausstellung des Kunstvereins ist mit Meisterwerken geschmückt. Die vorzüglichsten Bilder sind Tidemands aus Christiania: Gottesdienst der Haugianer, einer norwegischen Religionssecte und Achenbach's: „Wenersee in Schweden." Beide Bilder sind angekauft. Das erste um 1250 Thaler von dem Bürger Graf, einem Klaviermacher, das zweite vom Kunstverein. Durch diese poetischeste aller Landschaften, die ich kenne, hat Achenbach hier den größten Triumph gefeiert. Ebenso Tidemand durch sein tiefgedachtes, vortreffliches Genrebild. Obwohl der Katalog Christiania als dessen Aufenthaltsort angibt, so vermuthe ich doch Tidemand in Düsseldorf. Einer Ihrer Correspondenten vom Rhein wird uns verbinden, wenn er in Ihrem Blatte einige Notizen über diesen bedeutenden Maler niederlegt. Außerdem sind noch vortreffliche Bilder in der Ausstellung; ich beschränke mich, Ihnen die besten zu nennen: Da sind Genrebilder aus Düsseldorf von Hübner: die Auswanderer, von Hasenclever: die Pfarrerfamilie, von Venemann aus Antwerpen: Inneres einer holländischen Kneipe. Ferner nennt der Katalog die Namen: Danhauser, Amerling, Decker, Borsos aus Wien, van Rugden, Meyer, Meyerheim, Schleissner, Zwengauer, Schirmer, Bürkel, Gauermann, Verboekhoven, Raffalt, Vermersch, Gudin, Marke, Bernhardt u. s. w. Es ist unglaublich, wie dieser Kunstverein auf Publikum und Künstler fördernd wirkt, und indem ich für heute schließe, behalte ich mir vor, nächstens über dieses Thema weitläuftiger zu werden.

[Theater in Leipzig.]

— Unser Theater brachte uns kurz vor dem Feste in dem „Prinzen von Oranien", Tragödie in vier Aufzügen von C. H. Simon, eine große, heimische, städtische Neuigkeit. Der doppelt gekreuzte Berichterstatter in der Deutschen Allgemeinen Zeitung läßt sich darüber in folgender Weise aus: „Die Verwickelung dieses neuen Stückes ist durch die einfache Größe ihrer Auffassung bemerkenswerth. Kardinal Granvella sagt zum Jesuiten Guion: Lieber, thue mir doch den Gefallen und ermorde mir den Prinzen Wilhelm von Oranien. Mit dem größten Vergnügen! entgegnet Guion; geht hin und thut's. Alles Uebrige ist Beiwerk ohne Nothwendigkeit, sind Worte ohne Unterlage. Nicht einmal die sonst in derlei dialogisirten Dilettantenjamben übliche poetische Gerechtigkeit kommt zum Ausbruch; nein, der gute, stets betende, immer in den Himmel sehende Oranien wird erschossen, der atheistisch philosophirende Böswicht Granvella aber bleibt wahrscheinlich leben. Herr Simon hat es sicherlich sehr

Digitized by Google

gut gemeint, auch durch die unzählig häufige Anbringung des Wortes Freiheit! wahrscheinlich einen großen Effect zu erzielen geglaubt — allein es ging doch nicht, es ging mit dem besten Willen nicht. Wie sich Direction und Regie zur Einstudierung eines solchen Stücks verstehen konnten, ist ein Räthsel. Den Darstellern sah man es sämmtlich an daß sie den Geist ihrer Rollen völlig erfaßt hatten, sie litten noch mehr wie das Publikum. Tiefer auf eine kritische Zerlegung desselben einzugehen, sei uns erlassen; wir glauben dem Verfasser den größten Dienst zu leisten, wenn wir von jedem fernern Ausspruch über sein Stück absehen, und des unzweideutigen Verhaltens des Publikums nicht weiter Erwähnung thun."

[Zur Geschichte des preußischen Volksliedes.]

— Das Literarische Centralblatt (Leipzig bei Georg Wigand, herausgegeben von Dr. Zarncke) sagt in Nr. 4 über die unter obigem Titel erschienene Broschüre: „Herr Frege weist in diesem Buche nach daß weder Seidel, noch Sander die Dichter des bekannten Volksliedes auf Preußens Könige „Heil Dir im Siegerkranz" sind, sondern ein Schleswig-Holsteiner: Balthasar Andreas Schumacher, Dr. der Rechte, Senior der Vicarien in Lübeck (geb. 1755), der sein ganzes Leben hindurch bemüht war, auf Preußen und seine Könige als den Schirm und Hort Deutschlands hinzuweisen. Zuerst erschien das Lied am 17. December 1793 in Nr. 151 der Spenerschen Zeitung (gleich Anfangs fünf Strophen), wurde 1801 vom Verfasser selbst revidirt und für Friedrich Wilhelm III. verändert." Die lateinische Übersetzung von Ilgen erschien 1830. Eine griechische theilt obiges Buch mit. Der deutsche Text wurde, unter Andern von L. Schneider, bei verschiedenen Gelegenheiten verändert.

[Die deutsche Flotte.]

= Raumer's historisches Taschenbuch brachte im vorigen Jahre die Geschichte der deutschen Seemacht vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab. Barthold's gründlicher Aufsatz ist wiederholt lesenswerth. Hätten wir die politische Einheit gehabt, so würden wir, bei der ausgezeichneten Begabung unseres Küstenvolkes für das Seewesen, die erste Seemacht der Welt geworden sein, und hätten Pflanzungen in den fremden Erdtheilen. Die habsburgische Hauspolitik hat uns um die Niederlande gebracht. Deutschland besaß hundert Jahre vor den Engländern Dreidecker, die ersten Kanonen, welche man je auf Schiffen sah, wurden von Lübeckern auf dieselben gebracht; Lübische Schiffsbaumeister waren die Lehrer Englands. Die Blüthe und Macht der europäischen Nationen stieg und sank in demselben Verhältnisse wie ihre Seefahrt und ihre Seemacht. Das hat seit zweihundert Jahren kein deutscher Fürst begriffen; keiner hatte so weiten Blick, mit alleiniger Ausnahme des großen Kurfürsten von Brandenburg, den keinen Nachfolger fand, um die maritime Wichtigkeit Deutschlands zu begreifen. Die anderen Völker Europa's haben unsere Seeleute zu ihrem Vortheile benutzt. Und in unsern Tagen begab sich das Allerschimpflichste. Die Dänen besetzten die friesischen Inseln der Westsee und die deutsche Flotte blieb unthätig in der Weser. — Der einzige Mann welcher je die Bedeutung einer deutschen Seemacht richtig, scharf und in großartiger Auffassung begriffen hat, war der Lübecker Tribun Jürgen Wullenweber im Anfange des 16. Jahrhunderts. Die schwächliche Volkspartei ließ ihn fallen, und die Aristokratie, im Bunde mit der Geistlichkeit, stürzte den gewaltigen Mann. Man muß bei Barthold lesen, welche Mißhandlungen Deutschland und insbesondere die Hansestädte von den dänischen Königen erlitten haben. Die deutschen Fürsten ließen Alles geschehen.

Die vor Bremerhafen still liegende deutsche Flotte besteht außer der Siegesbeute aus dem dänischen Kriege: Eckernförde noch aus folgenden Schiffen: 1) Das Admiralschiff „Hansa", früher die „United States", welches für 280,000 Doll. in Amerika gekauft und dann mit einem Aufwande von mehr als 300,000 Thaler vollständig ausgerüstet wurde, hat fast 3000 Tonnen (à 2000 Pfd.) Gehalt, eine Decklänge von 276 Fuß, und da der Kiel sehr flach gebaut ist, einen Tiefgang von nur 15 Fuß. Sie zählt 250 bis 300 Mann Besatzung, und hat an Bord 3 Stück 134-Pfünder, 8 Stück 68-Pfünder und eine zwölfpfündige Signalkanone. Sämmtliche Geschütze ruhen mit ihren Lafetten auf Drehscheiben, so daß sie, mit Ausnahme der beiden langen Kanonen zu beiden Seiten des Räderkastens, in wenigen Augenblicken durch angebrachte Schießscharten nach rechts und links angewendet werden können, ohne daß das Schiff genöthigt wäre, erst zu diesem Zweck eine Wendung zu machen. Hieraus erwächst der Vortheil, daß das Schiff sämmtliches Geschütz an Bord gegen den Feind verwenden kann, während ein Segelschiff nur allmälig und abwechselnd noch nicht ganz die Hälfte desselben spielen lassen kann und noch obendrein durch die Nothwendigkeit der Wendung viel Zeit verliert. Die Methode, die Geschütze auf Drehscheiben zu stellen, ist eine Erfindung der Neuzeit und bis jetzt nur auf Kriegsdampfschiffen angewendet worden. Die Maschine der „Hansa", welche nach amerikanischem Maße 750 oder nach unserm gewöhnlichen Maße etwas über 1000 Pferdekraft hat, ist von so ungeheurer Ausdehnung, daß sie zwei Stockwerke eines geräumigen Hauses vollkommen ausfüllen würde. Geschützt ist dieselbe theils durch ihre tiefe Lage im Wasser, theils durch die mächtig starken Rippen des Schiffskörpers, besonders aber durch die auf beiden Seiten der Maschine angebrachten Kohlenbehälter, welche von einer solchen Stärke sind, daß sie an der schwächsten Stelle noch eine Dicke von 6 Fuß haben. Die Schaufelräder sind von solcher Größe, daß Kugeln wohl Stücke herausreißen, aber nur eine wohlgezielte, lang anbauernde Kanonade sie unbrauchbar machen kann. Die Kajüten übertreffen an Eleganz und Comfort alle Begriffe, welche man gewöhnlich von den bewohnbaren Räumen eines Seeschiffs zu haben pflegt. Die Kajüte des Admirals gleicht einem großen, glänzenden Boudoir, die der Officiere einem geräumigen, luxuriös ausgestatteten Salon, und die der Mannschaft jenen großen Schlafsälen, welche man in guten und reinlichen Kasernen und Spitälern findet. Wenn man die „Hansa" mit einem großen Linienschiff von 120 Kanonen vergleicht, so stellt sich die Kampffähigkeit der beiden in folgendem Zahlenverhältniß heraus: Ein Linienschiff von 120 Kanonen kann nur aus 38—40 Kanonen auf einmal Feuer geben, nämlich aus der Hälfte der Gesammtarmirung, weniger den Bugkanonen (Kanonen, welche im Bug stehen), und da diese 38 bis 40 Kanonen theils aus

Digitized by Google

48-Pfündern (in der untersten Lage), theils aus 18-Pfündern (in der mittlern Lage), theils aus 12-Pfündern bestehen, so ist die Kraft derselben ungefähr ausgedrückt durch die Zahlen 12mal 48, 12mal 18 und 12mal 12, zusammen 936, während die „Hansa“ 3mal 134 und 8mal 68, zusammen 948, liefert. 2) Das zweite Schiff der deutschen Flotille auf der Weser ist der „Barbarossa“, ein Schiff welches früher mit Passagieren zwischen Liverpool und Nordamerika fuhr, in Tüchtigkeit der Bauart kaum der „Hansa“ nachstehend. Es hat 550 Pferdekraft, bedarf zur vollständigen Bemannung 250 Mann und hat an Bord 9 Stück 68pfündige lange Pairbank, welche gleichfalls wie bei der „Hansa“ auf Drehscheiben stehen. Das Schiff ist im Stande, einer Fregatte von 72 Kanonen die Spitze zu bieten. 3) Das dritte Schiff ist der „Erzherzog Johann“, welcher nach seinem Unglück an der holländischen Küste nach mehr als zwölfmonatlicher Arbeit wieder seefähig wurde und 2 Stück 84-Pfünder, nebst 4 Stück 68-Pfündern, trägt. An Größe und Bauart gleicht er vollkommen dem „Barbarossa.“ 4) Der „Ernst August“, das im Range vierte Schiff, ist etwas kleiner, hat eine Maschine von 400 Pferdekraft und 6 Kanonen, 2 lange 68-Pfünder und 4 kurze 68-Pfünder. Sachkenner behaupten daß er in Bezug auf die Bauart das vorzüglichste Schiff der Flotille sei. 5) und 6) Der „Großherzog von Oldenburg“ und die „Stadt Frankfurt“ sind große, auf englischen Kriegswerften erbaute Dampfcorvetten von 250 Pferdekraft, zu deren Bemannung 150 Mann Besatzung an Bord nothwendig wären. Jetzt beläuft sich die Mannschaft auf 70 – 80 Köpfe.

Außer diesen sechs vollständig ausgerüsteten Kriegsdampfschiffen liegen bei Bremerhafen theils auf der Weser, theils in der Geest noch die drei Kriegsdampfer „Stadt Hamburg“, „Bremen“ und „Lübeck“, von denen jeder 220 Pferdekraft besitzt und einen großen 48pfündigen Pairhans, einen 32-Pfünder und 2 18-Pfünder an Bord hat. Auch diese Schiffe sind in England gebaut und nach den neuesten Mustern englischer Kriegsschiffe eingerichtet. Besonders sind die Maschinen sehr compendiös, nehmen wenig Raum ein und haben schon dadurch eine größere Sicherheit gegen Beschädigung oder Vernichtung. Die Bremerhafener Flotille zählt neben den genannten 9 Dampfschiffen ein segelndes Kriegsfahrzeug, „Deutschland“, welches 12 Stück 32-Pfünder und 20 Stück kurze 18-Pfünder trägt und also Fregattenrang hat. Außerdem liegen in Vegesack noch 26 Kanonenboote, von denen jedes einen 84-Pfünder und einen 32-Pfünder trägt. Die Mannschaft aller Schiffe zusammengenommen, nebst den Marinesoldaten und dem ziemlich zahlreichen Beamtenpersonal, beläuft sich auf 900—1000 Köpfe. Der monatliche Kostenaufwand für Sold, Verpflegung ꝛc. beträgt durchschnittlich zwischen 24—36,000 Thlr. Der Sold der Offiziere ist, wenn auch kein englischer, doch ein ziemlich guter: ein Lieutenant erster Klasse, welcher ein Commando hat, erhält monatlich 130 Thlr., sonst 116 Thlr. 20 Sgr.; ein Lieutenant zweiter Klasse 58 Thlr. und ein Lieutenant dritter Klasse 50 Thlr. monatlich.

[B. Auerbach über Lenau.]

— „Der letzte Sommer Lenau's“ lautet ein Artikel im „Deutschen Museum“, der des Verfassers Verkehr mit dem Dichter im Sommer 1844 zu Baden schildert. Es ist eine Gabe auf einem Altar, für den noch der rechte Priester fehlt. Auerbach liefert mit der ganzen Weihe des Gefühls das er für Lenau hegt, eine Reihe kleiner charakteristischer Züge; aber aus dieser Mosaik erwächst uns doch keine ganze Gestalt. Auerbach ist nicht der speculative Psychologe der was hier räthselhaft zu Tage trat, lösen könnte. Persönlicher Verkehr selbst im Vereine mit entschiedener Bewunderung der innern Welt des Dichters reicht noch nicht aus, Lenau's Wahnsinn zu erläutern. Auch appellirt Auerbach an die Kenntniß der Vergangenheit des Dichters, die ihm, ganz versenkt in den Moment der Gegenwart, unbekannt geblieben. Wir erfahren daß ihm Lenau einen Rohrstock schenkte, ihn Brüderle nannte. Auch die Freude über den Fund des weiblichen Seelenschatzes theilt er mit Lenau; weist aber nur unsicher hin auf Wien und die Fäden die den Dichter dort banden, ohne die Existenz solcher Fäden zu leugnen. Der Wahnsinn des edlen Geistes bleibt in dieser Schilderung in jeder Beziehung ein Räthsel. Nur leise wird einiges angedeutet was ein Seelenarzt der weniger mit sich und lediglich mit dem Leidenden beschäftigt ist, fester verfolgt hätte. Man hat oft genug von Lenau's tiefem Studium der Gnostiker und Mystiker gesprochen. Aus einem Gespräche von Auerbach ergibt sich daß Lenau neben jenen Studien sich niemals mit Spinoza beschäftigt. Sich in die Gnostiker versenken und sich um die Philosophen nicht kümmern, heißt aber zur See gehen mit vollen Segeln, aber ohne Steuer, ohne Kompaß. — Bezeichnend mehr für Auerbach als für Lenau ist die Verwunderung des Erzählenden, daß der Dichter aus seiner Fahrt nach Amerika kein Gedicht gemacht, und an solch frischem Stoffe nicht mehr als an Faust und Don Juan Behagen gefunden. Es sei besser „nach wildem Fleische zu jagen als schon gekochtes zu braten oder zu schmoren.“ Wie freilich Faust oder Don Juan in diesem Vergleiche als „gekochtes Fleisch“ figuriren, ist nicht gleich als richtig einleuchtend. Uns für unsern Theil erschien es immer als ein tiefer Mißgriff, Faust und Don Juan behandeln zu wollen. Als wenn sich in beiden Gestalten, wie sie nordischer und südlicher Geist combinirt, Spiritualismus und Sensualismus nicht hinreichend gegenseitig erfaßten und bespiegelten!

Anzeigen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen,
kleine Leute in großer Zeit.
Drei Theile.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Matadore.
Ein Roman der Gegenwart.
Von
Theodor Mundt.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google